Dr. Joseph Frank's,

öffentlichen Lehrers der Pathologie und allgemeinen Therapie auf der Kaiserlich Russischen Universität zu Wilna; wirklichen Mitgliedes des Collegiums der Ärzte in Venedig; correspondirenden Mitgliedes der Gesellschaft der Georgiofili in Florenz, der Wissenschaften und Künste in Strasburg, der medizinischen und Galvanischen Gesellschaft in Paris, der k. Gesellschaft der Ärzte in London, der Sydenhamischen in Halle, u. s. w.,

Reise

nach

Paris, London,

und einem grossen Theile des übrigen

Englands und Schottlands

in

Beziehung

auf

Spitäler, *Versorgungshäuser*, übrige *Armen-Institute*, *Medizinische Lehranstalten*, und *Gefängnisse.*

Erster Theil.

Mit einem Kupfer und sieben Tabellen.

Wien,

in der Camesinaischen Buchhandlung.

1804.

Vorrede.

Eine Reise, welche ich i. J. 1803 durch Frankreich nach England und Schottland in der Absicht vornahm, die Bekanntschaft ausgezeichneter Ärzte zu machen, die verschiedenen Lehrarten zu beobachten, vorzüglich aber die Spitäler, Versorgungshäuser und übrigen Armeninstitute, so wie auch die Gefängnisse dieser Länder zu besuchen, ist der Gegenstand des gegenwärtigen Werkes.

Als ich meine Reise antratt, war ich weit entfernt daran zu denken, ihre Beschreibung je durch den Druck bekannt zu machen. Diesen Entschluss fasste ich erst dann, als die vor mir liegenden, zu meinem eigenen Gebrauche gesammelten Materialien mich vermuthen liessen, ihre Bekanntmachung dürfte nicht ohne allen Nutzen seyn. Dieser Umstand wird, wenn ich mich nicht irre, hinreichen, mehrere Unvollkommenheiten zu entschuldigen, die ich mir nie zur Last hätte

fallen lassen, wenn ich meine Reise sogleich in der Absicht, eine Beschreibung davon dem Publikum vorzulegen, angefangen hätte.

Unter den vielen Schwierigkeiten, welche mir bei der Bearbeitung des gegenwärtigen Werkes vorkamen, habe ich wohl keine lebhafter gefühlet, und folglich kräftiger zu überwinden gesucht, als diejenige, meinen Lesern die Wahrheit rein vorzutragen, ohne mich undankbar gegen diejenigen Personen zu benehmen, durch deren Güte ich die Gelegenheit hatte, die manchfaltigen Gegenstände, welche mich auf meiner Reise interessirten, nach Wunsch zu sehen. Ich fühlte nemlich gleich lebhaft, wie viel ich meinem Vaterlande, vor dem ich als Historiker auftrete, und wie viel ich dem Auslande, das mich mit so grosser Gastfreiheit aufnahm, schuldig bin. Mögen beide in meinem Werke eben so grosse Liebe zur Wahrheit, als Bescheidenheit im Urtheilen bemerken!

Schon mehrmalen habe ich dem Schicksale gedankt, dass es mich nicht vor zehn Jahren, (in dem Alter nemlich, wo sich die

meisten Ärzte in der Welt umzusehen pflegen) auf die Reisebahn geschleudert hat. Wahrscheinlich würde ich damals blos diejenigen Ärzte, welche nach neueren Grundsätzen kuriren, für gute Ärzte angesehen haben; — wahrscheinlich würde ich blos solche Lehrarten gebilliget haben, die mit denjenigen, welche auf den von mir besuchten Hohenschulen eingeführet wären, übereinstimmen; und wahrscheinlich würde ich von Spitälern, milden Stiftungen und Gefängnissen das gefordert haben, was mir mein Ideal von Vollkommenheit, ohne Rücksicht auf Nebenumstände, diktirt hätte.

Unter einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet man die Gegenstände nach bereits etwas gedämpftem jugendlichen Feuer, und nachdem man mit eigener Erfahrung ausgerüstet ist. Man hat alsdann die Überzeugung, dass sich die Heilkunde, so wie jeder andere Gegenstand, von verschiedenen Seiten betrachten lässt; — dass alle diese verschiedenen Ansichten ihr Gutes und ihr Übles haben, — und dass dieses von jenem nur durch den Probierstein, Erfahrung, getrennet werden könne. In Hin-

sicht der Art, mit welcher die Heilkunde gelehret werden solle, überzeugt man sich nicht weniger, dass diese von verschiedenen Umständen modifizirt werden müsse, dass sie von Lokalitäten, Nationalcharakter, Fähigkeiten der Lehrer, Geist der Zeit u. s. w. abhänge; und dass folglich äusserst schwer falle ihren Gehalt zu bestimmen, wenn man nicht in den Stand gesetzt ist, alle diese Gegenstände abzuwiegen. Eben so von Spitälern, milden Stiftungen, und Gefängnissen, deren Zustand, mehr als jener irgend einer anderen Sache, von äusseren Umständen bestimmt wird, und folglich auch nach diesen beurtheilet werden muss.

Wie schwer es einem Reisenden falle, seine Urtheile auf alle die erwehnten Gegenstände zu gründen, versteht sich leicht von selbst. Dass ihn der unermüdetste Fleiss, der beste Wille, und das zweckmässigste Benehmen blos in den Stand setzen können, sich der Vollkommenheit in der Ferne zu nähern, ist nicht minder offenbar. Äusserst angenehm muss es ihm daher seyn, wenn Sachkundige die begangenen Fehler aufdecken.

Ich habe das gegenwärtige Werk in zwei Theile getheilet. Der erste Theil enthält: die Beschreibungen der Medizinal-Anstalten u. s. w. von Paris, und zum Theil auch von London. Der zweite Theil setzt letztere fort und schlieset mit der Beschreibung jener, die ich in *Oxford*, *Cambridge*, *York*, *Newcastle*, *Edinburgh*, *Glascow*, *Liverpool*, *Manchester*, *Birmingham*, *Bristol*, *Bath* und *Portsmouth* zu sehen Gelegenheit hatte.

Obwohl ich bei meiner Reise nach Frankreich einen beträchtlichen Theil des südlichen, — und bei meiner Rückreise aus England, einen nicht minder ansehnlichen Theil des nördlichen Deutschlandes besuchet habe; so habe ich mich doch enthalten, eine Beschreibung der zahlreichen Gegenstände, die allda meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, zu liefern. Ich glaubte nemlich, dass sich ein unbefangener Ausländer dieses Geschäftes besser entledigen könnte; — und dieser Meinung opferte ich das Vergnügen, von so vielen interessanten und wichtigen Menschen und Dingen zu sprechen, auf. Doch habe ich mich dort, wo sich Gelegenheit fand, meine in Deutschland gemachten

Beobachtungen, mit den im Auslande angestellten zu vergleichen, einigermassen schadlos zu halten gesucht. Möge hiedurch das Interesse folgender Bögen, für die ich mir ein gelindes Urtheil von Seiten meiner Leser zum Voraus erbitte, einigermassen erhöhet werden!

Paris.

Civil-Kranken- und Versorgungshäuser (*Hospices civils*) überhaupt.

Ich werde in der Beschreibung der Kranken- und Versorgungshäuser dieser Hauptstadt, so wie überhaupt in der Darstellung aller übrigen Gegenstände, die in dem gegenwärtigen Werke vorkommen, gerade so verfahren, wie ich in der Besichtigung derselben verfahren bin. Wo möglich, habe ich nemlich nie irgend eine der zu erwähnenden Anstalten besucht, ohne mir vorher die gehörigen Kenntnisse, ihre Entstehung, Verfassung, Administration betreffend, verschafft zu haben. Ich war überzeugt, dass, ohne so zu handeln, die Durchsehung derselben blos die Neugierde, ohne eine solide Belehrung zu gewähren, oder in den Stand zu setzen mit Sachkenntniss zu urtheilen, befriedigen könne. Daher sollen einige allgemeine Betrachtungen über

ihre Verfassung, der besondern Beschreibung derselben vorausgehen.

Die Administration der *Civil-Kranken-* und *Versorgungshäuser*, welche unter dem allgemeinen nicht leicht zu verdeutschenden Nahmen, *Hospices*, begriffen werden; so wie die Hilfe, welche Dürftige in ihren eigenen Wohnungen erhalten, (*secours à domicile*) und das sogenannte *Ammen Bureau* wird überhaupt als ein und dieselbe Anstalt betrachtet, und von einem *Administrations-Rathe* (*Conseil général d'administration des hospices*), und einer *ausübenden Kommission* (*Commission exécutive*) welche den 27ten Nivose und 30ten Germinal des 9ten Jahr's durch ein Dekret des Consul's gestiftet wurden, besorgt.

Der *Administrations-Rath* besteht aus vierzehn nicht besoldeten Mitgliedern. Hier folgt ihr Verzeichniss:

Hr. *Frochot*, Präfect des Seine-Departements und *President* des Administrations-Rathes. Hr. *Dubois*, Staatsrath und Policeypräfect. Hr. *Bigot de Préameneu*, Staatsrath. Hr. *Camus*, Aufseher der National-Archive. Hr. *Delessert*, Banquier. Hr. *D'Aguesseau*, ehmals Bothschafter bey Sr. Maj. dem König von Dännemark. Hr. *De Belloy*, Erzbischof von Paris. Hr. *Duquesnoy*, Maire. Hr. *Fieffé*, Maire. Hr. *Mourgue*. Hr. *Parmentier*, vom Na-

tionalinstitut. Hr. *Pastoret.* Hr. *Richard d'Aubigny.* Hr. *Thouret*, Direktor der Medizinalschule. Hr. *Maison*, General-Sekretair.

Dieser *Administrationsrath* versammelt sich zweimal die Woche, und hat die allgemeine Direkzion der Hospicien; er bestimmt jede Art von Ausgaben, den Zustand der Einnahmen, die zu machenden Verbesserungen, mit einem Worte: er berathschlaget über alles, was den Dienst, die Erhaltung und die Verwendung der Einkünfte der Spitäler betrift. Das Resultat seiner Berathschlagungen wird dem *Minister des Innern* zur Genehmigung vorgelegt. Die Mitglieder des Administrationsrathes haben seit dem 15ten Nivos des Xten Jahres die Aufsicht der verschiedenen Hospicien unter sich getheilt, ein Umstand, der mit den grössten Vortheilen verbunden ist.

Die *ausübende Kommission* besteht aus fünf besoldeten Mitgliedern; diese sind:

Hr. *Alhoy.* Hr. *Desportes.* Hr. *Duchanoy.* Hr. *Fesquet.* Hr. *Le Maignan.*

Diese *ausübende Kommission* versammlet sich ebenfalls zweimal die Woche, setzt die Beschlüsse des Administrations-Rathes in Ausübung, und hat die bei den Hospicien angestellten Beamten unmittelbar unter sich. Zwey Mitglieder der ausüben-

den Kommission, wohnen den Sitzungen des Administrations-Rathes bey, wo sie diejenigen Vorschläge machen können, die sie dem Wohl der Hospicien angemessen glauben, und auch über die in Berathschlagung gezogenen Gegenstände vernommen werden. Auch haben die Mitglieder der ausübenden Kommission die Aufsicht der verschiedenen Hospicien unter sich getheilt, — und conferiren mit den respectiven Mitgliedern des Administrationsrathes über die ihnen besonders anvertrauten Hospicien.

Jedes Hospicium hat einen eigenen *Aufseher* (*Agent de surveillance*) oder eine eigene *Aufseherin* (*Agente de surveillance*). Man fordert von ihnen, dass sie die Einrichtung des Hospiciums und die darin sich befindenden Personen genau kennen; dass sie die Kranken, oder Siechen öfters besuchen; dass sie von allem, was auf selbe Bezug hat, unterrichtet sind; und endlich, dass sie stäts bereit seyen, alle Klagen oder Anfragen anzuhören, und nach Umständen denselben abzuhelfen, oder darüber Auskunft zu geben. Diese Beamten dürfen daher nie ausser dem Hospicium schlafen, wenn sie nicht vorläufig die Erlaubniss von der ausübenden Kommission dazu haben, — ja selbst bey Tage ist es ihnen nicht erlaubt auszugehen, ohne einer vertrauten und unter ihrer Responsabilität stehenden Person, die Aufsicht über das Hospicium übertragen zu haben.

Die gesammten Hospicien dieser Hauptstadt werden nach *allgemeinen Grundsätzen* verpfleget. Diese Einrichtung ist gewiss sehr zweckmässig, — denn sie erleichtert nicht allein den Gang der Geschäfte, sondern ist auch höchst ökonomisch. Es ist nemlich bekannt, dass man, blos um die grösseren Kosten zu ersparen, welche mehrere kleinere Hospicien verursachen, auf den Gedanken verfallen ist, die kleineren Hospicien zu vereinigen, und so aus ihnen blos eine oder zwey allgemeine Krankenanstalten zu bilden. Eben so bekannt ist es, dass man hiebei das Wohl der Kranken dem ökonomischen Interesse aufopferte. Beydes liesse sich doch so leicht vereinigen, wenn man dem eben erwähnten Beispiele folgen, und die Grundsätze annehmen wollte, — die Hospicien, so viel als es immer möglich ist, zu vervielfältigen, sie aber dessen ohngeachtet durch eine allgemeine Verpflegung zu administriren.

Der Administrations-Rath hat nicht für gut befunden die Hospicien alsogleich durch *eigene Regie* zu verpflegen, daher hat er das System der *Verpachtung* vorgezogen; diess geschahe, weil man Theils ungewiss war, stäts so viel Geld in Bereitschaft zu haben, um die täglichen Ausgaben, welche mit eigener Regie verbunden sind, zu bestreiten, — Theils, weil man sich in der Administration der Hospicien noch nicht hinlänglich erfahren glaubte, um ein solches Geschäft unmittel-

bar übernehmen zu können. Übrigens sehen die Herren Administratoren vollkommen ein, dass das System der Verpachtung für Hospicien und dergleichen Anstalten nichts tauge, weswegen sie sich auch vorgenommen haben, sobald als möglich jenes der eigenen Regie allgemein einzuführen; — ich sage allgemein einzuführen, weil diess auch wirklich schon in Hinsicht der *Salpetriere*, des *Hospice de la Maternité*, des *Spitals der Venerischen*, und der *Spitäler Necker*, *Baujon*, *Cochin*, *Saint-Antoin*, *Maison de Santé*, und *Maison de retraite à Montrouge* Platz gefunden hat. — *Bicêtre*, das *Heil. Ludwig Spital*, *das Spital der kranken Kinder*, das *Hospice de la Pitié*, und der *Waisen*, sind noch in Pachtung. Das *Hotel-Dieu*, die *Charité* und die *Versorgung der Unheilbaren* sind einer interessirten Regie unterworfen, wo die Ausgabe eine gewisse Summe nicht übersteigen darf, aber geringer seyn kann, in welchem Falle das Übrigbleibende zwischen der Administration und der Regie getheilet wird.

Die *Einkünfte* der Hospicien in Paris kommen aus folgenden Quellen, nämlich:

Von *eigenen Gütern*, *(biens patrimoniaux)*. Sie bestehen in Grundstücken und Häusern, die in verschiedenen Theilen der Stadt liegen. Erstere trugen im Jahr X. 262,810 *francs*, und letztere, deren Zahl sich auf 731 beläuft, — 884,280 *francs*. Dieses von den Häusern herrüh-

rende Einkommen fällt aber grösstentheils nicht den Hospicien, sondern den Aufsehern über dieselben, den Architekten, Maurern, und andern Handwerksleuten zu, so dass es sehr vortheilhaft wäre, wenn der Administrations-Rath der Hospicien autorisirt würde, diese Häuser zu verkaufen, und das Geld auf eine andere Art zu benützen.

Von dem *Versatz-Amte (Mont-de-piété)*. Das Haus, in welchem sich diese Anstalt befindet, gehört den Hospicien, — welche die Miethe davon erhalten. Ja die Hospicien haben selbst einen kleinen Antheil an der Administration derselben, — der, wie man behauptet, grösser seyn könnte. Im Jahre XI. belief sich die aus dieser Quelle kommende Summe auf 45,822 *francs* und 53 *Centimes* (etwas über 30 *sol*).

Von dem *Octroy*, d. h. von der Mauth, welche auf alle Gegenstände, die in Paris verbraucht werden, gelegt ist. Dieses Octroy soll ein Einkommen von 5,000,000 *francs* jährlich gewähren, welche Summe aber äusserst unordentlich eingeht, so dass sich die Administration der Hospicien nicht vollkommen darauf verlassen kann.

Vom *Gouvernement* zum Unterhalt der verlassenen Kinder — 350,000 *francs*, welche Summe erst für das Jahr XII. bestimmt ward, und bisher

von dem allgemeinen Fond der Hospicien bestritten werden musste.

Nebst diesen giebt es noch einige andere weniger bestimmte Quellen, so, dass man das jährliche Einkommen der Hospicien in Paris gegen 7,000,000 schätzen kann. Von dieser Summe muss man aber mehrere Leibrenten und Pensionen, die das Spital zu zahlen hat, abrechnen, — eben so die Abgaben, welche die Hospicien, *gleich allen andern Häusern ertragen müssen;* so wie die Reparaturkosten sowohl der Hospicien, als der ihnen zugehörenden Häuser, was i. J. X. 716,871 *fr.* betrug.

Die für den unmittelbaren Dienst der Hospicien übrig bleibende Summe reichet keineswegs hin, um ihren Unterhalt zu sichern. „*Ehemals*, heist es in dem Rapport, *) hätte man auf Allmosen zählen können; — diese Quelle ist aber *nun* beynahe ausgetrocknet.„ Die Administratoren sagen daher auch vor, dass, wenn man nicht den Hospicien die ihnen angewiesenen Einkünfte so zusichere, dass sie dieselben pünktlich erhalten, und sich darauf verlassen können, — und wenn man nicht neue Quellen ausfindig mache um das erwähnte Einkommen zu vermehren, die Hospicien wieder in ihren vorigen schlechten Zustand verfallen müssen. Ich hoffe, dass diess nicht der Fall seye, und dass man den würdigen und einsichtsvollen Männern,

---

*) *Rapport sur les Hospices civils de Paris. An XI.*

die den Administrations-Rath ausmachen, alle Mittel an die Hand geben werde, deren sie bedürfen um ihren Zweck zu erreichen, und ohne welche die vernünftigsten Plane, die sie auch entwerfen könnten, gänzlich ohne Erfolg bleiben würden. Der Wille und die Gesinnungen des Ministers des Innern sind gewiss die besten. — Er weiss zu wohl, dass die Augen von ganz Europa in dieser die Menschheit interessirenden Sache auf ihn gerichtet sind; als dass Er nicht alles Mögliche thun sollte die Administratoren der Hospicien, zu unterstützen, welche aus blosser Liebe zur Menschheit ein so schweres Geschäft übernommen haben, und welche dieses, wenn sie die Hoffnung ihren Zweck erreichen zu können, verlohren hätten, auch sicher aufgeben würden.

Die Hospicien in Paris werden nach folgender Ordnung mit *Arzneyen*, *Nahrungsmitteln*, *Holz* und *andern Bedürfnissen* versorgt.

Arzneyen. Sie werden alle in einem allgemeinen *Dépot* aufbewahret und bereitet. Dieser *Dépot* befindet sich *rue neuve de notre Dame* in dem Hause, welches ehemals den Findelkindern zur Herberge diente. Von da theilt man die Arzneyen unter die Hospicien aus. Ein Apotheker hat die Aufsicht und die Direkzion über den allgemeinen *Dépot;* ihm sind zwey andere Apotheker untergeordnet, wovon der eine dem Magazin, und der

andere dem Laboratorium vorsteht. Sie haben zwei Gehilfen, die sie unterstützen. Nebstdem befinden sich allda ein Buchhalter, ein Expeditor und sieben Dienstleute.

Jeder in den Hospicien angestellte Arzt kann alles, ohne Rücksicht auf Kosten, verschreiben was er will. Ja, er ist nicht einmal an eine Pharmakopoe gebunden. — So sehr ich ersteres billige, so sehr muss ich letzteres missbilligen. Eine Pharmakopoe, die von den Hospitalärzten selbst verfasst ist, und die bloss diejenigen Arzneymittel enthält, welche ein jeder unter ihnen für das Wohl seiner Kranken unumgänglich nöthig glaubt, ist ein wahres Bedürfniss für ein Spital, und vermindert um ein Ansehnliches die Auslagen für Arzneyen. Man kann nemlich annehmen, dass durch eine wohlverfasste Pharmakopoe ihre Mannichfaltigkeit merklich vermindert wird. Diess macht, dass man um so viel Arzneyen weniger kaufen darf, die blos angeschafft werden mussten, um sie zu haben, wann es den Ärzten einfallen sollte selbe zu verschreiben, und die, da diess seltner der Fall ist, gewöhnlich verderben. Ich will nur ein Beyspiel anführen. In der Apotheke des *Hospice de la charité* sahe ich eine Menge Syrupen von verschiedener Art. Da diese Gattung von Arzneyen doch im allgemeinen, und besonders bey erwachsenen Menschen, keinen anderen Zweck hat, als dieselben weniger unange-

nehm zu machen; so glaube ich, dass eine Pharmakopoe für die Hospicien, wo man überhaupt jeden Luxus vermeiden soll, und wo man mit nicht so sehr delikaten Menschen zu thun hat, mit zwei verschiedenen Syrupen auskommen dürfte. Da die Syrupen sich nicht leicht über ein Jahr erhalten lassen; so ist es offenbar, dass man auf diese Art mehrere Zentner derselben vor dem Verderbniss retten, und dadurch manchen Livre ersparen könnte. — Es lässt sich ferner erwarten, dass eine neue Pharmakopoe selbst durch die Verminderung der oft aus so vielen unnützen oder überflüssigen Ingredienzen zusammengesetzten Mittel einen nicht unbedeutenden Gewinn gewähren würde.

Nahrungsmittel. In Hinsicht dieses Punktes besteht folgende Verordnung:

Das *Fleisch* muss von guter Beschaffenheit und wohl ausgeblutet seyn. Das Rindfleisch soll von 6- bis 9jährigen, beiläufig 600 Pfund schweren Ochsen genommen werden. Die Schöpse müssen zwischen dem 4ten und 5ten Jahr, — und die Kälber zwischen dem 3ten und 4ten Monat geschlachtet werden; und jene zwischen 28 und 34 Pfund, diese zwischen 80 und 120 Pfund haben. Das Verhältniss, in welchem diese verschiedenen Fleischsorten täglich geliefert werden, besteht in wenigstens drey viertel an Rind- und höchstens in einem Viertel an Kalb- oder Schöpsenfleisch. Das Fleisch muss in Gegenwart des

Agent de surveillance gewogen, und in einen Kessel mit Schloss, von dem er nachher den Schlüssel zu sich nimmt, geleget werden. — Das Gewicht des rohen Fleisches muss gerade noch einmal so viel betragen, als jenes, welches für die Kranken ohne Knochen bestimmt ist. Die Fleischbrühe wird aus zwei Maass *(deux litres)* Wasser auf beiläufig 25 Loth *(cinquante décagrames)* Fleisch bereitet; und mit einer angemessenen Porzion Salz, so wie mit gelben Möhren, Zwiebeln, Selleri, u. dgl. jedesmal im Verhältniss eines Zehntels zu dem rohen Fleische vermischt. Sie muss zwischen 9 und 10 Stunden sieden, und das Wasser um ein Viertel einkochen.

Die *vegetabilische Suppe* *(bouillon maigre)* wird bereitet, indem man auf hundert Individuen hundert fünfzig Maass Flusswasser in den Kessel giesst; und damit entweder zehn Pfund feines Gerstenmehl, oder drei Scheffel wohl gekochter Erdäpfel, oder auch nur ein aus einem Scheffel Erbsen, Bohnen, oder Linsen bereitetes Muss *(purée)* umrührt; — dann wird alles zusammen mit fünfzehn Pfund ausgelesenen Zwiebeln, Selleri, Gelbe Möhren, Rüben, und Sauerampfer, gekocht. Endlich giebt man zwei Pfund Salz und vier Pfund frische Butter dazu.

Die ganze Porzion von trocknen Gemüsen *(légumes secs)* für hundert Individuen, wird mit

5 Pfund Butter, 2 Pfund Salz, und 15 Pfund Zwiebel, oder Mangold, gelbe Möhren, oder Sauerampfer bereitet.

Die grünen Gemüse müssen viermal das Gewicht der trocknen haben.

Nie wird zwei Tage hinter einander das Nemliche gegeben.

Der Arzt bestimmt bey der Frühvisite die Diät (auf 24 Stunden) aller der ihm anvertrauten Kranken; sie ist entweder animalisch, oder vegetabilisch.

Bei beiden Diätgattungen sind die Porzionen eingetheilt in ganze-, halbe-, viertel-, Brodsuppe, und Grütze.

Die ganze Porzion der animalischen Diät besteht 1°. aus zwei Suppen mit Brod, Gerste, oder Erdäpfel, jede Suppe von 24 Loth (*48 décagrammes*). 2°. Aus 12¼ Loth (*25 décagrammes*) Fleisch.

Die ganze Porzion der vegetabilischen Diät besteht 1°. aus zwei Suppen oder Brühen, — 2°. aus zwei *décilitres* frischen oder trocknen Gemüse.

Nebstdem können die Ärzte nach Umständen Extra Suppen, Eyer, Obst, Milch u. dgl. verschreiben.

Der *Wein* muss wenigstens ein Jahr alt, roth, und von guter Beschaffenheit seyn. Indessen herrscht doch eine ziemlich allgemeine Klage über diesen Gegenstand, die ich aber nicht in allen Hospicien, wenigstens nach dem Weine zu schliessen, den man *mir* zu kosten gab, gegründet fand.

Sonderbar allerdings und unbegreiflich ist das Reglement in Hinsicht des Weines; es lautet:

„Obwohl der Wein keinen Theil irgend einer Diät ausmacht, so sollen ihn doch Primarärzte den Kranken, die über 12 Jahr alt sind, in dem Verhältniss von einem halben Schoppen, oder halben Seitel *(quart de litre)*, und den erwachsenen Rekonvaleszenten zu einem halben Maass verschreiben können. Die Kinder von und unter 12 Jahren sollen die Hälfte der oben erwehnten Porzionen erhalten.„ —

Warum überlässt man den Ärzten nicht Wein nach Umständen, so wie sie diess in Hinsicht der übrigen Arzneyen thun, zu verschreiben?

Das *Brod* für alle Hospicien in Paris wird in einer allgemeinen, sehenswürdigen und gut bestell-

ten Bäckerei, *Scipion* genannt, verfertiget. Es ist seit der den 8ten Thermidor des 9ten Jahres eingeführten Verordnung, von der besten Beschaffenheit. Ich habe es wenigstens 6 Wochen täglich unter Augen gehabt, und es durchgehends so gefunden, als man es sich in irgend einem Privathause wünschen kann. Vor der erwehnten Verordnung verfertigten Bäcker, die in dem Solde der Administration standen, das Brod. Sobald man sie wegen der schlechten Beschaffenheit desselben zur Rede stellen wollte, warfen sie die Schuld auf das Mehl, — und sobald man sich wegen diesem Umstande an den Lieferanten des Mehls wendete, gab er der üblen Bereitungsart die Schuld. Um diesem Übel abzuhelfen, wurde in der oben angegebenen Epoche ein Oberaufseher *(Manutentionair)* bestimmt, welcher sowohl für die Menge des Brodes, die ein jeder Sack von Mehl liefert, als für die Beschaffenheit desselben verantwortlich seyn muss. Von der andern Seite ist der Lieferant des Mehls für die Güte desselben verantwortlich. Ersterer muss von jedem Sacke Mehls, der 325 Pfund wiegt, 425 Pfund Brod liefern, und erhält dafür 4 francs und 15 Centimes. Er kontrolirt wie natürlich, den Lieferanten, weil er ohne gutes Mehl nicht im Stand wäre gutes Brod zu liefern. Der Lieferant hingegen kontrolirt den *Manutentionair*, damit er seinem Mehle nicht die Schuld gebe, die auf die Bereitungsart fallen sollte. Die Öfen, wel-

che in Scipion sind, können jährlich 20, bis 25 tausend Säcke Mehls verbacken.

Was die *Nahrungsmittel* überhaupt betrifft, so habe ich sie nicht ganz gleich in jedem Hospicium gefunden; ein Umstand, der zum Theil vom Zufall, zum Theil auch von der Redlichkeit der Entreprenneurs, des *Agent de surveillance* u.s.w. herrühren mag. Vorzüglich gut schien mir die Kost im *hospice de la charité*, — und das Gegentheil im *Hôtel-Dieu*. Da fiel mir besonders die eckelhafte Art auf, mit welcher die Wärterinnen selbst mit ihren Händen das Fleisch manipulirten, und zerschnitten.

Im Ganzen genommen liesse sich vielleicht manches gegen die so eben beschriebene Diät sagen, wenn man sich nicht fürchten müsste falsch zu urtheilen, weil bei einer Diätordnung für Kranke immer auf die Kost Rücksicht genommen werden muss, welche die in Spitäler aufgenommene Menschen in gesunden Tagen geniessen; eine Sache, die bekanntlich bei den verschiedenen Nationen sehr verschieden ist. — Die nemliche Kost, welche in einem Pariser-Spital die vollkommenste Zufriedenheit erhalten würde, würde in einem Londner-Spital einen hohen Grad von Unzufriedenheit erregen, und noch mehr umgekehrt.

Beheizung. Wer den Einfluss der Temperatur auf die Erzeugung und Heilung der Krankheiten kennt, der wird leicht einsehen, dass die Beheizung der Säle in einem Spitale von der allergrössten Wichtigkeit seye. Diesen Punkt fand ich indessen, wie man in der besonderen Beschreibung der Anstalten sehen wird, in den Hospicien dieser Hauptstadt durchaus mangelhaft. Die Spitäler von Paris gleichen hierin jenen von Italien, wo gewöhnlich die Beheizung kaum wahrgenommen wird. Doch steht in den Statuten der hiesigen Spitäler, dass das Feuer vom 23ten Oktober bis 21ten April, ja auch länger, wenn es die Ärzte verlangen, in den Krankensälen von 7 Uhr Morgens bis Abends 9 Uhr unterhalten werden solle! Ja, es ist selbst den Ärzten überlassen den Grad der Wärme zu bestimmen.

Bette. Die Administration der Hospieien hat sich gezwungen gesehen die Bette beizubehalten, welche sich bereits bei den Hospicien befunden haben. Alle diejenigen, welche neu verfertiget werden, müssen so eingerichtet seyn, dass die hölzerne Bettstelle in der Breite 2 Fuss 6 Zoll, in der Länge 6 Fuss, und in der Höhe 1 Fuss bis zu 1 Fuss 4 Zoll habe.

Jedes Bett hat einen mit 40 Pfund Stroh angefüllten Strohsak, — eine Matraze von 21 Pfund, 2 Leintücher, und 2 weisse wollene Decken, letztere von 8 bis 9 Fuss Länge. Diejenigen Pazienten,

welche in Hinsicht ihrer Krankheit, oder der Mittel, die sie brauchen, die Matrazen verderben würden, bekommen blos Strohsäcke; die Leintücher werden alle 14 Tage, und öfters, wenn es nöthig ist, gewechselt.

Bedienung der Kranken. In jedem Spitale werden auf 100 Kranke ein Oberkrankenwärter *(Infirmier en chef)* oder eine Oberkrankenwärterinn *(Infirmiere en chef)* gerechnet. Diese haben mehrere Wärter oder Wärterinnen unter ihren Befehlen. Man rechnet eine von letztern auf zehn oder zwölf Kranke. Die Besoldung dieser Menschen ist verschieden. In einigen Hospicien sind noch die sogenannten *soeurs grises;* — es wäre zu wünschen, sie wären in allen. Der Krankendienst, der aus religiösem und menschenfreundlichen Triebe geleistet wird, ist weit über denjenigen erhaben, welcher blos gegen Bezahlung geschieht. — Ich würde daher bei der Errichtung eines Krankenhauses trachten, die Oberaufsicht über die Krankenwartung *Frauenzimmern* zu geben, welche aus höhern Absichten, dann ihr blosses Unterkommen zu finden, sich demselben widmen. Wenn auch solche Krankendienerinnen mehr kosten, als die gewöhnlichen, so bringen sie diess nicht allein durch die bessere Bedienung, sondern auch dadurch ein, dass sie nichts entwenden, verschleppen, und dass sie verhindern, dass diess von andern geschehe. Es ist eine Erfahrungswahrheit, die ich auch in Paris bestätigt

gefunden habe, dass die Ökonomie in Spitälern, wo Nonnen die Aufsicht führen, weit besser, dann in allen andern Krankenhäusern von statten geht.

Aufnahme der Kranken. Alle mit schweren Übeln behaftete Pazienten, die gezwungen sind, das Bett zu hüten, so wie diejenigen, welche schleuniger Hülfe bedürfen, werden alsogleich in den Spitälern, für die sie geeignet sind, aufgenommen. Alle übrige Kranken haben sich bei der Administrations-Kommission der Hospicien zu melden, welche sich täglich, von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, der Kirche *notre-Dame* gegen über, versammelt, um die Aufnahme der Kranken zu leiten. Die Kommission besteht aus zwey Ärzten und eben so viel Wundärzten, wovon einer der Ärzte und einer der Wundärzte 300 Livres, die übrigen aber 240 erhalten. Sie fertigen den Kranken, wenn sie dieselben für die Hospicien geeignet glauben, die Aufnahmszettel aus. Für die Aufnahme der Venerischen und Krätzigen sind besondere Zimmer, und ein Tag in der *Decade* bestimmt. Die Kranken, die sich nicht für die Hospicien schicken, erhalten eine Anweisung an einen der Wohlthats-Ausschüsse *(comité de bienfaisance)*, wovon in jeder der zwölf Munizipalitäten einer errichtet ist. Dieser Ausschuss übernimmt dann die Besorgung des Kranken in seiner eigenen Wohnung. Die Zweckmässigkeit dieser Verfügung erhellet von selbst.

Je besser die Verpflegung in den Hospicien ist, desto grösser ist die Anzahl der dahin strömenden Menschen, und desto mehr Leute befinden sich unter ihnen, welche diese äusserst kostspielige Verpflegung nicht nöthig haben, und auf eine weit wohlfeilere und zweckmässigere Art versorgt werden könnten. Es ist daher nöthig, — und ich möchte sagen, zur Erhaltung der Hospicien unumgänglich, dass die Aufnahme der Kranken allda nach bestimmten Grundsätzen und durch Leute geschehe, die in diesem Geschäfte erfahren sind. Die Auslage, welche erforderlich ist, einen bestimmten Arzt und Wundarzt ausschliesslich zu diesem Geschäfte aufzustellen, wird durch die Verfügung selbst bald ersetzt. Ich halte es nemlich für nothwendig, dass bestimmte Personen der Aufnahme der Kranken in die Hospicien vorstehen, und dass diese immer die nemlichen seyen, weil sie auf diese Art mehr oder weniger ihr Publikum kennen, und die wahrhaft Dürftigen von denjenigen, welche blos aus Faulheit den Hospicien zur Last fallen, unterscheiden lernen. Grösser als man es sich einbildet, ist die Anzahl der Taugenichts beiderlei Geschlechts, welche in grossen Städten auf Rechnung der Hospicien zehret, — von einer Anstalt, von einem Arzte zu dem andern läuft, — die Moralität der übrigen verdirbt, — und bei dem Heraustreten über die genossene unverdiente Wohlthat schimpft. Da es jedoch besser ist in zweifelhaften Fällen zu gelinde, als zu strenge zu verfahren, so

ist die in Paris bestehende Einrichtung, dass diejenige, welche nicht für die Hospicien geeignet sind, dennoch nicht ganz und gar abgewiesen, sondern auf eine andere Art versorget werden, nachahmungswerth. Eine milde Stiftung, so wie ein wohlthätiger Mensch dörfen niemand ganz ungetröstet abweisen.

Von der ärztlichen Hilfe werde ich in der Folge sprechen.

Bevor ich nach dieser allgemeinen zur besonderen Betrachtung der einzelnen Hospicien übergehe, habe ich zu erinnern, dass ich einem der würdigsten Administratoren, dem Herrn *Benjamin Delessert*, eine Anweisung an alle die in den verschiedenen Hospicien angestellten Aufseher schuldig bin, mittelst welcher Anweisung denselben aufgetragen wurde, mir auf das Genaueste alle Auskunft, die ich nur verlangen könnte, zu verschaffen. Hr. *Pictet*, Professor der Experimentalphysik in Genf, und einer der vorzüglichsten Redacteurs der *Bibliotheque Britannique*, dieses Modells aller Journale, welcher sich in Paris einige Zeit aufhielt, um allda das Amt eines Tribuns zu begleiten, erboth sich, mir bei meinen Besuchen der gesammten Hospicien Gesellschaft zu leisten. Wer Hrn. *Pictet* persönlich kennt, wird einsehen, wie glücklich mich diess machen musste. Es währte nicht lange, so erhielten wir einen dritten Gesellschafter, welcher uns beiden sehr angenehm war, den Hrn. General *Hitroff*, der bekannt-

lich von Sr. Maj., *Alexander I.*, Kaiser von Russland auf Reisen geschickt wurde, um die milden Stiftungs- und Schuleinrichtungen des Auslandes zu sehen; ein Geschäft, dessen Sich jener würdige Mann mit einer Einsicht entlediget, die man nicht leicht in einem Andern von seinem Stande suchen würde.

Hôtel - Dieu.

Der schreckliche Zustand, in dem sich dieses Krankenhaus, (dem man während der Revolution noch den vielversprechenden Nahmen *Hospice d'Humanité* beilegte) ehemals, und noch vor Kurzem befand, — ist hinlänglich durch die Abhandlungen und Nachrichten von *Tenon*, *Bailly* und *Liancourt* geschildert worden. Es freuet mich sagen zu können, dass sich diese Anstalt, so weit sie übrigens von dem Zustande der Vollkommenheit entfernt ist, doch merklich gebessert habe. Auch diess hat man den Einsichten des Administrations-Rathes zu verdanken.

Das *Hôtel - Dieu* ist so beschaffen, dass es sich kaum bessern lässt, wenn man es nicht von Grund aus neu bauen will. Man kann sich nemlich nichts Unregelmässigeres denken, als dieses Gebäude. Zugleich ist es sehr baufällig; so dass die Reparationskösten, die erforderlich sind, nur um das Einstürzen desselben zu verhindern, bedeutende Summen ausmachen. Durch die Nothwendigkeit beständig Arbeitsleute in dem Hause zu haben,

wird auch grösstentheils die nöthige Ruhe, Ordnung und Reinlichkeit desselben ohnmöglich gemacht. Diess musste mir besonders auffallen, da während der Zeit meines Aufenthaltes in Paris, nebst allen Reparaturen, auch an der Errichtung einer neuen *Façade* gearbeitet wurde.

Ich darf nicht aufhören von dem Locale dieses Spitals zu reden, ohne eines grossen Vortheils zu erwehnen, den dessen Lage an der Seine mit sich führet, — ich meine den Überfluss an *Wasser.* Wenn ich mich nicht irre, so ist diess immer einer der ersten Punkte, den man bei der Wahl eines Ortes für ein Krankenhaus berücksichtigen sollte, — der aber, wie es die Erfahrung lehret, öfters bei solchen Gelegenheiten übersehen wurde. Leider ist es aber schwer, hinreichendes Wasser, mit reiner trockner Luft verbunden zu erhalten.

Da eine der vorzüglichsten Ursachen des schlechten Zustandes des *Hôtel-Dieu*, in der ungeheuren, dem Locale gar nicht angemessenen, Anzahl von Kranken bestand; — so war es ganz natürlich, dass vordersamst diesem Übel abgeholfen werden musste. Diess geschahe auch wirklich dadurch, dass man die allda befindlichen Wahnsinnige und Gebährende entfernte, und von nun an keine mehr daselbst aufnahm. Durch diese Massregel gewann man eine beträchtliche Summe, — die An-

zahl der Bette in jedem Saale konnte vermindert werden; und man konnte die Pazienten, welche ehemals zu 4 und 6 in *einem* Bette lagen, trennen. Doch sahe ich noch einige Bettstellen, in welchen zwei Kranke beisamen schliefen. Es lässt sich nichts abscheulicheres denken, als dieser Anblick. Die Hrn. Administratoren müssen von diesem Umstande nicht unterrichtet worden seyn, weil sie in ihrem Rapport sagen: „*Enfin, on est arrivé au point, que, „même dans le cours d'hiver de l'an XI, les malades „ont toujours couché seuls; l'espèce d'epidémie qui „a regné au commencement de l'an XI, et qui a aug-„menté le nombre des malades, n'a rien changé à cet „état satisfaisant.*„

Die Bevölkerung des *Hôtel-Dieu* beläuft sich im Durchschnitte auf 1500 Menschen, — ehemals belief sie sich auf 4000. Doch sind noch jetzt 2000 Bette in Bereitschaft.

Sonderbar wird es scheinen, dass die *Sterblichkeit* in dem *Hôtel-Dieu*, von dem Jahre an gerechnet, in welchem die Verfassung desselben verbessert wurde, zugenommen hat, und dass jene noch immer im Verhältnisse, als sich diese Verbesserungen vermehren, zuzunehmen fortfährt. Im Jahr IX — starb nemlich beiläufig 1 — von 7, — im Jahr X — beiläufig 1 — von 6, — und in den sechs ersten Monaten des Jahres XI — beinahe 1 von 4. — Im Vorbeigehen seye es gesagt: — man wird in der

Folge diese nemliche Bemerkung in Hinsicht der Spitäler Londons finden. Auch hier hat das beste Spital die grösste Sterblichkeit. — Diese Thatsache ist schon lange bekannt. Der berühmte italiänische Arzt, *Borsieri*, erkläret laut, dass er dasjenige Spital, wo die Sterblichkeit am grössten ist, für das Best-eingerichtete halte. Die Ursache hievon ist sehr leicht einzusehen. Je besser ein Spital eingerichtet ist, desto mehr wird Sorge getragen, dass nur solche Kranke darin aufgenommen werden, welche wirklich dieser Hilfe würdig, folglich mit bedenklichen Krankheiten behaftet sind. Auf diese Art *muss* das Verhältniss der Verstorbenen zu jenem der Genesenden zunehmen. Diess ist also der erste Grund der vermehrten Sterblichkeit in dem *Hôtel-Dieu*, seitdem es verbessert wurde. Der zweyte Grund ist folgender. Da die Schwangeren und Narren, welche ehemals in diesem Spital aufgenommen, und unter die Anzahl der Kranken gerechnet wurden, doch bei weitem nicht in dem Verhältnisse sterben, wie diess bei den übrigen Kranken der Fall ist, nun aber ausgeschlossen sind; so musste sich die Sterblichkeit im Verhältnisse natürlicher Weise vermehren. Indessen gestehe ich doch offenherzig, dass die in den letzten sechs Monaten angegebene Mortalität enorm ist, und allerdings Aufsehen erregen muss.

Die Krankenwärterdienste werden in dem *Hôtel-Dieu* von den ehemaligen Nonnen versehen.

Es haben sich freiwillig mehrere Frauenzimmer zu ihnen gesellt, die, ohne Nonnen zu seyn, durch die nemlichen Grundsätze bestärket, den schweren Dienst mit ihnen theilen. Das Einzige, was ich an den mehrsten unter diesen Frauenzimmern auszusetzen hätte, wäre, dass sie sich in die Behandlung der Kranken mischen wollen, und so den Arzt stören.

Im Jahr X bestand die allgemeine Ausgabe in 880,171 Franken und 41 *Centimes.* Der Kranke kostete täglich 28 *Sols.* Der mittlere Termin seines Aufenthalts in dem Spitale war $43\frac{13}{14}$ Tage, — und die Kosten der ganzen Krankheit $61\frac{75}{100}$ *francs.*

Das *Hôtel-Dieu* ist in *zwei Departements* eingetheilt, nemlich in das *medizinische*, und in das *chirurgische.* Jenem steht Hr. Dr. *Lepreux* als *médecin en chef* — diesem Hr. *Pelletan* als *chirurgien en chef* vor.

Hr. *Lepreux* geniesst einen Gehalt von 4000 *livres*, hat aber nebst der Direkzion auch zugleich die Behandlung mehrerer Kranken auf sich. Er ist bereits ein Mann von gewissen Jahren, und vereiniget mit einer äusserst feinen Bildung etwas offenes und freies, das seinen Umgang sehr interressant, und ihn höchst liebenswürdig macht. Damit verbindet Hr. *Lepreux* einen Grad von Wissbegierde, den man hier selten antrift, und welcher

verräth, dass Er auch vermuthet, dass anderswo wichtige Anstalten existiren können. Gleich bei meiner ersten Unterredung stellte mir Hr. *Lepreux* so viele Fragen über die Einrichtungen des Wiener-Krankenhauses, dass ich Ihn an den Zweck *meiner* Reise erinnern, und bitten musste, mir lieber zu erlauben, Ihn über die Einrichtungen seines Spitals befragen zu dürfen. — Da ich Ihm zu erkennen gab, dass ich auch gerne die Bekanntschaft der übrigen Herren Ärzte zu machen, und ihren Besuchen in dem Spitale zu folgen wünschte, — bewirkte er alsogleich, dass sie mich zu einem Frühstücke einladen liessen, welches sie alle Montage in dem Spitale selbst halten, und wo über die Angelegenheiten der Anstalt gesprochen, und so eine Gelegenheit entsteht wechselseitig die in dem Verlaufe der Woche gemachten Beobachtungen sich freundschaftlich mittheilen zu können. Hr. *Lepreux* behandelt die Ärzte, über welche er die Direkzion führet, nicht wie Untergebene, sondern als Freunde. Ich verabredete mit jedem dieser Herren Ärzte den Tag, wo ich sie bei ihren Besuchen begleiten würde. Da das medizinische Departement des Krankenhauses in zehn Abtheilungen, deren jeder ein *Primararzt (Prémier-Médecin)* vorsteht, eingetheilt ist, so gab diess gerade eine Beschäftigung auf zehn Tage. Eine allerdings harte Unternehmung zu der Jahrszeit, in welcher ich selbe auf mich nahm. Die ärztlichen Besuche gehen nemlich um 7 Uhr des Morgens an, folglich zu

einer Stunde, wo des Winters noch ganz Paris im Schlafe versunken liegt, und kein Wagen zu finden ist. Zum Glücke wohnte ich nicht sehr entfernt vom *Hôtel-Dieu*, so wie von einigen andern wichtigen medizinischen Anstalten; nemlich in *Fauxbourg St. Germain* *), ein Umstand, den ich darum anführe, damit fremde Ärzte, welche nach Paris kommen, um die dortigen medizinischen Anstalten zu benützen, wissen mögen, welcher Theil der Stadt ihnen am bequemsten ist.

Jeder Primararzt des *Hôtel-Dieu* hat zwischen zwölf- und fünfzehnhundert Livres jährliche Besoldung. Keiner wohnet in dem Krankenhause. Die Kranken werden nur einmal des Tages besucht.

Sonderbar ist es, dass kein Arzt sein bestimmtes Departement hat, sondern, dass sie alle sechs Monate damit wechseln. Dieser Gebrauch kann in einer Hinsicht sein Gutes haben, ich meine für Pa-

---

*) Ich wohnte in der erwähnten Vorstadt *Rue du colombier*, (nicht *rue du vieux colombier*, die gewöhnlich damit verwechslet wird) im *Hôtel du Prince de Galles*. Ein gemächliches Zimmer mit Vorzimmer kostete mich 2 *Louis d'or* monatlich, jedoch ohne Bedienung und Beheizung. Einem Lehnbedienten giebt man zwischen 3 bis 4 *Livres* täglich; der Wagen kostet jeden Tag 18 *Livres* ohne Trinkgeld. — Um gehörig zu Mittag zu speisen, kann man mit Wein und allem 4 *Livres* verzehren. Zwey *Livres* mehr, so isst man fürtreflich.

zienten, welche an chronischen Krankheiten leiden, und wie es öfters der Fall ist, das Zutrauen an den Arzt verlieren, der ihnen nicht so bald Hilfe schaft, als sie es wünschen, und sich daher um einen Wechsel sehnen. Aber im Ganzen halte ich ihn für verwerflich; denn erstens ist vorauszusehen, dass der Arzt, welcher abtritt, seinem Nachfolger nicht die genaueste Beschreibung der so zahlreich vorhandenen Kranken, und der bisher gebrauchten Mittel samt ihrem Erfolge mittheilen wird; zweitens muss man zur Ehre eines jeden Arztes annehmen, dass der grosse Haufe seiner Kranken doch sein vollkommenes Zutrauen in ihn setzen, und daher jeden Wechsel fürchten werde; endlich sind die Kenntniss der Aufwärter, welche bei einem beständigen Wechsel dem Artze nicht leicht möglich wird, so wie jene der Lokalität, auch Umstände, aus denen der Heilkundige die grössten Vortheile für das Wohl seiner Kranken ziehen kann.

Ich werde ganz kurz einige der Primarärzte, deren Abtheilung ich besucht habe, anführen; ich sage einige, weil mehrere unter ihnen krank waren, und folglich, obgleich für diesen Fall supernumeräre Ärzte da sind, *einer* mehrere Abtheilungen besorgte.

Hr. Doctor *Bourdier*, zugleich Professor der Pathologie an der *Ecole de Médécine.* — Er versahe nebst seiner Abtheilung jene des Hrn. Doctor

Duhaume, so wie zwei Rekonvaleszentenzimmer. Die Rekonvaleszenten des ganzen Spitals werden nemlich in diese zwei Säle gebracht. Diess ist allerdings besser, als wenn sie unter den übrigen Kranken liegen blieben; aber dennoch ist es nicht hinreichend. Eigentlich sollte jeder Arzt bei seiner Abtheilung ein oder mehrere Rekonvaleszentenzimmer haben, um allda die Aufsicht über seine eigenen Rekonvalescenten führen zu können. Diese Aufsicht lässt sich platterdings nicht führen, wenn man nicht von der vorausgegangenen Krankheit unterrichtet ist. Wie sollte aber nun ein Arzt, dem man Rekonvaleszenten aus fremden Abtheilungen zubringt, hievon unterrichtet seyn können? Höchstens kann er den Nahmen der Krankheit, von welcher der Wiedergenesende befallen war, erfahren; — ein unbedeutender Umstand für den, welcher weis, wie unbestimmt und willkührlich die medizinische Nomenklatur ist. Nur in wenigen Fällen, wie z. B. nach Pocken, Scharlachausschlag u. dgl. lassen sich die Spuren der überstandenen Krankheit an dem Wiedergenesenden entdecken. Es ist also höchst nöthig, dass, wenn man einmal, wie billig, die Rekonvaleszenten von den wirklich Kranken trennen will, diess nicht so, wie im *Hôtel-Dieu* geschehe, sondern, dass, wie es in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien *nun* der Fall ist, jeder besonderen Abtheilung ihre eigenen Rekonvaleszen-Säle angewiesen werden. Dr. *Bourdier*'s Behandlung ist aktiver, als jene der übrigen französischen

Ärzte; doch bekam ein Kranker, der an einem gefährlichen Nerven- und Faulfieber lag, nichts, als Tamarinden.

Hr. Dr. *Bosquillon* ist zugleich Professor der griechischen Sprache am *College de France*, und als Schriftsteller, besonders als Übersetzer mehrerer englischen Werke bekannt. Er besitzt eine der auserlesensten Bibliotheken, die man nur bei Partikuliers erwarten kann, und ist in dem Studium der Alten wunderbar bewandert. Damit verknüpft er etwas originelles, das seinen Umgang interessant macht, obwohl er nicht selten auf Paradoxien stösst, die sich nicht leicht vertheidigen lassen. Unter andern war die Behauptung, dass die Hundswuth bei Menschen nicht ansteckend, und blos ein Hirngespinst seye, eines seiner Steckenpferde. Ich habe in meinem Leben viel Aderlassen gesehen; aber so wie Hr. *Bosquillon* Blut verschwendet, — nein — das habe ich nie gesehen. — Zu der Zeit, wo die übrigen Ärzte des *Hôtel-Dieu* bei einer gleichen Anzahl von Kranken und bei ganz ähnlichen Übeln, des Tages blos eine oder zwei Aderlässe anstellten, verordnete Hr. *Bosquillon* eines Morgens unter 112 Kranken, die er zu besorgen hatte, wenigstens dreissig die Aderlässe. Und welche Kranke waren diess? — Beinahe alle, abgezehrte Lungensüchtige; Frauenzimmer, die an Mutterblutstürzen, öfters auch als Folge eines Mutterkrebses, litten, — Kranke, die

sich dem Zustande der Rekonvaleszenz in Faulfiebern näherten, u. s. w. Man kann sich denken, was die oft zur Verzweiflung gebrachten Kranken dazu sagten. Ihr Händeringen, ihr Flehen, — das Bitten, die Vorstellungen der barmherzigen Schwestern, nichts half, — die Aderlass wurde verordnet; — aber bei mehrern zum Glücke nicht gemacht. Das erfuhr ich von denen des Tages vorher befohlenen Aderlässen; denn mehr als einmal hätte ich der Ordination des Hrn. *Bosquillon* nicht beiwohnen können. Was ich hier sage, habe ich Hrn. *Bosquillon*, den ich übrigens als Gelehrten verehre, in das Angesicht gesagt; — er hört täglich das Nemliche, und noch mehreres von seinen Kollegen — aber alles Zureden ist umsonst.

Hr. Dr. *Borie* — ein sehr artiger Mann, der seine Kranke auf die menschenfreundlichste Art behandelt; obwohl er nebst seiner Abtheilung auch jene des Hrn. *Lepreux* zu besorgen hatte, so liess er sich doch bei jedem Kranken die gehörige Zeit. Auch bemerkte ich von Seiten der Pazienten, (die im allgemeinen den Arzt immer richtig beurtheilen) die vollkommenste Zufriedenheit; was seine Behandlungsart betrift, so war es mir ohnmöglich in so kurzer Zeit ein Urtheil zu fällen. Wenn ich von einer Seite manchem Kranken beinahe nichts, als *Eau de veau* (Fleischbrühe) und Tissanen verordnen sahe, so sahe ich auf der andern auch Chinawein, Äther und Laudannm gebrauchen. Ich ha-

be es allerdings bedauert diesen Arzt nicht eine längere Zeit hindurch am Krankenbette begleiten zu können.

Hr. Dr. *Mallet* — ein bejahrter Mann, der bei seinen Krankenbesuchen sehr bedachtsam, und ordentlich verfuhr, und auf die *Méthode exspectante* sehr viel zu halten schien. Ich besuchte dessen Krankensäle, die auch etwas über hundert Pazienten enthielten, in Gesellschaft eines Engländers, Dr. *Fellowes*, der sich nicht genug über den Unterschied der Heilmethode in seinem Vaterlande, und jener in Frankreich wundern konnte. Als ich diesen meinen Freund, kurz ehe ich London verliess, wieder sahe, konnte ich ihm meine Meinung nicht verbergen, dass sich jener Unterschied des Heilverfahrens zum Theil auf die Verschiedenheit des Nazionaltemperaments, oder der Menschenraçen, des Klimas, der Lebensart gründe; und dass ich versichert wäre, dass man einen Franzosen im Allgemeinen anders behandeln müsse, als einen Engländer, beide anders dann einen Deutschen, und diess zwar nicht sowohl in Hinsicht der Auswahl der Mittel, als in Hinsicht der Dose, welche sich nach den verschiedenen Graden von Reitzbarkeit richtet; die, wie wir in allen sehen, bei verschiedenen Nazionen äusserst verschieden ist. Auf Dr. *Mallet's* Abtheilungen sahe ich etwas, was mir sehr wohl gefiel. Ein Kranker, der in einem Nervenfieber mit Delirium befallen war, war mit einem

sogenannten Zwangskamisole angezogen, welches man gewöhnlich nur Narren anlegt; doch so, dass die Hände nicht um den Leib gebunden, sondern durch eine Verlängerung der Ärmel des Kamisols an die unteren Ecken der Bettlade kreuzweise angeheftet waren. Zugleich befanden sich die Füsse in ähnlichen Ärmeln, wenn man so sagen kann. Diese waren doppelt an die Ecken befestiget, nemlich von der Seite des Fusses an das untere Ecke der Bettlade, und von Seite des Schenkels an das obere Ecke. Auf diese Art wird der Kranke, ohne ihm viel Gewalt anzuthun, vor allem Unglücke verwahret, und man vermeidet das sonst doch manchmal nöthige Binden der Arme und Füsse, wodurch nicht allein der Kreislauf gehemmt, sondern auch bösartigen Entzündungen, ja, dem Brande an den gebundenen Stellen Anlass gegeben wird. — Diesem nemlichen Kranken wurde folgendes verschrieben: *Eeau de veau* mit zwei Unzen Tamarinden — eine Emulsion mit sechs Gran Camphor, und zwölf Gran Salpeter — dann einige Blutigel um den Hals.

Hr. Dr. *Thauraux*. — Er hatte eine der stärksten Abtheilungen zu besorgen, denn die Anzahl seiner Kranken belief sich auf 140. Zum Glück waren viele Leute da, die blos durch das Elend in das Spital gebracht wurden, und folglich dem nicht ganz wachsamen Auge, oder einer übel verstandenen Menschenliebe, der zur Aufnahme der Kranken bestimmten Personen, ihren Eintritt in das Spital

zu verdanken hatten. Es ist nemlich nicht zu vermuthen, dass die Ärzte selbst gerne sehen, solche Menschen unter ihre Kranke aufzunehmen, um weniger Mühe mit ihnen zu haben, und eine geringere Sterblichkeit aufweisen zu können. Soviel ich habe beurtheilen können, gleicht die Behandlungsart des Hrn. Dr. *Thauraux* jener des Hrn Dr. *Borie*. Ich sahe auf der Abtheilung, von der ich jetzt spreche, einen Fall von *Diabetes mellitus*. Der Kranke, hatte vor dritthalb Jahren ein Quartanfieber, worauf der *Diabetes* folgte. Als ich ihn sahe, liess er 30 Pfund Urin, der von Hrn. *Vauquelin* untersucht, und sehr reich an Zuckerstoff gefunden wurde. Der Pazient selbst versicherte, sein Urin seye nicht gleich süss zu jeder Zeit; am süssesten nemlich 2 Stunden nach dem Essen, und am wenigsten kurz vor demselben. Wann diese Bemerkung wahr ist, *) so ist sie von der grössten Wichtigkeit; und spricht offenbar für die Theorie des Hrn. Dr. *Rollo*'s, indem die Nahrung, welche obgedachter Pazient erhält, doch grösstentheils aus Vegetabilien besteht. Wie sehr hatte ich gewunschen, dass man eine bloss animalische Kost bei ihm versuchen mögte! — Die übrigen Zufälle waren die gewöhnlichen des Diabetes, nemlich grosse Magerkeit, heftiger Durst und Hunger;

*) Herr Medizinalrath und Professor *Zandonatti* in Salzburg hat eine ähnliche Bemerkung an einem mit dem Diabetes befallenen Kranken gemacht.

trockne Haut und Zunge, Gefühl von Kälte dem Verlauf der Uretheren nach, u. s. w. Der Pazient erhielt keine andere Arzney, dann ein Chinadekokt. Dabei ist es nöthig zu wissen, dass in diesem Krankenhause gewöhnlich auf ein Pfund dieses Dekokt's nicht mehr dann zwei Quentchen Rinde genommen werden. Auch soll es nichts Seltnes seyn das Chinapulver granweis verschreiben zu sehen.

Hr. Dr. *Petit.* — Dessen Praxis schien mir ganz mit jener seiner Herren Kollegen übereinzustimmen. Auf dessen Abtheilung lagen viele mit der Influenza (*Crippe*) befallene Kranke, welche meistens mit sogenannten erweichenden Mitteln behandelt wurden. Dr. *Petit* verschreibt häufig das Pulver der Wurzel von Iris florentina als Brustmittel, und glaubt, es verdiene in dieser Hinsicht darum der Squilla und dem Kermes vorgezogen zu werden, weil es nicht, wie diese, zuhäufige Stuhlausleerungen zu erzeugen pflege.

Hr. Dr. *Recammier*, ein naher Anverwandte der mit Recht als Schönheit berühmten *Madame Recammier* in Paris, gehört auch zu den Ärzten des *Hôtel-Dieu.* Er hat keine beständige Spitalabtheilung, sondern soll suppliren, wenn irgend einer der Primarärzte verhindert ist. Obwohl, wie ich bereits gesagt habe, mehrere Primarärzte krank waren; so wurde er dennoch nicht gebraucht, wenigstens nicht während der Zeit, als ich dieses Kran-

kenhaus besuchte. Diess that mir leid, indem ich an Hrn. Dr. *Recammier* einen talentvollen eifrigen jungen Mann gefunden habe. Es ist gewiss das Interesse jeder Anstalt jungen Männern eine Gelegenheit zu verschaffen ihr Talent zu üben und auszubilden. Wie leicht fällt es dann, die fähigsten unter ihnen, nach bereits abgelegten Proben, zu wählen, und zum allgemeinen Besten anzustellen!

Das *chirurgische Département* steht, wie ich bereits erinnert habe, unter Hr. *Pelletan, chirurgien en chef.* — Hr. *Wardenburg* hat diesen unerträglichen Mann schon so treffend geschildert, dass ich kein Wort mehr hinzuzusetzen habe. *) Das *chirurgische Département* besteht aus beiläufig 450 Kranken. Es ist in zwei Abtheilungen eingetheilt, deren einer Hr. *Giraud (chirurgien adjoint)*, und der andern Hr. *Dupuytrin (chirurgien de seconde classe)*, doch unter der Aufsicht des Hrn. *Pelletan*, vorstehen. Nebstdem sind noch zwanzig junge Wundärzte *(Elêves)* mit einem Gehalt von 300 Liv. angestellt. Hr. *Pelletan* behandelt diese Leute wie die jungen Hunde, und soll manchmal Ohrfeigen unter sie austheilen, welches ich um desto eher glaube, als ich ein ähnliches Betragen gegen einen Kranken beobachtete. — Ich sahe mehrere wichtige chirurgische Fälle, deren Beschreibung hier am unrech-

*) Briefe eines Arztes geschrieben zu Paris und bei den französischen Armeen. Göttingen.

ten Orte stehen würde; unter andern auch einige Kranke mit Lähmungen der unteren Gliedmassen, wo die Moxa mit ausgezeichnetem Nutzen angewendet werden solle. Ich fragte Hrn. *Pelletan*, ob er auch in solchen Fällen Nutzen von der Pott'schen Methode erhalten habe? — er schien sie aber nicht zu kennen. Als ich sie hierauf näher beschrieb, und von Fontanellen sprach, sagte er: *Ces choses là ne servent à rien.* Bei einem Kranken mit schwerem Rothlauf am Kopfe, proponirte der *Elève* ein abführendes Mittel *(une purge).* Hr. *Pelletan* fragte ihn hierauf, ob er bereits ein Brechmittel verschrieben habe? Als der junge Mann verneinend antwortete; so rief Hr. *Pelletan* aus: *Comment pourroit on traiter une érysipele sans l'émetique?* Die Rede kam bald auf Spitäler überhaupt; insbesondere aber auf die Kenntnisse, die man sich nun in der zweckmässigen Erbauung derselben erworben habe. Hr. *Dupuytrin* fragte mich bei dieser Gelegenheit, wann das Spital in Wien errichtet worden seie? Als ich sagte, beinahe vor 20 Jahren; so erwiederte er: nun da kann es schon nach einem guten Plane angelegt seyn. Hr. *Pelletan* liess ihn dieses kaum aussagen, als er in die Rede fiel und behauptete: *Mon Dieu non! dans ces pays là on ne pouvoit pas même alors avoir les connoissances nécessaires pour bâtir un hôpital selon les règles.* Ich lachte von Herzen über dieses schöne Kompliment; Hr. *Pelletan* suchte seinen Fehler wieder gut zu machen, indem er mich versicherte, er spräche blos von

der Architektur: denn in dem medizinischen Fache wüsste er wohl, dass man in Deutschland eben so weit als in Frankreich gekommen seye. —

In der *Apotheke* des *Hôtel-Dieu* sahe es eben nicht sehr ordentlich und reinlich aus. Es war mir auffallend die meisten Arzneyen nicht in Medizingläsern, sondern in offenen Krügen zu sehen. Bald erinnerte ich mich, dass es lauter Tissanen wären.

Ich kann nicht aufhören von dem *Hôtel-Dieu* zu sprechen, ohne eine Anekdote anzuführen, die einiges Interesse haben könnte. Bei einer Audienz, welche der *Erste Konsul* den konstituirten Auktoritäten von Paris gab, wendete Er sich zu dem Präfekt des Seinedépartements, und machte ihm mehrere Vorwürfe über den schlechten Zustand des *Hôtel-Dieu* mit dem Beisatze, dass er zum wenigsten fordere, dieses Krankenhaus solle nicht schlechter seyn, als es unter der ehemaligen Regierung war. Der Präfekt entschuldigte sich dadurch, dass er nie eine Klage darüber gehört habe, versicherte aber, dass er sich nichts mehr angelegen seyn lassen würde, als die genaueste Untersuchung anzustellen, und alle mögliche Verbesserung zu veranstalten. Diess hörte der nicht weit davon entfernte Hr. *Pictet.* Er nahm sich hierauf die Freiheit dem *Ersten Konsul*, der vorher wegen Geschäftssachen mit ihm gesprochen hatte, zu sagen: er habe gehört, was

Er dem Präfekt vorgeworfen habe, könne aber nicht läugnen, dass er vermuthe, der *Erste Konsul* seye übel benachrichtiget worden, indem er vor einigen Tagen das *Hôtel-Dieu* mit Dr. *Frank* aus Wien, vom Keller an bis auf den Speicher, durchsucht, und alles in einem weit besseren Zustande, als der ehemalige, aus den damals erschienenen Beschreibungen zu urtheilen, war, gefunden habe. Der *Erste Konsul* wendete sich hierauf zurück, und sagte dem Präfekten — *En ce cas là je fais amende honorable.*

Hôpital de la charité.

(Rue des saints-pères.)

So nennet man das ehemals den barmherzigen Brüdern zugehörige Spital, welches sich in einer vortheilhaften Lage im *fauxbourg St. Germain* befindet. Es enthält 230 Bette, welche in sechs Krankensäle vertheilt sind. Für innere Krankheiten, sind deren 126, nemlich für Männer 100, und für Weiber 26. Das *chirurgische Département* besteht aus 104 Betten. Die Kranken liegen bequem, und jeder hat sein eigenes, vier und einen halben Fuss langes, Bett.

Man hatte angefangen dieses Spital zu vergrössern und zu verbessern, — aber leider fehlen die nöthigen Fonds dazu, so dass sich befürchten lässt, dass dasjenige, was bereits hieran gesche-

hen ist, anstatt vollendet zu werden, von selbst wieder verfallen werde!

Die Reinlichkeit und Ordnung, welche in allen Theilen dieses Krankenhauses herrschen, übertreffen weit jene des *Hôtel-Dieu.*

Die Sterblichkeit in der *Charité* bestand im Jahr IX. in 1 — $8\frac{8}{91}$ — im Jahr X. — in 1 unter $8\frac{1}{4}$, — und in den 6 ersten Monaten des Jahrs XI. in 1 — unter $6\frac{4}{7}$.

Der Kranke kömmt allda auf 36 sols täglich. Der mittlere Termin seines Aufenthaltes ist $25\frac{1}{2}$ Tage. Die Kosten für die ganze Krankheit belaufen sich auf $46\frac{16}{1000}$ Franken.

In diesem Spitale befindet sich die *medizinische Klinik*, in welcher Hr. *Corvisart*, Arzt des Gouvernements, als Lehrer, in Verbindung mit Hrn. Professor *Leroux*, angestellet ist. Sie haben 50 Kranke zu besorgen; die übrigen medizinischen Kranken werden von dem Primararzte *Dumangin*, — und die chirurgischen von dem Primarwundarzte Hrn. *Deschamps*, welchem Hr. *Boyer* adjungirt ist, behandelt.

Sehr unrecht ist es, dass die klinische Schule auf Kosten der Hospicien verpflegt wird. Sie sollte es ganz von Seiten der Medizinal-Studien-

Kasse werden; denn dient sie nicht hauptsächlich zum Unterrichte? Hingegen sollte die Administration der Hospicien auch alles thun, um diesen Zweck zu begünstigen. Diess mag auch im allgemeinen geschehen, denn mir ist nur *eine* Ausnahme bekannt. Diese besteht in der Verfügung, dass aus der *Charité* alle Kinder unter 15 Jahren ausgeschlossen sind. Auf diese Art wird den jungen Ärzten die Gelegenheit benommen, die diesem Alter eigenthümlichen Krankheiten zu beobachten, ein Umstand, der von den schlimmsten Folgen seyn muss. — Die Ursache, wegen welcher die Kinder von der *Charité* ausgeschlossen, und in ein eigenes Krankenhaus verwiesen sind, besteht darin, dass man gefunden haben will, es seye wegen der Moralität sehr schädlich sie mit den Erwachsenen umgehen zu lassen. Ich möchte daran zweifeln, besonders, wenn es sich von einem Spitale handelt, aus welchem die Venerischen ausgeschlossen sind. Im Gegentheile lehret die Erfahrung, dass nirgend mehr Immoralität einreisst, als wo viele Kinder versammelt leben. Wenn die Hrn. Administratoren sagen, die jungen Ärzte können sich, um die Kinderkrankheiten zu beobachten, in das Kinderspital begeben; so überlegen sie wahrscheinlich nicht, welcher Zeitverlust damit verknüpft wäre, und dass dort Niemand als Lehrer aufgestellt ist. Denn begleiten die jungen Ärzte blos den allda angestellten Arzt; erhalten sie von demselben keine Erklärungen, macht er sie nicht auf die krankhaften Erscheinungen aufmerk-

sam, — und sagt er ihnen nicht, warum er so, und nicht anderst handle, ja dann werden sie wahrlich keinen grossen Nutzen aus ihren Besuchen in dem Kinderspitale schöpfen. Meine Meynung ist, dass nicht allein die Kinderkrankheiten, sondern, dass keine Krankheit aus dem Spitale, welches zum klinischen Unterrichte dienet, ausgeschlossen werden sollte. Es müssen selbst Schwangere, Wöchnerinnen, Wahnsinnige, Venerische, u. s. w. aufgenommen werden. Geschieht dieses nicht; so ist und bleibt der Unterricht unvollständig. Doch ich kehre zu dem würdigen Lehrer, welcher diesem Klinikum vorsteht, zurück.

Hr. *Corvisart*, ein Mann von mittlerem Alter von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten, und von dem besten Karakter, hält sein Klinikum täglich Morgens von halb 7 — bis gegen 9 Uhr; und diess auf folgende Art. Zuerst wird der Krankenbesuch vorgenommen, wo Hr. *Corvisart* selbst die Pazienten untersucht, und ihnen verordnet. Keiner der jungen Ärzte übernimmt die Behandlung eines Kranken unter der Leitung des Lehrers, wie diess in mehrern Kliniken der Fall ist. Auch lässt sich Hr. *Corvisart* in keine Erklärung am Krankenbette selbst ein, sondern verfährt gerade so, als wenn er die Pazienten für sich zu besorgen hätte. Wenn der Krankenbesuch vorbey ist, begiebt er sich in das benachbarte schöne Amphitheater; — und hier wird dann die eigentliche Vorlesung gehalten.

Hr. *Corvisart* hat nemlich die Gabe seine Kranke der Reihe nach im Gedächtniss vorzunehmen, und über jeden seine Meynung und die daraus entspringenden Bemerkungen vorzutragen. Ob ihm die an das Krankenbeobachten nicht gewöhnten und zu diesem Entzwecke am Bette des Pazienten selbst nicht angeführten jungen Ärzte jedesmal mit dem Geiste folgen können, — diess wollte ich nicht behaupten. Ich bin der Meynung, dass der klinische Lehrer vor allen seinen Zöglingen die Kunst, selbst zu sehen, lehren müsse, eine Kunst, die sich nicht leichter erlernen lässt, als wenn der Anführer den angehenden Arzt auf die Erscheinungen, die sich darbieten, am Krankenbette selbst aufmerksam macht. Ich habe manchmal junge Ärzte am Bette gefragt, — was sie in diesem oder jenem Pazienten Besonderes bemerkten, — sie sahen nichts. Als ich sie auf den hervorstehenden Gegenstand aufmerksam machte, dann erst sahen sie, und konnten öfters nachher selbst nicht begreifen, wie ihnen zuvor Etwas so Auffallendes habe unsichtbar seyn können. Bei der nächsten Gelegenheit waren sie die ersten, welche dasselbe bemerkten.

Hrn. *Corvisart*'s Vortrag ist einer der schönsten und unterrichtendsten, die ich kenne. Ich habe ihm viele Stunden mit Vergnügen zugehört, und dabei öfters Gelegenheit gehabt die Richtigkeit seiner Beurtheilungskraft zu bewundern; diese sprechen ihm selbst seine Feinde, so wie die daraus

entspringende Gabe einer richtigen Diagnostik nicht ab; ein Punkt, in welchem sich alle Ärzte, so verschieden ihre Theorien und Behandlungsarten seyn mögen, vereinigen müssen, und, zur Ehre unserer Wissenschaft seye es gesagt, sich auch wirklich vereinigen. Wenn sich eine Gelegenheit dazu darbiethet, nimmt Hr. *Corvisart*, nach der klinischen Vorlesung, die Leichenöffnungen der in seiner Klinik verstorbenen vor.

Es wäre zu wünschen, dass dieser talentvolle und wahrhaft praktische Lehrer, die auf diese Art gesammelten Beobachtungen durch den Druck bekannt machen wollte. Sie würden der Wissenschaft eben so sehr zum Nutzen, als ihm zur Ehre gereichen. Ich bin fest überzeugt, dass, so sehr häufig seine Geschäfte sind, sie ihn doch weniger abhalten, als Schriftsteller aufzutreten, dann der hohe Grad von Modestie, die ihn auszeichnet. Diesem letzten Umstande ist es auch zuzuschreiben, wenn dessen Umgang nicht ganz befriedigend ist, bevor man ihn nicht genauer kenne, — wo er dann alles reichlich ersetzt. Ich kann nicht aufhören von Hrn. *Corvisart* zu sprechen, ohne Ihm öffentlich für die viele Freundschaft und Güte zu danken, mit welcher er mich während meines Aufenthaltes in Paris behandelt hat, und meine Leser zu versichern, dass die Gefühle meiner Dankbarkeit und Freundschaft nicht den geringsten Antheil an dem Urtheile haben,

welches ich über Hrn. *Corvisart* zu fällen gewagt habe.

L'hospice de l'Ecole.
(Vis à vis de l'Ecole de médecine.)

Diese Anstalt ist kaum ein Spital zu nennen, indem sie sehr klein, und blos zum Unterrichte bestimmt ist. Hr. Professor *Dubois*, dessen Talente hinlänglich bekannt sind, und Hr. Professor *Petit Radél* halten allda die sogenannte Vervollkommnungsklinik *(clinique de perfectionnement)*. In dieses medizinisch-chirurgische Klinikum sollen eigentlich nur sehr seltene Fälle aufgenommen werden, auch soll es besonders dazu dienen, Versuche über neue Mittel und Methoden zu machen. So gab man sich während meines Aufenthaltes in Paris mit den Versuchen über das sogenannte Fiebermittel des Hrn. *Séguin*, unter der Aufsicht einiger durch das Nazional - Institut ernannten Kommissairs, ab. Dieses Mittel besteht bekanntlich in einer Sulze, oder in einem Leime, durch welchen der Gärbestoff, (nach *Séguin* das fiebererzeugende Prinzip) in dem Körper niedergeschlagen werden solle. Ich will mir nicht anmassen über diese Methode, deren Gehalt blos durch die Erfahrung entschieden werden kann, zu urtheilen; — auch bin ich von dem Erfolge der angestellten Versuche nicht unterrichtet. Was ich sahe, war keineswegs entscheidend. Freilich verschwanden einige intermittirende Fieber, wel-

che den Winter hindurch allen angewandten Mitteln widerstanden hatten; — aber diess geschieht ohne diess bei eintretendem Frühjahr (die Versuche wurden nemlich im Monat März gemacht), so dass es sehr voreilig seyn würde, diese Wirkung der Sulze zuzuschreiben, welche übrigens durch ihre nährende Eigenschaft auch das Ihrige zur Heilung der Wechselfieber beitragen könnte.

Hôpital Saint Louis.

(Rue des Récollets.)

Dieses Spital wurde im Jahr 1608 auf Befehl *Heinrichs des Vierten*, an einem sehr zweckmässigen Orte, und nach einem für die dortigen Zeiten sehr wohl gedachten Plane gebauet. *Tenon* beschreibt das Locale desselben ausführlich in seinen *Mémoires*.

Das H. Ludwigs-Spital ist für die Behandlung des Skorbuts, der Skrofeln, des Kopfgrindes, der Krätze, der übrigen chronischen Hautausschläge, so wie der krebsartigen Übel, bestimmt. Es hat 700 Bette, — zu welchen, im Nothfall, noch 100, die man in Reserve hält, gestossen werden können. Die Reinlichkeit und Ordnung ist, so gut sie in einem Spitale, welches mit den unreinlichsten aller Krankheiten gefüllt ist, seyn kann. Diess ist um so mehr lobenswerth, als das H. Ludwigs-Spital grossen Mangel an Wäsche leidet. Zum Glück hat es

Überfluss an Wasser. Der Mangel an einer gehörigen Badanstalt hinderte ehemals, dieses gehörig zu benutzen. Nun sind zwei neue, mit kupfernen Badgefässen versehene, in der Nachbarschaft der Krankensäle angebrachte, Badstuben errichtet worden.

Lobenswerth sind folgende in dem H. Ludwigs-Spital seit Kurzem eingeführte Verordnungen.

Kein Fremder wird ohne Erlaubniss zugelassen. Kann sich der Kranke bewegen; so begiebt er sich in ein Sprachzimmer, um mit denjenigen zu reden, welche sich zu diesem Zwecke gemeldet haben. Pazienten, welche irgend eine Arbeit übernehmen können, werden dazu angehalten. Diess gielt besonders von Kindern, als welche Schaf- oder Baumwolle spinnen, auch andere Dinge verarbeiten. Hier habe ich aber in Hinsicht der Krätzigen zu erinnern, dass sich diese Arbeiten nicht ganz für sie schicken, und diess aus zwey Gründen: Erstens lehret die Erfahrung, dass die Wollearbeiten zu den Ursachen, welche Hautkrankheiten erzeugen, gerechnet werden müssen; zweitens ist zu befürchten, dass die in einem solchem Spitale verarbeiteten Effekten, da sie verkauft, und unter das grosse Publikum zerstreuet werden, — irgend einen Ansteckungsstoff verbreiten dürften. Sehr schön ist hingegen die Verfügung, dass die Kinder im Lesen und Schreiben un-

terrichtet werden. Es ist wirklich traurig, wenn man Spitäler dieser Art sieht, in welchen die Kinder jahrelang in der schlechtesten Gesellschaft leben, ohne in der Religion, Moral, und den übrigen dem Staatsbürger nöthigen Dingen unterrichtet zu werden.

Eine andere, sehr weise Massregel der gegenwärtigen Administration ist die Errichtung eines *Kleider - Dépot.* — Hier werden nemlich die Kleidungen des Kranken bei seinem Eintritte in das Spital, nachdem man sie ausgelüftet und durchschwefelt hat, aufbewahret, und ihm bei seinem Austritte rein übergeben. Ehemals erhielten die Austretenden mit ihren Kleidern öfters den Keim ihrer vorigen Krankheit. Was mit den Kleidungsstücken der Verstorbenen geschieht, weiss ich nicht. Dieser Umstand sollte überall die Aufmerksamkeit einer weisen medizinischen Polizey auf sich ziehen.

Die Sterblichkeit des H. Ludwigs - Spitals war folgende. Im Jahre IX und X, starb 1 — von 8; — in den 6 ersten Monaten des Jahrs XI — starb 1 — von $4\frac{1}{3}$. — Der Kranke kostet hier täglich 26 Sols. Der Aufenthalt ist $131\frac{1}{2}$ Tag. — Die Kosten der ganzen Krankheit: $169\frac{63}{1000}$ Fr.

Der Oberarzt *(médecin en chef)* dieses Krankenhauses ist Hr. Dr. *de la Porte*, — ich war nicht so glücklich dessen Bekanntschaft zu machen. Desto öfter, aber nie oft genug, habe ich das Vergnü-

gen gehabt Hrn. Dr. *Alibert*, zweiten Arzt desselben, zu sehen. Er hatte die Güte mir die ganze Anstalt zu zeigen, und von den wichtigsten Kranken Auskunft zu geben. Hr. *Alibert* hat viele Liebe für die Arzneywissenschaft, und hat allerdings eine sehr schöne Gelegenheit, das Fach vieler chronischen Übel, besonders aber jenes der Hautkrankheiten, zu bearbeiten. Letztere scheinen auch wirklich dessen Aufmerksamkeit gefesselt zu haben. Er lässt nemlich die interessantesten Hautkrankheiten malen, und hat mit derlei Gemälden sein ganzes Wohnzimmer behängt. Ich besuchte einstens Hrn. *Alibert*, und fand eine sehr elegante Dame bey ihm, vor der ein Junge mit einem Abscheu-erregenden Hautausschlag sass, den sie abmalte. Hr. *Alibert* begnügt sich indessen nicht blos mit dem Scheine, sondern lässt zugleich die chemische Analyse mehrerer Hautausschläge durch Hrn. *Vauquelin* machen, das heisst, er sammelt zu diesem Entzwecke die Schuppen oder Krusten, welche bey den Hautausschlägen erzeugt werden, und von selbst oder durch geringe Gewalt abfallen.

Der Oberwundarzt (*chirurgien en chef*) dieses Spitals heisst Hr. *Ruffin*. Er hat Hrn. *Richerand*, einen vielversprechenden jungen Mann zum Gehilfen. Letzterer ist der Verfasser eines physiologischen Werkes, welches in England so sehr gefallen hat, dass gleich zwei Übersetzungen davon

erschienen. Hr. *Richerand* wohnet in dem Spitale selbsten.

Hôpital de Madame Necker.

(Rue de Sèves, près le Boulevart.)

Ein ehemaliges Benediktinerinuen - Kloster wurde im Jahr 1779 von *Madame Necker* zu einem Spitale verwandt, und erhielt von ihr den Nahmen. Die ganze Einrichtung verrieth, dass die Stifterinn viele Sachkenntniss gehabt habe. Ihr Eifer gieng so weit, dass sie selbst die anzustellenden Ärzte prüfte. So liess Sie eines Tages Hrn. Professor *Bourdier* hohlen, den sie gerne in ihrem Spitale anstellen wollte; um aber doch zu sehen, ob die gute Meynung, welche sie von ihm hatte, auch gegründet wäre, stellte Sie ihm einige Fragen, unter andern, wie er mir selbst erzählte: *Monsieur! qu'-est-ce que la fièvre subintrante de* Cullen? — Hr. *Bourdier*, anstatt zu antworten, empfahl sich bald und gieng fort.

Das Spital von *Madame Necker* enthält 128 Kranke; für die inneren Krankheiten ist ein Saal von 45 Betten für jedes Geschlecht bestimmt. Da man die Rekonvaleszenten von den Kranken absondern wollte, und dazu kein Zimmer erhalten konnte; so behielt man sie in den Krankensälen, nur mit dem Unterschiede, dass sie zusammen in das äusserste Ende desselben gelegt wurden. Eben so hat jedes

mit äussern Krankheiten behaftetes Geschlecht einen kleinen Saal mit 14 Betten angewiesen. Überdiess werden noch zwölf alte Weiber allda verpfleget. Die Säle sind beinahe durchaus zu niedrig.

Die Sterblichkeit verhält sich hier, wie folgt. Im IXten Jahre starb 1 von 8, — im Xten 1 von $6\frac{1}{2}$; — und in den sechs ersten Monathen des XIten Jahres 1 von $4\frac{7}{11}$. Der Kranke kömmt täglich auf 26 sols 3 deniers zu stehen. Der mittlere Termin seines Aufenthalts ist $30\frac{9}{11}$ Tage; — die Kosten der ganzen Krankheit belaufen sich auf $35\frac{70}{100}$ Fr. Seitdem dieses Spital durch eigene Regie administrirt wird, haben sich die Ausgaben um ein Drittel vermindert.

Die Bedienung der Kranken wird von zwölf barmherzigen Schwestern *(soeurs de la charité)* geleistet. Diese guten Frauenzimmer haben während der Revolution sehr viel ausgestanden. Sie mussten ihre Kleidung ablegen, ihren Gottesdienst aufgeben, und sich mit wenigen Assignaten behelfen. Doch verliessen sie ihren Posten nicht. Nun fängt es an ihnen etwas besser zu gehen. Sie verdienen es auch wirklich, denn ihr Spital ist sehr gut gehalten.

Die Aufseherinn, *Madame Clavelot*, ist eine äusserst liebenswürdige Frau, welche, wie ich

von einigen der Hrn. Administratoren gehört habe, grosse Verdienste um dieses Krankenhaus besitzt. In den Zeiten, wo sich dasselbe in der Noth befand, hat dieses würdige Frauenzimmer von ihrem eigenen Gelde vorgestreckt.

Äusserst reinlich und ordentlich ist die Küche, der Ort, wo das Fleisch aufbewahret wird. u. s. w.

Die Apotheke wird ebenfalls von einer barmherzigen Schwester versehen. Ich bath sie mir ihren vorräthigen Bisam zu zeigen. Nein, mein Herr! sagte sie, wir halten nur, was unsern Kranken nützlich seyn kann! Also glauben Sie, dass das nicht der Fall mit dem Bisam seyn könne? erwiederte ich. — Gewiss nimmermehr, war die Antwort.

Auf das Niedlichste ist das Magazin, wo die Wäsche aufbewahret wird, eingerichtet.

Ich hörte in diesem Spitale eine Bemerkung machen, die mir neu war, und die nicht ohne Interesse zu seyn scheint. Die barmherzigen Schwestern hatten einige artige Katzen, die in den Krankensälen herumliefen; als ich solche lobte, so sagten die guten Frauenzimmer in ganz gerührtem Tone: Ach! wenn diese armen Thiere nur nicht so häufig zugrundgiengen. Ich erkundigte mich, wie diess zu verstehen seye? und erfuhr, dass es selten seye, dass eine Katze sich einige Zeit in den Krankensälen aufhielte, ohne

von einer hitzigen Krankheit befallen zu werden, und daran zu sterben. Diese Beobachtung ist, wie ich nachher erfuhr, in mehrern andern Spitälern von Paris gemacht worden.

Hôpital Cochin.

(Rue du faubourg St. Jaques.)

Hr. *Cochin*, Pfarrer der Jakobvorstadt, stiftete im Jahr 1780 dieses Krankenhaus zur Bequemlichkeit seiner Pfarrkinder. Es hat eine sehr gute Lage, und enthält 87 Pazienten beiderlei Geschlechtes, doch mehr Weiber als Männer. Die Reinlichkeit ist erträglich. *Madame Galand*, die Aufseherinn, giebt sich viele Mühe, das Spital auf einen besseren Fuss zu bringen. Überzeugt, dass die Vorhänge an den Betten schädlich sind, wollte sie dieselben abschaffen. Da diess nicht geschehen konnte, weil sich die Kranken widersetzten; so kapitulirte sie dahin, dass wenigstens der Himmel der Bette weggenommen, und so der Zutritt der Luft von oben gestattet würde.

Im IX^ten^ Jahre, starb hier 1 Kranker von $5\frac{3}{4}$, — im X^ten^ 1 von $5\frac{1}{2}$, — und in den 6 ersten Monaten des XI^ten^ Jahres 1 von $4\frac{7}{10}$. Der Kranke kömmt täglich auf 23 sols. Der mittlere Termin seines Aufenthaltes ist $36\frac{1}{4}$ Tag. Die Kosten der ganzen Krankheit betragen $41\frac{5}{1000}$ Franken.

Hr. Dr. *Bertin*, welcher Einiges von Hrn. Weikard und mir in das Französische übersetzte, ist Arzt allda. Eine Krankheit hinderte mich dessen persönliche Bekanntschaft zu machen.

Hôpital de Vénériens.

(Rue du faubourg Saint - Jaques)

Ein Spital, welches in Hinsicht der merkwürdigen Fälle, die es enthält, ganz einzig in seiner Art ist! Die Beschreibung der wichtigsten unter diesen, würde hier allerdings am unrechten Orte stehen. Die Kranken, die in diesem Spitale behandelt werden, waren ehemals in *Bicêtre.* Es konnten aber allda nur 600 aufgenommen werden. Man sahe sich daher gezwungen, über 2000 abzuweisen. Eine fünf- oder sechsmal grössere Anzahl fragte sich da, in der Überzeugung, nie aufgenommen werden zu können, gar nicht an. Mehrere liessen sich 18 Monate vorher aufschreiben. Und diess geschahe alles um so übel als möglich zu seyn. Jeder Saal hatte nehmlich mehrere Reihen von Betten: und doch musste man mehrmalen den Boden mit Kranken belegen. Obwohl diese zu Vier in *einem* Bette lagen; so waren sie doch manchmal gezwungen des Nachts aufzustehen, um andern Platz zu verschaffen. Man badete sechs Kranke in *einem* Gefässe zusammen.

Seit dem Jahre 1792 befindet sich das venerische Spital in einem ehemaligen Kapuziner-Kloster. Das Lokale ist nicht schlecht. Die Anzahl der Bette ist auf 500 bestimmt. Nebstdem sind noch 50 Bette für den Nothfall bereit. Unzählige Kranke kommen zu diesem Spitale blos um Rath und Arzneien zu hohlen. Dessen ohngeachtet ist es angepfropft. Die Bette stehen viel zu nahe. An jedem derselben ist die Geschichte des darin liegenden Kranken aufgezeichnet; ein fürtrefflicher Gebrauch. Überhaupt herrscht viele Ordnung in diesem Spitale. Fremde werden durchaus nicht zugelassen. Will irgend jemand mit einem Kranken reden, so ist ein bestimmtes Sprachzimmer zu diesem Entzwecke vorhanden. Pazienten, welche sich schlecht aufführen, kommen in Arrest. Jeder, der das Spital verlassen will, kann es thun, wenn er auch nicht geheilt ist, ein Gebrauch, den eine weise medizinische Polizei nicht billigen kann.

Die Sterblichkeit verhält sich hier, wie folgt. Im Jahr IX — starb 1 — von $20\frac{8}{11}$, im folgenden, 1 — von 15; und in der ersten Hälfte des Jahres XI 1 von $10\frac{1}{3}$. — Der Kranke kömmt täglich auf 26 *Sols.* Dessen Aufenthalt ist im Durchschnitt auf $77\frac{1}{2}$ Tage berechnet. In dieser Zeit kostete er $100\frac{75}{1000}$ *francs.*

Hr. Dr. *Bertin* ist Arzt hier, und Hr. *Cullerier* Wundarzt. Letzterer wohnt in dem Hause selbst,

und scheint eben so thätig, als geschickt zu seyn. Ich habe dessen Krankenbesuchen in Gesellschaft des Hrn. Professors *Nolde*, aus Rostock, mit vielem Vergnügen beigewohnet. Hr. *Cullerier* gebraucht beinahe ausschliesslich den Sublimat, und die Merkurialsalbe. Ich würde jedem jungen Arzte, welcher nach Paris geht, rathen, die Vorlesungen und das Klinikum, welches Hr. *Cullerier* über venerische Krankheiten hält, zu besuchen. In 40 Stunden absolvirt er den Cours; und in dieser Zeit kann ein Mann von seinen Kenntnissen und ausgebreiteter Erfahrung viel sagen.

Aus der Kapelle des ehemaligen Klosters ist die Badeanstalt errichtet worden, in welcher der ökonomischeOfen, welcher das Wasser in einem grossen Kessel, von welchem es durch Röhren in die Badekübel geleitet wird, warm macht, sehenswerth ist.

Hôpital Saint - Antoine.

(A l'ancienne abbaïe Saint - Antoine.)

Ein Kloster wurde während der Revolution zur Errichtung dieses Krankenhauses verwendet. Die Lage ist sehr gesund, und das Gebäude weitläuftig. Dennoch enthält es nicht mehr dann 160 Kranke von beiden Geschlechtern, vorzüglich mit Fiebern und mit äusserlichen Übeln Behaftete. Man hat den Klostergang benutzt, und die daran gränzenden Zellen so weit eingeschlagen, als es nöthig

war, um einen freien Durchzug zwischen den Fenstern des ersteren und der letzteren zu erhalten. Die Weiber, welche den ersten Stock bewohnen, haben Vorhänge an ihren Betten; die Männer, welche sich im zweiten Stocke aufhalten, haben keine. Hr. Dr. *Leclerc*, Professor an der medizinischen Schule, ist Arzt in diesem Spitale, in welchem vieles Missvergnügen wegen Mangel an Nahrung und Holz zu herrschen schien.

Mit der Sterblichkeit verhält es sich folgendermassen. Im IXten Jahre, starb 1 — 7, — im Xten 1 — von $6\frac{1}{2}$, — und in den sechs folgenden Monaten 1 — von 4. — Die gegenwärtige Administration hat viele nicht vollkommen Dürftige, welche sich in diesem Spitale häufiger dann in den andern verpflegen liessen, dadurch ausgeschlossen, dass sie den Kranken und Rekonvaleszenten ohne Unterschied auferlegte den Spitalrock zu tragen.

Der Kranke kostet allhier täglich 33 sols. Die Dauer einer jeden Krankheit beläuft sich im Durchschnitte auf $28\frac{1}{3}$ Tag und die Kosten auf $46\frac{47}{100}$ Fr.

Die Wärterinnen werden in diesem Spitale, welches nun auf eigene Regie, und weit besser als ehemals, verköstiget wird, nicht allein von Seiten der Administration gekleidet, sondern auch genährt. Sie speisen in einem allgemeinen Refektorium. Letz-

teres ist auch der Fall mit den allda angestellten Beamten. Diese Einrichtung hat einen grossen Vortheil für die Spitäler, auf den man bisher noch nicht gehörig Rücksicht genommen hat. In den meisten Krankenhäusern, besonders in solchen, wo viele fieberhafte Pazienten aufgenommen werden, ist die Anzahl derjenigen, welche Fleisch geniessen können, weit kleiner, dann jener, die guter Brühen bedürfen. Man sieht sich daher gezwungen, entweder weniger Fleisch zu kaufen, als nöthig ist, um gute Brühen zu haben, — oder man weis nicht, wie man das Übrigbleibende benutzen solle. Diesem Übel ist abgeholfen, wenn Wärter und Offizianten in dem Hause speisen; ich möchte sagen, auf eine erlaubte Art in dem Hause speisen. Diess gilt besonders von den Krankenwärtern, die, wenn sie die Kost nicht haben, entweder den Kranken ihr Essen entziehen, oder, — (und diess ist meistens der Fall) die Kranken selbst bitten, sie möchten über Hunger klagen, damit ihnen der Arzt eine grössere Menge Speisen verschreibe, die dann zum Theil an sie abgetreten wird. Haben indessen die Beamten und Wärter Familie, so ist es auch wieder für diese Leute hart in Gemeinschaft zu speisen. Man überzeugt sich immer mehr, dass in dieser Welt nichts Vollkommenes möglich ist; und dass jedes Ding seine gute und böse Seite hat.

Hôpital Baujon.

(Rue du faubourg du Roule.)

Das schönste Spital in Paris! Das prächtige Gebäude, welches dazu dienet, war ursprünglich einer Erziehungsanstalt gewidmet, und wurde erst während der Revolution zu einem Krankenhause verwendet, zu welchem das Locale auch ganz geeignet ist. Ein prächtiges eisernes Gitter verschliesst den Eingang; hinter demselben wohnet rechts der Portier, links befindet sich das Zimmer, in welchem die Kranken aufgenommen werden. Das Gebäude selbst besteht aus einem *Corps de logis*, und zwei Flügeln, welche zusammen drei Seiten eines Quadrats bilden. An jedem Ecke, wo sich das *Corps de logis* mit den Flügeln verbindet, ist eine prächtige und bequeme Schneckenstiege angebracht, welche sich zwei Stock hoch erstrecket. Zu ebener Erde im rechten Flügel sieht man die Badeanstalt, die Waschküche und die Todtenkammer; und eben so im linken, die Wohnung der Aufseherin, die Wäschkammern, die Küche, der Speisesaal für die Offizianten, und die Apotheke. Im ersten und zweiten Stocke des rechten Flügels befinden sich mehrere Krankenzimmer von 4 bis zu 10 Betten für Männer; im linken eben so für das andere Geschlecht. Die Anzahl der Kranken ist 120. Jeder Flügel hat seinen besondern Ausgang in den Garten, welcher eine dreifache Eintheilung hat, wovon die mittlere an das *Corps de logis* stösst,

und für die Aufseherinn bestimmt ist, während dem die zwei übrigen Seitenabtheilungen, welche mit den Flügeln zusammenhängen, den Kranken gehören. Im *Corps de logis* selbst befindet sich ein Saal, worin sich die Hrn. Administratoren von Zeit zu Zeit versammeln, und neben demselben, auf jeder Seite zwei Rekonvaleszentensäle, samt einem Speisesaale für die Wiedergenesenden. Die Rekonvaleszentensäle, welche an den rechten Flügel gränzen, sind für Männer, — jene der andern Seite, für Weiber bestimmt. Die Krankenzimmer selbst haben den Fehler blos an einer Seite Fenster zu haben. Die grosse Reinlichkeit, welche in diesem Spitale beobachtet wird, macht aber, dass man nicht den geringsten üblen Geruch spüret. Die Bette sind mit verschiedenen gefärbten, meistens blauen, niedlichen Vorhängen versehen. Die Beheizung dieses Spitals ist wie jene der übrigen sehr schlecht. Die Aufseherin *(surveillante)*, *Madame Chamois*, ist eine recht artige Frau, welche mit Recht auf die ihr anvertraute Anstalt stolz seyn kann. Die unter ihr stehenden Krankenwärterinnen, zwölf an der Zahl, sind uniform gekleidet.

Die Sterblichkeit verhält sich hier so: im IXten Jahre starb 1 — von $7\frac{1}{2}$, — im Xten 1 — von 7, und in der ersten Hälfte des XIten Jahres 1 — von $5\frac{2}{3}$. — Die mittlere Dauer der Krankheiten ist $23\frac{11}{12}$ Tage; der Tag kömmt auf 39 sols 6 derniers. Jede Krankheit im Durchschnitt auf $47\frac{56}{100}$.

Franken. — Hier fällt die sonderbare Bemerkung, dass die hohe Tageskosten durch die Kürze des Aufenthalts beinahe vollkommen ersetzt werden, von selbst in die Augen. Im *Hôtel-Dieu* kostet nemlich jede Krankheit im Durchschnitt $61\frac{75}{1000}$ fr., während der Kranke des Tages nur auf 28 sols kommt. So gehet es öfters bei der Administration der Spitäler: — was beim ersten Anblicke verschwenderisch scheint, — beweisst sich öfters nach reiferer Überlegung streng ökonomisch. —

Maison de santé.

(Rue du faubourg Saint-Martin.)

So nennet man ein kleines Spital, welches 60 Kranke aufnehmen kann, und *ausschlieslich* für Zahlende bestimmt ist. Dieser Gebrauch gefällt mir sehr wohl. Nie würde ich, besonders in grossen Städten, eine bedeutende Summe Zahlender, mit den gratis-Kranken in *einem* Locale vereinigen. Viele Menschen werden abgehalten ersteres zu benutzen, weil sie die Idee Armen-Spital damit verbunden haben, und weil sie auch wirklich an einem solchen Orte viele unangenehme Gegenstände vor Augen haben. Endlich muss auch die Verpflegung der Zahlenden ganz anders, dann jene der Armen, eingerichtet seyn. Die Errichtung eines wohlbestellten und von allen übrigen Krankenanstalten getrennten *Hôtel de santé* würde eine grosse Wohlthat für eine grosse Stadt seyn. Nur müsste aller

Wucher ausgeschlossen werden, ein Gegenstand, der bis auf einen gewissen Punkt leicht ausführbar wäre, wenn die Administration desselben nicht durch Partikuliers, sondern durch wohlthätige Directeurs geleitet würde. Diese müssten den Grundsatz aufstellen, dass eine solche Anstalt nicht als Gewinnsquelle zu betrachten seye; — sondern sich blos selbst zu verkösten habe.

Das Gebäude, in welchem sich die gegenwärtige Anstalt befindet, liegt wohl sehr vortheilhaft, ist aber äusserst baufällig. — Die Kranken werden in drei Klassen eingetheilt, je nachdem sie täglich 30 — 40 sols, oder 3 livres bezahlen. Zwischen den 2 ersten Klassen ist kein anderer Unterschied, als dass die zur zweiten gehörigen, in bessere Gesellschaft kommen; indem man in der ersten blos Dienstbothen, Handwerksleute u. dgl. aufnimmt. Die 3 Livres zahlenden werden durchaus wie die anderen verpfleget; nur haben sie ihr eigenes Zimmer, zu welchem ein finsterer Gang führet. Mehrere dieser Kranken werden durch *einen* Wärter bedienet. Die ganze Kost besteht Mittags in Suppe, Rindfleisch und Gemüse, — des Abends erhalten die Kranken entweder eine Obstspeise, oder eine Côtelette. Die Pazienten, welche sich bewegen können, und Bäder brauchen, müssen sich in die Badeanstalt begeben. Den Verordnungen dieses Hauses gemäss, dürfen weder venerische, noch Lungensüchtige, noch solche Kranke

aufgenommen werden, die mit ansteckenden Fiebern behaftet sind. Dass man diese zweckwidrige Verordnung nicht strenge befolgen kann, versteht sich von selbst. Der Arzt dieses Spitals ist Hr. Dr. *De Laroche*, ein interessanter Mann, der sein Studium in Edinburgh zurückgelegt hat, und in der englischen Litteratur bewandert ist. Ich habe das Vergnügen gehabt ihn öfters bei Hrn. *Delessert* zu sehen, wo er Hausarzt und Freund ist. Der Wundarzt ist der berühmte Hr. Professor *Dubois*, und der Aufseher *(Agent de surveillance)* Hr. *Wilhelm*, welcher etwas deutsch spricht.

Wenn ein Fremder in Paris krank wird, und sich in seiner Wohnung nicht pflegen lassen kann; so würde ich ihm in jeder Rücksicht rathen sich in dieses Krankenhaus tragen zu lassen.

Hospice de la maternité.

Dieses grosse und wichtige Institut ist bestimmt, Schwangere, welche allda gebähren wollen, und Kinder, die durch ihre Ältern ausgesetzt werden, aufzunehmen, so wie auch eine praktische Schule der Hebammenkunst zu bilden.

Es besteht aus zwei Abtheilungen: nemlich aus dem *Gebährhause (Rue d'Enfer)* und aus dem *Findelhause (Rue de la Bourbe)*, welches letztere zu-

gleich die Aufsicht über die Findelkinder auf dem Lande hat.

Gebährhaus. Es geschehen allda jährlich über 1500 Geburten. Man sehe hierüber die beiliegende sehr interessante Tabelle (*Tab. I.*). Unter 89 Geburten war kaum eine, welche die besondere Hülfe der Kunst gebraucht hätte. Die Weiber, welche aufgenommen werden, müssen entweder in der Gefahr seyn zu frühe niederzukommen; oder sich im achten Monat der Schwangerschaft befinden. — Diejenigen, welche unentgeldlich aufgenommen werden, müssen ihre Armuth und die Ohnmöglichkeit füglich zu Hause gebähren zu können, beweisen.

Die Schwangeren werden seit kurzem zur Arbeit angehalten, und verfertigen nicht allein die Kinderwäsche und übrigen Bedürfnisse des Hauses, — sondern arbeiten auch für andere Hospicien. Dafür erhalten sie eine angemessene Belohnung. Diese betrug in 12 Monaten 3,872 francs, 3 centimes. — Um die nemlichen Arbeiten ausser dem Hause machen zu lassen, hätte man beiläufig in dieser Zeit 1,100 fr. mehr ausgeben müssen; und hier kömmt nicht einmal der Nutzen, welchen die Beschäftigung in jeder Hinsicht den Schwangeren gewährt, in Anschlag. — Jede unter ihnen kömmt das Haus täglich auf 23 sols 3 deniers zu stehen. Die Kosten des ganzen Aufenthalts einer Schwangeren belaufen sich auf 25 francs 38 Centimes.

Die Schwangeren und Wöchnerinnen sind in 4 Abtheilungen, deren jede aus mehreren Zimmern, die von 3 zu 6 Betten enthalten, besteht, eingetheilt.

1. Mütter, deren Nahmen geheim bleiben solle.
2. Arme verehlichte Mütter.
3. Unehliche fremde Mütter.
4. Einheimische unehliche Mütter.

Die Weiber der drei letzten Abtheilungen dienen zum Unterrichte, und werden zu diesem Entzwecke zur Zeit der Geburt in eine fünfte Abtheilung gebracht.

Der berühmte Hr. *Baudeloque*, — der würdige Lehrer des fürtrefflichen Hrn. Professor *Boer*'s, ist bekanntlich Professor an dieser Entbindungsschule. Leider dient sie aber blos für Hebammen; da es keinem Manne erlaubt ist daran Antheil zu nehmen, es seye dann, er seye ein Fremder, und zeichne sich durch seine ungewöhnliche Talente, und solide Aufführung so vortheilhaft aus, wie diess mit Hrn. Professor *Froriep*, und einigen andern, welche sich die allgemeine Achtung zu verschaffen wussten, der Fall war. Ich habe einer Vorlesung des Hrn. *Baudeloque*'s, so wie einer Hebammenprüfung beigewohnt. Dessen Vortrag ist, ohne pöbelhaft zu seyn, doch so deutlich, dass er ganz geeignet ist die Hebammen auf die zweckmässigste Art zu beleh-

ren. Auch antworteten die meisten unter ihnen fürtrefflich.

Die *Ober-Hebamme (sage femme surveillante)* welche die Aufsicht über das ganze Institut führet, ist eine höchst gebildete und interessante Frau. Hr. Professor *Froriep* versicherte mich, dass sie die ausgebreitesten Kenntnisse in ihrem Fache habe. Ihr Name ist *Madame La chapelle.*

Unter ihr stehen zugleich die Hebammen, welche von den Präfekten der gesammten Départements nach Paris gesendet werden, um allda die Entbindungskunst zu lernen. Ihre Anzahl beläuft sich auf siebenzig. Ich genoss das schöne Schauspiel sie alle beisammen beim Mittagmal zu sehen. Es bestand aus einer guten Suppe, acht Unzen gesottenem Fleisch, einer Schüssel Gemüss, einem Schoppen Wein, und anderthalb Pfund Brod.

Die Kost für die Schwangeren besteht in einer Kräutersuppe *(soupe aûx légumes)*, in 6 Unzen gesottenen, eingemachten oder gebratenen Fleisches, und einer Porzion Gemüss zu Mittag, — und Abends in 4 Unzen Fleisch. Auf den ganzen Tag erhalten sie einen halben Schoppen Wein.

Die *Wöchnerinnen* bekommen die drei ersten Tage blos vier Fleischbrühen, und ihre vorher

erwehnte Porzion Weins. In der Folge erhalten sie zwei Suppen, ein halbes Pfund gesottenes und eben so viel gebratenes Fleisch; und ein bis anderthalb Pfund Brod. — In ungewöhnlichen Fällen kann der Arzt, oder die Oberhebamme die Diät nach Gutdünken, doch nur so verändern, dass die Auslagen jene der gewöhnlichen Kost nicht übersteigen.

Es steht der Mutter frei ihr Kind zum Säugen zu geben *(de le mettre en nourrice)*, oder, wenn ihre Gesundheit wieder hergestellet ist, es mit sich zu nehmen. Das Kind, welches von der Mutter zurückgelassen wird, ohne dass sie nach der Regel ihr Unvermögen, dasselbe bei sich zu behalten, bewiesen hätte, wird als verlassen betrachtet. Die Mutter, welche die Erlaubniss erhält ihr Kind in dem Hospicium zu säugen, kommt auf die Abtheilung der Ammen.

Die erkrankten Wöchnerinnen werden von den übrigen abgesondert. Die Krankensäle stehen nicht unter der Sorge des Lehrers des Accouchements, sondern werden von einem Arzte, Hrn. *Andry*, versehen. Leider herrscht auch manchmal hier das gräuliche Kindbettfieber, und nicht mit einem glücklichern Erfolge, als diess in dem Wiener Gebährhause der Fall ist. Beigefügte Tabelle *(Tab. II.)* liefert eine vollkommene Übersicht, nicht allein des Kindbettfiebers, sondern aller Krankheiten, welche seit

dem VI^ten Jahre bis in die Hälfte des XI^ten Jahres in dem Pariser Gebährhause geherrschet haben.

Das *Findelhaus* enthielt, als ich es besuchte, blos 150 Kinder, da die meisten derselben auf das Land gegeben werden. Die Anzahl letzterer soll sich auf 4,000 belaufen. Die Aufnahme sowohl der Findel- als verlassenen Kinder hat nichts besonderes. Man gewähret keine Nachfrage, ausgenommen man wollte das Kind aus dem Institut nehmen: in welchem Falle 30 Livres, nebst den Auslagen, welche die Erziehung bisher gekostet hat, vorher erlegt werden müssen. Ist das Kind todt, so werden 20 Livres davon zurückgegeben,—das übrige bleibt, wie auch in erfolgendem Falle, für das Nachforschungsrecht *(droit de recherche)*. Lebt das Kind; so nimmt das Haus die übrigen 20 Livres a Conto für die Erziehungskosten.

Der Arzt bestimmt, ob die Kinder, auf dem Lande gesäugt, oder auf eine andere Art genähret werden sollen.

Die *Hausammen (nourrices sédentaires)* müssen, nebst ihrem eigenen, ein Findelkind, oder, wenn sie kein eigenes haben, zwei von letzteren, stillen. Sie erhalten nebst ihrer Besoldung, welche monatlich in 7 Livres 10 sols besteht, 3 Livres Belohnung für jedes Kind, das sie bei ihrem Austreten

wohl bestellt übergeben. Sie bekommen, nebst Kleidung, folgende Nahrung.

Zum Frühstück eine Kräutersuppe; zu Mittag eine Fleischsuppe, 8 Unzen Fleisch, nemlich zwei drittel gesotten, und das übrige eingemacht oder gebraten — dann nach Verschiedenheit der Jahrszeit eine ansehnliche Porzion von trocknem oder frischen Gemüse, — und einen halben Schoppen Wein, oder, wenn sie es vorziehen, eine doppelte Porzion Bier. — Nachmittags zwei Unzen eingemachte oder frische Früchte, — zum Nachtessen eine halbe Porzion Fleischsuppe, vier Unzen Fleisch, die eine Hälfte gesotten, die andere eingemacht oder gebraten, und eben so viel Wein oder Bier, wie zu Mittage. Auf den ganzen Tag erhalten sie zwei Pfund Brod.

Die Kinder, welche über 6 Monat alt sind, erhalten einen halben Schoppen Milch, und etwas Brod in Fleischbrühe abgerührt. Die unter diesem Alter sind, können das Nemliche auf Befehl des Arztes erhalten, abgerechnet das mit Fleischbrühe abgerührte Brod.

Die Kinder, welche nicht mehr an der Brust liegen, erhalten einen Schoppen Milch, — Brodsuppe mit Fleischbrühe, und dreimal die Woche ein Ey.

Für die Kinder, welche ausser dem Hause auf dem Lande verpflegt werden, wird den Ammen bezahlet

an *Reisekosten* für eine kürzere Entfernung als von 10 Stunden	3 Livres
von 10 bis 15 Stunden . . .	4 —
— 15 — 25 — . . .	5 —
— 25 — 35 — . . .	6 —
— 35 — 45 — . . .	7 —
— 45 — 55 — . . .	8 —
— 55 — 65 — . . .	9 —

Für *jeden Monat* von der Geburt bis in den 12ten Monat	7 Livres
vom 13ten bis inclusive den 24ten . .	6 —
Nach geendigten 3 Monaten von der Übergabe zu zählen	8 —
6 Monaten	6 —
9 Monaten	6 —

Von dem Zustande der Kinder ausser dem Hause, kann ich nicht urtheilen, — jener der Kinder, die sich im Findelhause befinden, ist, obwohl überall ziemliche Reinlichkeit herrscht, schreckbar. Das Locale ist viel zu klein für ihre Anzahl: daher liegen die armen Kreaturen auf Tischen, Stühlen, Fensterbretten, manchmal zu neun auf *einer* Matraze herum. Dabei fehlet es an Allem. Wenigstens klagten die Aufwärterinnen über

Mangel an Holz und Nahrungsmittel. Dass bei einer solchen Lage der Dinge viele Krankheiten entstehen, und die Sterblichkeit ausserordentlich seyn müsse, lässt sich leicht voraussehen. Sie erhellet aus der Beilage *(Tab. III.)*. Sehr interessant war mir in den Krankenzimmern des Findelhauses ein sonst seltenes, doch den Kindern eigenes Übel zu sehen; ich meine die *Verhärtung des Zellengewebes (endurcissement du tissu cellulaire)*. Dieses Übel herrschte vor mehrern Jahren auch in dem Mayländischen Findelhause, und wurde von Hrn. *Moscati* treffend beschrieben. Die Krankheit fängt mit Röthe des Gesichtes, welche sich über den ganzen Körper fortpflanzet, an. Darauf werden die Extremitäten steif. Dieser Zufall verbreitet sich dann über die übrigen Theile mit Inbegriff des Gesichtes. Die Kinder werden dabei so hart, dass sie wie Holz anzufühlen sind. Das Übel dauert gegen fünfzehn bis zwanzig Tage, und endigt sich gewöhnlich mit dem Tode. Die Kälte scheint Antheil an der Erzeugung dieser Krankheit zu haben. Auch herrscht sie beinahe ausschlieslich im Winter. Mir scheint, dass dieses Übel, von dem ich fünfzehn Beispiele in diesem Findelhause sahe, ungemein Vieles mit dem Starrkrampfe *(Tetanus)* gemein habe.

Hospice des Orphelins.
(Rue Saint - Victor.)

Dieses *Waisenhaus* enthält gegen tausend Knaben; sie werden von 4 bis 12 Jahren aufgenommen, und erhielten während der Revolution den Namen *Zöglinge des Vaterlandes (Elêves de la patrie).* Die nemlichen Menschen, welche diesen Kindern einen so vielversprechenden und hohen Namen beilegten, liessen das Haus, das sie bewohnen, so zu Grunde gehen; dass es an verschiedenen Stellen mit dem Einsturz drohet; — sie vernachlässigten ihre Kleidung dermassen, dass sie noch jetzt, wo man doch anfängt für sie zu sorgen, wie die Betteljungen aussehen. Doch soll der grösste Theil unter ihnen Sonntags gut gekleidet seyn. So wie man für das Äussere sorgte, so sorgte man für das Innere. Es ist kaum ein Jahr, dass man diesen Kindern die ersten Grundsätze der Religion beibringt, und sie in die Kirche führet. Die Immoralität stieg dabei, wie leicht vorauszusehen war, auf den höchsten Gipfel. Die Kleinen machten Komplotte unter sich, die manchmal die blutigsten Zwecke hatten. Man brauchte die Kinder auf dem National - Theater, welches erst seit Kurzem abgestellt worden ist. Alle Laster hatten unter ihnen ebenfalls ihr Haupt empor gehoben. Nebst einigen besonderen daherrührenden Krankheiten, war der Skorbut allgemein eingerissen. — So sorgten jene *berüchtigte Menschenfreunde* für das Wohl der Menschheit! —

Die Kinder lernen jetzt nebst lesen, schreiben und rechnen, verschiedene Handwerke, und zwar in dem Hause selbsten. Die ganz kleinen Knaben müssen Wolle zopfen. Ich sahe deren 400 an dieser Arbeit, wie die Häringe in der Tonne, in einem Zimmer zusammengepackt. Die Kinder bekommen überhaupt zweimal die Woche Fleisch. Die Schlafzimmer sind reinlich. Im Waisenhause selbst, ist kein Spital, sondern die Kranken werden in eine weiter unten zu beschreibende, Krankenanstalt gebracht. Die mehresten sind vaccinirt geworden.

Die Sterblichkeit verhält sich wie folgt. Im IXten Jahre starben 39 unter 2448 in das Hospicium aufgenommenen Kindern; d. h. es war ein Todter auf $63\frac{8}{9}$ Individuen. Im Jahre X wurden unter 1678 Kindern 944 krank, von diesen starben 14. — Die Mortalität verhielt sich also wie 1 zu $119\frac{9}{7}$. Im ersten Semester des XIten Jahres erkrankten 327 Kinder unter 1116. — Die Anzahl der Todten belief sich auf 19; — die Mortalität war also wie 1 zu $58\frac{7}{9}$.

Die Verpflegung eines jeden Kindes kömmt täglich auf 20 sols 2 deniers zu stehen.

Hospice des Orphelines.

(Rue du faubourg Saint-Antoine.)

Das weibliche Waisenhaus enthält über 150 Kinder. Das dazu bestimmte Gebäude ist prächtig, und mit einem schönen, grossen Garten versehen. Die Mädchen sehen gut aus, und sind fröhlich. Doch sind sie schlecht gekleidet, und schmutzig. Sie werden in der Religion, im lesen, schreiben, rechnen, und in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten unterrichtet.

Im IX^ten^ Jahre verhielt sich hier die Sterblichkeit wie 1 zu $70\frac{1}{4}$, im folgenden wie 1 zu 46, und in dem ersten Semester des XI^ten^ Jahres wie 1 zu 38. Jedes Kind kömmt täglich auf 22 sols 6 deniers zu stehen.

Hospice des enfans malades.

(Tout près de l'hopital de Madame Necker.)

In diesem Spitale werden arme kranke Kinder vom 18ten Monate an, bis zu 15 Jahren aufgenommen, wenn sie nicht mit Skrofeln und Hautausschlägen behaftet sind, in welchem Falle man sie nach dem *Hôpital Saint-Louis* bringt. Die Anzahl der Kranken ist in diesem Spitale 300; die Reinlichkeit mittelmässig. Die erkrankten Waisenkinder werden ebenfalls hieher gebracht.

In den vier letzten Monaten des X^ten^ Jahres starb ein Kind von 7, — und in den sechs ersten Monaten des XI^ten^ 1 von $3\frac{7}{8}$. Jeder Kranke kostet täglich 24 sols 6 deniers. Die mittlere Dauer der Krankheit besteht in $29\frac{1}{2}$ Tagen, — die Kosten der Behandlung belaufen sich auf $36\frac{28}{100}$ Franken.

Maison de Retraite.
(A Mont-rouge.)

So nennet man ein *Versorgungshaus* für alte Männer, welches sich gleich ausserhalb der *Barrierre de l'enfer* befindet. Greise von 60 Jahren, oder solche Leute, welche früher siech werden, erhalten hier Wohnung, Essen, und alle übrige Bedienung gegen jährliche 200 Franken. Doch ist diese Summe, die allerdings zu ihrer Verpflegung nicht hinreichen kann, nicht das einzige Bedingniss, um aufgenommen zu werden: denn man fordert noch Zeugnisse ihrer guten Aufführung, und der Ohnmöglichkeit sich sonst wo auf eine gute Art verpflegen zu können. Auch müssen sie sich genau den Gesetzen unterwerfen, welche der Ordnung wegen in dem Hause eingeführt sind.

Anfangs war diese Anstalt nur für 24 Personen bestimmt, nun sind deren 70 darin. Der Mangel an Raum macht, dass die Aufgenommenen in dem nemlichen Saale, in welchem sie schlafen und

wohnen, auch essen müssen. Ja, da nicht einmal ein Krankensaal vorhanden ist, so müssen die Pazienten unter den Gesunden liegen, oder sich in das nicht sehr entfernte *Hôpital Cochin* transportiren lassen. Die Staatsbeamten, welche nur unter ganz gleichen Umständen, wie die andern, aufgenommen werden, geniessen den Vortheil ein Zimmerchen für sich allein zu bekommen.

Hospice des Incurables.

(Rue faubourg Saint-Martin.)

Diese ziemlich in das Grosse gehende Anstalt ist für unheilbare männliche Kranke und gebrechliche Greise bestimmt. Ihre Anzahl beläuft sich auf 400. — Das Gebäude, in welchem sie sich befinden, war ehemals ein Kloster, dann wurde es zu einem Versorgungshause alter Leute von beiden Geschlechtern verwandelt, und erst kürzlich zu dem gemacht, was es jetzt ist. Da jedoch einige Greise so sehr an dieses Haus gewöhnt waren, und sich bei der Umschaffung in ein Krankenhaus bitter beklagten: so liess man sie zurück, damit sie ungestört allda ihre Tage endigen können. Unter diesen traf ich einen 96jährigen Mohren an, welcher Laufer beim *Marschall de Saxe* war. Dessen Haare sind ganz weiss, — übrigens befindet er sich wohl, und geniesset noch des Gebrauches seiner Sinne. Die Schlaf- und Wohnsäle sind zum Theil

sehr schön, — einige hingegen sind unter aller Kritik; ja in manchen dieser stehen zwei Reihen Bette: die eine unten, und die zweite auf einer oben angebrachten Gallerie. Dazu kömmt noch der Umstand, dass die Bette Vorhänge haben. — Die Kranken, welche sich bewegen können, speisen in einem Refectorium beisammen.

Im IXten Jahre starb 1 — unter $8\frac{1}{4}$, — in folgenden 1 — unter 6, — und in den sechs ersten Monaten des XIten Jahres 1 — unter $7\frac{1}{2}$. Der Kopf kommt hier täglich auf 24 sols 6 deniers zu stehen.

Hospices des Ménages, ehemals les petites maisons.

Eine Anstalt, die, so viel ich weis, einzig in ihrer Art ist. Da nemlich die Versorgungshäuser der Männer von den weiblichen getrennt sind, so war eine natürliche Folge davon, dass sich alte Ehepaare, welche auf die Versorgung in denselben Anspruch machten, um dahin zu gelangen, trennen mussten. Dass diese armen Leute lieber darbten, dann sich trennten, ist leicht voraus-zusehen. Dieser Klasse von Dürftigen beizuspringen, ist der Zweck der gegenwärtigen Anstalt. Es befinden sich allda gegen 160 kleine Haushaltungen, d. h. alte Ehepaare, die theils in einzelnen Zimmern, theils in Gemeinschaft wohnen. Sie erhalten auf zehn Tage, nebst dem nöthigen Holze, 3 Livres in

Geld, dann 1½ Pfund Brod täglich, und alle 10 Tage ein Pfund rohes Fleisch. Gegen einen Erlag von 1600 Franken ein für allemal, werden auch einzelne Wittwer und Wittwen aufgenommen, wenn sie über 60 Jahr alt sind, und wenigstens 20 Jahre in der Ehe gelebt haben.

Retraite de la vieillesse à Chaillot.

Ich sollte eigentlich dieses Versorgungshaus aus zwei Gründen hier nicht anführen; erstens, weil es ein Privatinstitut ist, und folglich nicht unter der allgemeinen Administration der Pariser-Hospicien steht; zweitens, weil auch dessen innere Einrichtung ganz von jener der anderen Versorgungshäuser verschieden ist. Da aber diese Anstalt doch dem Hauptzwecke gemäss mit den ebenangeführten übereinstimmt; so glaube ich, dass sie hier füglich beschrieben werden könne.

Hr. *Bhailla* und *Madame Gloux*, kauften das Kloster *Périne* und ein benachbartes Haus, so wie die dazu gehörenden Grundstücke, und bestimmten es zu dem Zwecke, alten Leuten nach folgendem Plane einen ruhigen Rückzug von dem Geräusche der Welt, und eine sichere Herberge zu verschaffen.

Jede Person, von welchem Geschlechte oder Stande sie immer seyn mag, die eine Summe von 1080 Franken, in welchen Terminen es ihr ge-

fällt, von ihrem vierzigsten Jahre an, an das erwehnte Institut abträgt, erhält dadurch in ihrem 70ten Jahre, altershalber, oder in jedem anderen Zeitpunkt ihres Lebens, (jedoch blos zehn Jahre, nachdem sie subskribirt hat,) wenn sie durch Krankheit ausser Stand gesetzt wird, sich selbst zu erhalten, das Recht, in dasselbe einzutreten, und allda lebenslänglich ohne alle fernere Unkosten zu verweilen. Die erwehnte Summe kann erhalten werden, wenn von dem Tage der Geburt an, bis in das sechzigste Jahr, oder von dem zehnten in das siebenzigste Jahr, täglich *ein Sols* zurückgelegt wird.

Da der Plan zu dieser Errichtung erst i. J. 1806 genau ausgeführt werden kann, so haben die Unternehmer einige Einrichtungen getroffen, um die Pränumerationen und Aufnahmen, auch nach dem vierzigsten und vor dem siebenzigsten Jahre, gegen gewisse Entschädigungen, bis dahin möglich zu machen.

Périne liegt gesund, angenehm, und hat grosse Gärten, worin die Bewohner spazieren gehen können. Die Verpflegung in dem Institut gleicht in jeder Rücksicht der Lebensart, die in bürgerlichen Häusern mittleren Standes statt findet. Jeder hat sein eigenes Zimmer, und die Bedienung, in so fern sie sich auf die absolut nöthige Bedürfnisse bezieht. Sie speisen zwölf und zwölf an jedem Tische; die Unternehmer sorgen, dass die Leute

gleichen Standes, und, so viel als möglich, solche, die sich gerne sehen, zusammenkommen. Einer oder Eine unter ihnen machen die *Honneurs de la table.* Die Bedienung geschieht auf Silber. Das Mittagessen besteht aus Suppe, Rindfleisch, und noch einer Schüssel. Abends bekommen sie eine Obstspeise. Jeder Mann hat eine ganze Bouteille Weins des Tages: jedes Frauenzimmer eine halbe, und dazu köstliches Brod, so viel sie wollen. Ich habe einem Mittagmahle beigewohnet, und alles sehr ordentlich gefunden. *Madame Gloux*, ein liebenswürdiges und sehr vernünftiges Frauenzimmer, gieng von einem Tische zum andern, und sagte beinahe jedem der Gäste etwas angenehmes. Auch wird sie von denselben angebetet. Wie viele Thränen des innigsten Dankes erndet nicht diese edle Frau, von den bereits zur Zahl von hundert allda versammelten Alten ein!

Jede in diesem Institute aufgenommene Person kann ausgehen, und Besuche annehmen, wie sie will, gerade, als wenn sie in ihrem eigenen Hause wäre, wenn nur die gute Ordnung und der Anstand nicht dadurch verletzt werden. Auch ist ein beheizter und beleuchteter Versammlungssaal vorhanden, wo es jedem frei stehet, sich durch Journal-Lesen, oder durch Umgang mit anderen zu belustigen. Wenn *Madame Gloux* und Hr. *Bhailla* Jemand unter ihren Pensionairs besonders auszeichnen wollen: so laden sie ihn Abends zum

Koffe zu sich ein. Diess ist wohl die grösste Ehre, auf welche diese guten Alten Anspruch machen.

Mitten in dem Hause ist eine Kapelle, wo ordentlicher Gottesdienst gehalten wird. Auch für die Kranken ist gesorgt. Es sind nemlich einige Säle errichtet, wo die dahin gebrachten Pazienten mit der möglichsten Sorgfalt gepfleget werden. *Madame Gloux* scheint die meisten durch ihre blosse Gegenwart und durch ihr Zureden zu heilen. Die Rekonvaleszenten haben ihren besonderen Garten, wo sie sich Bewegung machen können. Mit einem Worte, alles scheint in diesem Institute den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht zu haben. Dabei versicherte mich *Madame Gloux*, welche die innere Ökonomie führet, während sich Hr. *Bhailla* mit der äusseren abgiebt, dass, obwohl die Nahrungsmittel seit der Errichtung des Instituts theurer geworden sind; und obwohl *Jemand* für viele pränumerirt, die sie einsweilen haben aufnehmen müssen, und für die wenigsten unter ihnen gezahlt hat; so trage Ihnen dennoch die ganze Anstalt einen reinen nicht unbedeutenden Gewinn ein. Diess solle daher rühren: weil sehr viele Leute unterschreiben, die vor oder bald nach ihrer Aufnahme in die Anstalt, sterben.

Ich verdanke Hrn. Dr. *Muggetti* aus Mailand, meinem ehemaligen Zuhörer, der sich einige Zeit in Paris aufhielt, um sich besonders mit

dem Taubstummen-Unterrichte bekannt zu machen, das Vergnügen, diese *Retraite de la vielliesse* nicht übergangen zu haben. Ich verliess dieselbe mit dem sehnlichsten Wunsche, dass die Unternehmer einer so schönen, menschenfreundlichen Anstalt ein langes Leben geniessen mögen, und mit dem Missvergnügen, die persönliche Bekanntschaft des Hrn. *Bhailla*, der ein sehr interessanter Mann seyn soll, nicht gemacht zu haben.

Salpêtrière.

Eine Stadt, dem Umfange und der Menge der Bewohner nach zu urtheilen! Hier ist nicht allein die Rede von Krankenzimmern, Höfen, und Flügeln von Gebäuden, sondern es handelt sich von Häusern, Strassen und Plätzen. Im Jahr 1790 belief sich die Bevölkerung der *Salpêtrière* auf 6,704 Individuen. Der Zustand dieses Hospiciums soll damals — ja bis zur Epoche der gegenwärtigen Administrazion, schrecklich gewesen seyn. Diese würde, nur um das Locale herzustellen und einzurichten, einer Summe von 280,000 Franken bedürfen.

Die gegenwärtige Bevölkerung der *Salpêtrière* beläuft sich auf 4,000 Individuen; nemlich 3,040 alte, gebrechliche Leute, — 600 wahnsinnige Frauenzimmer, — und 360 wirkliche Kranke. Erstere sind in fünf Haupsklassen, und vierzig Unterab-

theilungen getheilt; — 1,900 unter ihnen haben 70 Jahre erreicht, oder sind bereits darüber. Zu den wirklich Kranken zählt man 200 Epileptische, und mehrere mit krebsartigen Übeln, so wie mit der Krätze Behaftete.

Die Anzahl der zur Verwaltung und Bedienung der *Salpêtrière* angestellten Personen beläuft sich auf 366. Ihre Besoldungen kommen jährlich auf 78,542 Franken. Viele unter ihnen sind selbst Leute aus der Versorgung, die mit einem geringeren Lohne zufrieden sind, und durch Beschäftigung ihre Gesundheit in einem besseren Zustande erhalten.

Hr. *Pinel* ist als erster Arzt, und Hr. *L'Allemand* als Wundarzt angestellt. Hr. *Pinel* wohnet *en philosoph* in der *Salpêtrière*, wo er auch vom Frühjahr bis in den Herbst ein Privatklinikum hält. Dieses Klinikum muss, das Interesse, welches dieser berühmte Lehrer einflösst, abgerechnet, auch darum sehr nützlich seyn, weil die allda vorkommenden Krankheiten die seltensten Fälle von den Übeln, welche den Frauenzimmern in späteren Jahren zustossen, darbieten.

Während meines Aufenthaltes in Paris, gab Hr. *Pinel*, zu meinem grössten Leidwesen, kein Klinikum. Diess hat mich nicht gehindert, dessen Umgang so sehr zu benutzen, als es dessen Geschäfte erlaubten. Hr. *Pinel* ist durch seine Werke hinreichend

bekannt, darum enthalte ich mich aller ferneren Anmerkungen. Obwohl unsere Grundsätze in vielen Hinsichten verschieden sind; so waren wir doch über viele andere Punkte einverstanden. Äusserst interessant war es mir, zu sehen, wie Hr. *Pinel* mit den vielen Wahnsinnigen umgeht, deren Behandlung ihm anvertraut ist. Ich habe gefunden, dass er sich hier gerade so, wie in seinem klassischen Werke von der Manie zeigt. Man kann diese unglückliche Klasse von Menschen nicht mit mehr Gutherzigkeit und Gedult behandeln, als es Hr. *Pinel* thut. Es sollten eigentlich ohne Ausnahme nur solche Wahnsinnige da aufgenommen werden, von welchen erwiesen ist, dass sie unheilbar sind. Da diess aber nicht geschieht, so theilte Hr. *Pinel* seine Kranke in fünf Klassen ein. Jede Klasse ist von der anderen vollkommen getrennt. Die Kranken wohnen in mehreren kleinen Häuschen, in denen sich Zellen, beinahe wie in einem Karthäuserkloster, befinden. Diese Zellen sind ziemlich geräumig. Leider liegen in beinahe jeder derselben zwei Kranke. Die Beheizung fand ich durchaus schlecht. Ich weiss, dass man darauf antworten wird, die Wahnsinnige ertragen einen grossen Grad von Kälte. Diess gestehe ich ein; nur setze ich hinzu, *ohne sich zu beklagen.* Beweisst dieser Umstand aber auch, dass sie die Kälte, ohne dadurch Schaden zu erleiden, ertragen? Ich glaube nicht, dass diess allgemein behauptet werden könne. Es giebt gewisse Arten von Manie, wo die Kälte eben so schädlich, als in

vielen andern Nervenkrankheiten, ist. Ich könnte deren mehrere Beispiele anführen.

Die *erste Klasse* enthält diejenigen Wahnsinnigen, welche man für unheilbar ansehen kann, (*Folles présummées incurables*). Die *zweite* ist für solche Kranke bestimmt, von welchen sich wohl die Heilung hoffen lässt, die aber rasend sind (*Folles présumées curables, mais furieuses*); die *dritte* umfasset die der Wiedergenesung nahen, oder wenigstens die ruhigen, Wahnsinnigen; die *vierte* ist den vollkommenen Rekonvaleszenten, die nur noch Probe aushalten müssen, bevor man sie entlässt (*Folles entièrement convalescentes, et à épreuve*); und die *fünfte* den eben gemeldeten Pazienten, welche mit andern Krankheiten zufälliger Weise behaftet sind, gewidmet.

Die Kranken der ersten Klasse sind, der Meinung des Hr. *Pinel*'s gemäss, meistens in den Zustand der Unheilbarkeit gebracht worden, weil man sie zu häufig mit Aderlässen behandelt hat. Diejenigen, welche sich nemlich in der zweiten Klasse befinden, sollen wohl öfters durch das Aderlassen beruhiget werden; aber diese Beruhigung solle kein gutes Zeichen seyn; sondern vielmehr den Zustand der Unheilbarkeit nach sich ziehen. — So ungestümm einige der Kranken bei der zweiten Klasse thaten; so hörte man doch nirgends Ketten rasseln; und nirgends sahe man andere Zwangsmittel, als

das sogenannte *Zwangkamisol*, durch welches solche Kranke an die Bettstellen befestiget waren. Einige unter ihnen wurden mitten in der Raserey in ein laues Bad gebracht. Der Deckel des Gefässes, in welchem sie sich badeten, gieng ihnen nahe um den Hals, so dass sie mit dem Kopfe nicht untertauchen konnten. Zugleich wurden einige mit dem Tropfbade, auf den Kopf gerichtet, behandelt. Hr. *Pinel* versicherte mich, die Raserei lege sich bald unter dieser Behandlung, wenn sie in Verbindung mit einem menschlichen Betragen angewandt werde. — Die Kranken der dritten Klasse haben einen ansehnlichen Hof mit Bäumen besetzt; man sucht sie so viel als möglich zu beschäftigen. Die wenigsten unter ihnen hatten Arzneien. In der *vierten* Klasse verriethen die meisten Kranken den Zustand der Herstellung. Sie haben einen sehr schönen Garten; an welchen einige Felder gränzen, zum Spazieren gehen, oder um sich durch leichte Arbeiten zu zerstreuen. Die *fünfte* Klasse, das eigentliche Spital für zufällige Übel, war auch in guter Ordnung; nur schienen mir die Kranken nicht gehörig verwahret.

Indem sich Hr. *Pinel* nicht den ganzen Tag mit der Behandlung dieser Unglücklichen abgeben kann, so hat er einen Aufseher, der seine Grundsätze vollkommen zu besitzen scheint, und welcher das unbegränzte Zutrauen seines Vorstehers besitzt. Hr. *Pinel* gesteht ein, dass der Erfolg der Behand-

lung grösstentheils von den Kenntnissen und dem guten Benehmen des Aufsehers gegen die Kranken abhänge; und wer wird Ihm hierin nicht beistimmen?

Da ich in der Folge noch öfters Gelegenheit haben werde, über Irrenhäuser und Behandlung der Wahnsinnigen (ein Gegenstand, dem ich ganz besonders meine Aufmerksamkeit schenkte) zu sprechen; so breche ich hier ab. Nur eine Nachricht habe ich noch hinzuzusetzen.

Der Salpêtrière gegenüber befindet sich eine *Privatanstalt für Wahnsinnige*, welche allerdings angeführt zu werden verdient. Hr. *Esquirol*, ein junger, genievoller Arzt, und Schüler des Hrn. *Pinel*, hat dieselbe auf seine eigene Kosten errichtet. Sein Lehrer besucht sie manchmal als konsultirender Arzt. Die Anstalt besteht aus zwei, durch einen Garten getrennten Häusern, das eine für die wirklich Wahnsinnigen, das andere für Rekonvaleszenten. Die beiden Geschlechter sind durch einen Hof getrennt. Hr. *Esquirol* kann fünf- und zwanzig Kranke aufnehmen. Die Pension, welche für jeden Kranken gezahlt werden muss, beläuft sich ohne Arzneien auf 300 Livres monatlich. Dafür bekömmt der Kranke ein eigenes Zimmer, einen Aufwärter, und vier, meistens vegetabilische, Speisen. Die Zimmer sind geräumig, und lassen sich mittelst eines mit Leder umgebenen äusserlich angebrachten Riegels zusperren, ohne den mindesten

Lärmen zu verursachen, und der Anstalt das Ansehen eines Gefängnisses zu geben; ein Umstand, den man stäts bei der Errichtung der Spitäler für Wahnsinnige vor Augen haben muss. Aus der nemlichen Ursache haben auch die Fenster keine eisernen Gitter, sondern sie sind mit starken hölzernen Jalousien versehen, die man zuschliessen kann, und die der Kranke nicht leicht zerbrechen könnte, ohne dass es der Wärter merken sollte. Ich werde in der Folge zeigen, dass man die Sache noch mehr vervollkommnen kann.

Bicêtre.

Ein Stündchen von der *Barrière des Gobblins* liegt auf einer kleinen Anhöhe, welche Paris dominirt, die beste Luft und das beste Wasser besitzt, das ehemalige Schloss, nun das Hospicium, *Bicêtre* genannt. Es kann ebenfalls mit einer kleinen Stadt verglichen werden; denn in dessen Mauern leben 3400 Menschen. Unter diesen befinden sich zum Theil alte oder gebrechliche Leute (*infirmes*); zum Theil und vorzüglich Dürftige (*indigens*), unheilbare Narren, Blödsinnige, Menschen die mit hartnäckigen Nervenkrankheiten befallen sind, Züchtlinge, und Leute, welche zum Tode verurtheilt wurden, und bis ihr Urtheil vollzogen wird, im *Bicêtre* aufbewahret werden.

Dass die Versammlung so vieler verschiedener Klassen von Menschen an und für sich sehr zweckwidrig seye, und die Administration dieses Hospiciums sehr erschwere, lässt sich leicht von selbst begreifen. *Bicêtre* kann in dieser Hinsicht mit mehrern deutschen Zuchthäusern verglichen werden, welche noch zur Aufnahme der Wahnsinnigen bestimmt sind. Lässt sich wohl etwas Empörenders denken, als Missethäter und Kranke zu vereinigen!

Die Armen oder Dürftigen *(Indigens)*, deren Anzahl sich im *Bicêtre* auf 684 beläuft, haben eine grosse Werkstätte, die ehemalige Kirche, wo sie alle mögliche Arbeiten verrichten. Wäre dieser Ort reinlicher gehalten, so würde er ein schönes Schauspiel gewähren. Eine andere Beschäftigung dieser Leute ist das Wasserschöpfen. In dem *Bicêtre* ist nemlich ein ungeheurer, sehenswürdiger Brunnen, der 134 Schuh tief ist, und 13 Schuh im Durchmesser hat. Zwei Eimer, jeder von 794 Mass, gehen beständig wechselseitig auf und ab, und diess mittelst einer Machine, welche durch die *Indigens* getrieben wird. Diese erhalten dafür eine Belohnung von 5 bis 6 sols täglich. Die Anzahl der Narren, Epileptischen, alle männlichen Geschlechts, beläuft sich auf 425. Sie werden durchaus für unheilbar angesehen, und diess meistens nach einem Versuche von höchstens einem Jahre, der in *Charenton* vorgenommen wird, und weit entfernt ist zur Bestim-

mung der Frage, ob ein Staatsbürger aus der Gesellschaft auf immer verstossen werden könne, hinzureichen. Diese Unglücklichen sind bei weitem nicht so gut hier, als in der *Salpêtrière*; denn erstens fehlet es an Reinlichkeit; zweitens behandelt man sie auch nicht so milde. Doch muss man gestehen, dass sich unter ihnen gefährliche Leute befinden. So sahe ich eine Figur, die mir stäts vor Augen schweben wird, nemlich einen der Mordbrenner, welche in dem mittägichen Frankreich unter dem Namen *Chauffeurs* bekannt sind. Dieser Mensch wurde zum Narren, als man ihn zum Tode verdammte. Man stelle sich einen grossen, starken Mann, beinahe ohne Kleidung, mit einem langen Barte, einem eisernen Band um den Hals, das mittelst einer Kette an die Wand geschmiedet ist, mit gefesselten Händen, vor! Nie sahe ich wüthendere Blicke, nie grössere Verzweiflung, als an diesem Menschen. Ein anderer, ganz von diesem verschiedener, Wahnsinnige von ziemlich hohem Alter, bildet sich ein, er seie ein Frauenzimmer. Nichts macht ihn glücklicher, als wenn man ihm weibliche Kleider giebt. Seine Gebärden und sein ganzes Benehmen stimmt dann ganz damit überein.

Nebstdem befinden sich noch über 200 Kranke, welche meistens mit unheilbaren oder chronischen Übeln behaftet sind, im *Bicêtre*. Auch zahlt dieses Hospicium 120 Armen, die sich ausser demselben befinden, Pensionen.

Hr. Dr. *Lanfranque*, ein sehr liebenswürdiger Mann, und Freund von Hrn. *Corvisart*, besorgt *Bicêtre* als Arzt, — und Hr. *Dumont* als erster Wundarzt. Ich kann letzterem nicht genug für die Mühe und viele Höflichkeiten, die er meiner Gesellschaft *) und mir erwies, danken.

Von den im *Bicêtre* befindlichen Gefängnissen werde ich dort, wo die Rede von den Gefängnissen in Paris überhaupt seyn wird, sprechen.

Bicêtre hat, wie es leicht vorauszusehen ist, eine Garnison, welche den Dienst versieht, und die Ordnung in diesem von so gemischten Menschen bewohnten Orte unterhält.

Hospice de St. Maurice à Charenton.

Ein Spital, welches zwei Stunden von Paris entfernt, und für Narren beiderlei Geschlechtes, die als heilbar angesehen werden, bestimmt ist. Dieses Krankenhaus steht nicht unter der allgemeinen Administration der Hospicien von Paris, sondern hat seinen eigenen Direktor, Hrn. *Coulmier*, der unmittelbar mit dem Minister des Innern korrespondirt.

---

*) Hr. Professor *Pictet*, Hr. Kriegsrath *v. Bulow* aus Berlin, und Hr. Dr. *Muggetti* aus Mayland.

Die Kranken dieses Irrenhauses, deren Anzahl, wahrscheinlich weil öfters Kranke nach der *Salpêtrière* und *Bicêtre* abgehen, nicht grösser, dann 130 ist, werden zum Theil gratis, zum Theil gegen Bezahlung aufgenommen. Für die Zahlenden ist der geringste Preis jährlich 600 Livres. Nur, wenn sie mehr, dann diese Summe erlegen, werden sie verhältnissmässig besser, als die gratis Pazienten behandelt. Die Zahlenden können auch im Falle der Unheilbarkeit da bleiben.

Der Arzt, Hr. Dr. *Castelli*, geniesst eine Besoldung von 4000 Livres, nebst 400 Livres für seine Wohnung in Paris. Er besucht die Anstalt alle andere Tage. So viel ich erfahren konnte, lässt er häufig zur Ader, und gebraucht auch öfters abführende Mittel. Übrigens wird, wie Hr. *Coulmier* versichert, mehr auf die moralische Behandlung und auf gute Nahrung, dann auf Arzneien gezählet. Im dem Hause selbst wohnet ein Wundarzt.

Die *Weiberabtheilung* dieses Spitals ist recht wohl eingerichtet. Der Theil, welchen die ruhigen Wahnsinnigen bewohnen, besteht aus einem grossen Saal, der durch eine doppelte Bretterwand so getheilt ist, dass ein Gang in der Mitte entsteht, zu dessen Seiten kleine Zimmerchen, die oben offen sind, und folglich kommuniziren, eingerichtet worden sind. Mitten im Saale steht ein Ofen, der das Gan-

ze heizet. Die unruhigen Närrinnen befinden sich zu ebener Erde, in kleinen, ungeheizten Stübchen, in denen es im Sommer ganz angenehm zu wohnen seyn mag. Diese Stübchen öffnen sich alle unter einen Portico.

Die *Männerabtheilung* ist bei weitem nicht so regelmässig. Die Kranken sind in kleine Kämmerchen eingesperrt, welche sich in einen Gang öffnen. Sie haben geheizte Zimmer, wo sie zusammen kommen, und sich unterhalten können.

Taubstummen-Institut.

Obwohl auch diese Anstalt, so wie folgende für *Blinde*, nicht unter der allgemeinen Administration der Hospicien, sondern unmittelbar unter dem Minister des Innern stehen; so finde ich doch, dass ich an keinem andern Orte füglicher von ihnen Meldung thun kann, als an dem gegenwärtigen.

Unter allen Anstalten, die in der Absicht, an und für sich untaugliche Menschen zu nützlichen Staatsbürgern umzuschaffen, errichtet werden, kann wohl keine derjenigen den Rang streitig machen, welche den Unterricht der *Taubstummen* zum Zwecke hat. Die Erreichung keines ähnlichen Zweckes dürfte mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft seyn, als jene des vollkommnen Unterrichtes dieser Unglücklichen. — Von allen diesen Betrachtungen

hingerissen, wohnte ich den 12ten Jänner 1803 einer Sitzung *(séance)* des Taubstummen-Instituts in Paris bei. Die Versammlung war sehr zahlreich. Der Direktor des Instituts, der Nachfolger des berühmten *Abbé de l'Epée*, Hr. *Abbé Sicard*, stand auf einer kleinen Bühne, und deklamirte die höchst metaphysischen Grundsätze, nach welchen Er die Taubstummen unterrichtet, vor. Ein Zögling (Hr. *Massieux)*, der schon seit vielen Jahren den Unterricht des Hrn. *Sicard's* geniesst, und voller Fähigkeiten zu seyn scheint, gab allerdings Beweise von ungewöhnlichen Einsichten, sowohl in der Sprachkenntniss, als in der Metaphysik; von den gewöhnlichen und Vorbereitungs-Kenntnissen gar nicht zu sprechen. Dessen besondere Stärke schien indessen die Mimik zu seyn. Ein Theatertänzer könnte ihn kaum an Lebhaftigkeit und Eleganz der Gebärden übertreffen. Der grösste Theil der Versammlung war durch diese Gattung *Pas de deux* in Erstaunen gesetzt, — als Hr. *Abbé Sicard* ein zweites Wunderwerk mit der ihm eigenen Beredsamkeit ankündigte, nemlich einen Taubstummen, der *laut lese.* Nun war der Verwunderung kein Ende, und diese hörte selbst dann nicht auf, als der Junge einige Zeilen ziemlich unverständlich herabgelesen hatte. Hierauf wurden einige vor Kurzem aufgenommene Zöglinge vorgestellt, und dann die Sitzung aufgehoben. Ich machte hernach die persönliche Bekanntschaft des Hrn. *Abbé Sicard*, und diess war wohl der vorzüglichste Gewinn, den ich bei dieser Gelegenheit erhalten

habe; denn obgleich ich nicht die Bewunderung in vollem Másse mit der Versammlung theilen konnte, so erkenne ich jedoch zu sehr die Verdienste des Hrn. *Sicard*, um nicht jede Gelegenheit zu ergreifen, ihm meine Hochachtung zu bezeigen. Ich konnte nicht umhin Ihm zu sagen, dass die mehresten Taubstummen in dem Wiener Institute unter der Leitung des fürtreflichen Hrn. *May*, *sprechen*, und zwar viele unter ihnen auf eine sehr verständliche Art; wozu ich die wichtige Bemerkung des Hrn. Dr. *Gall* fügte: dass, seitdem die Taubstummen sprechen; die vorhin unter ihnen so häufig herrschenden Brustkrankheiten weit seltner geworden sind; eine Sache, die sich auch leicht begreifen lässt, wenn man bedenket, dass die Theile, welche mässig geübt werden, eine grössere Kraft erhalten. Hr. *Abbé Sicard* und der Arzt dieser Anstalt, Hr. Dr. *Jtard*, legten auch diesen Bemerkungen alles Interesse bei. Ersterer sagte mir, er halte selbst viel auf das Sprechen; er könne es aber nicht einführen, weil es ihm an Lehrern fehle. Und allerdings, da in dem Pariser Institut über 100 Zöglinge sind; so müsste man zum wenigsten fünf Lehrer dazu haben; vorausgesetzt, dass diese die Gedult hätten, 10 Stunden des Tages auf den Unterricht zu verwenden; und zwar auf einen Unterricht, der so schwer ist, als jener, den Taubstummen die Sprache beizubringen. Von dem hiezu so nützlichen Werke des Hrn. Hofrathes *Kempele*

über den Mechanismus der menschlichen Sprache, schien Hr. *Sicard* keine Kenntniss zu haben.

Wenn ich von einer Seite den Gründen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, welche Hr. *Sicard* anführt, um die Stummheit seiner Taubstummen, wenn man so sagen darf, zu entschuldigen; so verdiene ich von der andern Seite auch Nachsicht, wenn ich die Sache so nehme, wie sie für das allgemeine Beste dasteht, und (indem ich den Umstand zugleich mit in Anschlag bringe, dass ich bei Besichtigung der ganzen Anstalt die Zöglinge sehr roh gefunden habe, was auch wohl die Ursache seyn mag, warum bei der öffentlichen Prüfung nur zwei unter ihnen paradirten), behaupte, dass das Pariser Taubstummen-Institut bei weitem nicht der Erwartung entsprochen habe, die ich mir davon gemacht hatte; und dass es, meiner Meinung nach, den übrigen Instituten dieser Art in andern Ländern weit nachstehe.

Eine kleine Übersicht derselben dürfte meinen Lesern nicht unangenehm seyn.

Ich mache den Anfang mit dem kleinen Taubstummen Institute in *Kiel* *) — Es enthält blos 16 Zöglinge; diese sprechen aber beinahe alle, —

*) Von dem Taubstummen-Institute in London werde ich zu seiner Zeit sprechen.

und verstehen das Gespräch der Personen, mit welchen sie gewöhnt sind umzugehen, an den Bewegungen des Mundes. Nur unter sich sprechen sie durch Zeichen, und da bedienen sie sich auch eines Alphabets; welches in der Nachahmung der deutschen Lettern besteht. Um daher mit ihnen umgehen zu können, muss man nicht zuerst ihre mimische Sprache lernen, sondern *sie* machen den mühsamen Schritt. Hr. *Pfingsten*, der Direktor dieses Instituts, ist ein einfacher, modester Mann. Ich traff ihn eben unter seinen Zöglingen an. Er prüfte die mehrsten in meiner Gegenwart. Ich hatte dabei Gelegenheit mich zu überzeugen, dass sie bei der Erlernung ihrer Sprache nicht die übrigen nöthigen Kenntnisse versäumet hatten. Sie sind nemlich in der Religion, im Lesen, Schreiben, und Rechnen unterrichtet. Die Mädchen erlernen zugleich die weiblichen Arbeiten u. dgl. Für diese ungeheure Mühe geniesset Hr. *Pfingsten* einer ganz kleinen Besoldung, durch welche er verbunden ist, alle Landeskinder gratis zu unterrichten. Wohlhabende geben Beiträge. Wenige Tage vor meiner Ankunft in Kiel, hatte Hr. *Pfingsten* eine Amerikanerin aufgenommen, welche jährlich eine Pension von 300 Thaler zahlet.

Beinahe von der nemlichen Grösse ist das Taubstummen-Institut in *Leipzig*. Es wird von *Madame Heinecke* dirigirt. Die Zöglinge, 17 an der Zahl, sprechen wohl; aber nicht zum Besten. Einige

sehen es am Munde ab, was ihre Bekannte sprechen. Dass der Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen nicht verabsäumt wird, versteht sich von selbsten.

In *Prag* besteht ein ähnliches Institut, als Privatanstalt. Es enthält gegen 17 Kinder, meistens *Knaben;* eine Bemerkung, die ich in allen Taubstummen-Instituten gemacht habe. Hr. Pater *Dominik Stöhr*, der Lehrer, examinirte einige unter ihnen im Rechnen, worin sie wohl bewandert schienen. Das Nemliche kann ich von ihrem Lesen und Schreiben sagen. Die mehrsten Kinder sprechen auch hier. Hr. *Stöhr* bedauerte es, dass die besten Sprecher, unter andern ein gewisser *Weisbach*, der neulich bei der Prüfung eine kleine Dankrede hielt, krank lagen.

Von dem Taubstummen-Institute in *Berlin* spreche ich zuletzt; obwohl es, meiner Überzeugung nach, das vorzüglichste ist. Der Vorsteher und Lehrer allda, Hr. Professor *Eschke*, ist zu bekannt, als dass ich nöthig hätte, etwas zu dessen Lobe zu sagen. Dieses liegt ohnehin in der Beschreibung des Instituts selbsten. Bei dem Unterrichte in den gewöhnlichsten Gegenständen, als welcher auf den höchsten Grad von Vollkommenheit gebracht ist, hat Hr. *Eschke* nicht versäumt, ausgezeichnete Talente unter seinen Zöglingen besonders zu bilden, und so-

gar sich Gehilfen aus denselben zu erziehen. Zu dieser Würde ist Hr. *Habermass*, während meiner Anwesenheit in Berlin, durch ein sehr gnädiges Handbillet Sr. Maj. des Königs erhoben worden. Dieser Hr. *Habermass* ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten. Er spricht sehr gut, und versteht selbst, was *Fremde* zu ihm sagen, wenn sie deutlich sprechen; indem er auf die Bewegungen des Mundes acht giebt. Doch ich sage unrecht; nicht allein auf die Bewegungen des Mundes, sondern auch auf jene der Wangen und des Kinns sind die Taubstummen in Berlin aufmerksam: sonst würde es ihnen ohnmöglich fallen, Hrn. *Eschke* auch dann zu verstehen, wenn er die Hand vor den Mund hält. Diess heisst gewiss die Sache so weit als möglich gebracht! — Da Hr. Professor *Eschke* stäts darauf Rücksicht nimmt die Taubstummen für die übrige menschliche Gesellschaft zu erziehen; so hat er auch darauf gedacht sich ihnen sogar im Finstern, wo sie nemlich die Bewegungen des Mundes nicht sehen können, verständlich zu machen. Diess geschieht, indem man ihnen mit dem Finger auf den Rücken schreibt, was sie sehr leicht begreifen. Sehr interessant sind einige Bemerkungen, welche mir der berühmte Professor der Philosophie in Berlin, Hr. *Kiesewetter*, einer der liebenswürdigsten Männer, die ich kenne, über die Fähigkeiten und Neigungen der Taubstummen mitgetheilt hat. Ich will nur eine davon anführen. Hr. Professor

Kiesewetter hat nemlich beobachtet, dass die meisten unter diesen einen besonderen Hang zum *Reimen* haben, — und zwar nicht zum Reimen, welches sich auf die Orthographie bezieht; sondern zu jenem, welches sich auf den Klang der Endungssylben der Wörter gründet; — eine Erscheinung, die nicht leicht zu erklären seyn dürfte. Zugleich bewundert Hr. Professor *Kiesewetter* die Richtigkeit der Begriffe, und die schönen Definitionen, welche die Taubstummen in dem Berliner Institute von den mannigfaltigsten Gegenständen geben, und wie schwer es ist, sie durch eine unerwartete Frage ausser Fassung zu bringen; ja wie sie selbst diese Gelegenheit öfters zu benutzen wissen, um etwas witziges zu sagen. So besuchte Hr. Professor *Kiesewetter* einstens das Taubstummen-Institut in Gesellschaft eines Geheimenrathes. Als Hr. *Eschke* sie beide vorstellte, fragte Hr. *Kiesewetter* einen Elêven, welchen Begriff er sich von einem Geheimenrathe mache? Der Elêve antwortete sehr treffend. Hierauf erwiederte Hr. *Kiesewetter:* was ist das Gegentheil eines Geheimenrathes? — Öffentlicher Unrath, — war die Antwort.

Nach dieser Digression, die ich mit der Bemerkung schliesse, dass in allen Instituten dieser Art, wo der Galvanismus angewandt wurde, derselbe entweder unnütz, oder auch schädlich gefunden worden seye, kehre ich nach Paris zurück, und zwar in das

Institut für Blinde.

(Ehemals des Quinze-Vingt, rue de Charenton.)

Dieses Institut wurde im Jahr 1260 von dem heiligen *Ludwig* für 300 Blinde gestiftet. Nun enthält es deren 420. Das Gebäude, in welchem sie sich befinden, ist sehr gross. Die Blinden werden gekleidet, genähret, einige unter ihnen erhalten sogar etwas an Geld. Dabei werden sie in mehreren Gegenständen unterrichtet, die denselben entweder einigen Gewinn, oder einiges Vergnügen zu verschaffen dienen mögen.

Bevor ich dieses Institut besuchte, wollte ich mich mit der Art und Weise, wie man die Blinden unterrichte, bekannt machen. Ich besuchte deshalb vorher eine andere, und zwar eine Privatanstalt für Blinde, welche unter der Leitung des Hrn. *Havy* (eines Bruders des berühmten Mineralogen) steht. Hr. *Havy* war vorher Vorsteher des öffentlichen Instituts, wurde aber abgesetzt. Die Zöglinge fahren dem ohngeachtet fort ihm zugethan zu seyn, und wohnen zum Theil dessen öffentlichen Sitzungen aus Dankbarkeit bei. Hr. *Havy* hält nemlich von Zeit zu Zeit eine öffentliche Sitzung, wo jeder Fremde, der sich an ihn wendet, leicht Zutritt erhalten kann. Bei einer solchen Sitzung, machte ich durch Hrn. Dr. *Mugetti* (der, so wie er sich auf den Unterricht der Taubstummen legte, sich zugleich

auch jenen der Blinden eigen machen wollte) mit Hrn. *Havy* Bekanntschaft. Die Sitzung fieng mit einer Symfonie an, die ganz gut zusammen klang, was mich bei den *Fermate*, wo natürlich die Spieler den Direkteur nicht sehen konnten, wunderte. Während der Symfonie bemerkte man mehrere Blinde, welche Handarbeiten verfertigten, als Peitschen, seidene Schnüre, Körbe u. dgl. — Nachher erschien ein Blinder, welchem Jemand aus der Versammlung eine Sentenz aufgab, die er, wie jeder Setzer in einer Buchdruckerei thun würde, setzte. Darauf wurde ein zweiter Blinde hereingerufen, welcher das betastete, was der andere gesetzt hatte, und es herunter las. Als diess geschehen war, wurde das Gesetzte gedruckt. Hierauf erfolgte eine Arie, welche ein Blinder ganz mittelmässig sang. Nach dieser, zeigte Hr. *Havy* einige Bücher vor, die er für die Blinde verfertigt hatte. Sie sind von feinem Pappendeckel mit erhabenen Buchstaben *(bas relief)*. Mehrere Blinde lasen mit grosser Fertigkeit mit den Fingern. Auf die nemliche Art sind die Musik-Noten verfertigt, und so werden sie auch gelesen. Es wurde abermals musizirt. Darauf zeigten einige Blinde, dass sie auch schreiben können. Sie schrieben auf einer Oberfläche, auf welcher quer kleine messingene Saiten gezogen sind, zwischen welchen ein Raum gelassen ist. Unter diese Saiten schiebt man ein Papier, dessen hintere Fläche schwarz gefärbt ist, (ich hatte die Composition der Farbe, habe sie aber verlohren,) doch so,

dass sich die Farbe auf ein zweites, weisses Papier, welches unterliegt, übertragen lässt, wenn man auf die äussere Oberfläche des ersten Papiers mit einem Stift zwischen den Interstizien der messingenen Saiten mit schwerer Hand schreibt. Da bei dieser Gelegenheit nicht allein die Farbe auf das untergelegte Papier übertragen wird, sondern zugleich Vertiefungen entstehen, welche die Gestalt der Buchstaben haben, so dienen letztere den Blinden zum Lesen, besonders zum Untersuchen, ob sie recht geschrieben haben. Blinde, welche unter sich korrespondiren wollen, brauchen, blos die Eindrücke auf dem Papiere. — Nach einem abermaligen *Inter-mezzo* von Musik, legten einige Blinde ihre Kenntnisse in der Geographie dar: und hierin waren sie allerdings vorzüglich geschickt. Sie haben nemlich Landkarten, die ganz für sie verfertiget sind. Sie werden auf folgende Art bereitet. Man nimmt eine gewöhnliche Landkarte, und bezeichnet die Contouren der Länder mit dem nemlichen Drathe, mit welchem die Frauenzimmerhauben verfertiget werden. Auf diese Landkarte klebet man eine ihr ganz ähnliche, dergestalt, dass die Contouren der zweiten genau auf jene der ersten, folglich auch auf den Drath, passen. Es fällt dann den Blinden, leicht mit den Fingern sich die Form der verschiedenem Contouren so eigen zu machen, dass sie jedes Land zu erkennen im Stande sind. Tiefer lassen sie

sich hier nicht ein. Am Ende der Sitzung wurden einige von den Blinden verfertigte Arbeiten verkauft.

Auf die nemliche Weise verfährt man im öffentlichen Institute, wo ich ebenfalls einer Sitzung beiwohnte. Hier hörte ich eine Klavier-Sonnate. Es spielte aber keine *Paradis*. — Auch befindet sich in diesem Institute keine *Kirchgesner*, die sich mit der Harmonika hören lassen könnte.

Wenn ich überhaupt meine Meinung über die Anstalten für Blinde sagen soll; so scheint mir, dass man, wie bei allen übrigen Anstalten, auch hier, von dem Grundsatze ausgehen müsse, selbe nicht zur Schaue und Ergötzung Anderer, sondern zu dem reellen Zwecke, dem Staate nützliche und tugendhafte Bürger zu erziehen, errichten müsse. Man kann daher den Blinden, nebst der Religion und Moral, eine Arbeit lehren, mit der er sich, es seie nun in oder ausser dem Institute, sein Brod, wo nicht ganz, doch zum Theil verdienen möge. Hat er Genie und Lust zu einigen Nebendingen, die seinen Geist oder sein Herz auf eine angenehme und nicht verderbliche Art beschäftigen können; so wird es nicht schwer fallen dessen Hang auf eine zweckmässige Art zu befriedigen: was am Besten dadurch geschieht, dass man ihn in seinem Gange nicht stöhre. Nur ein besonders seltenes Genie

dürfte eine Ausnahme machen, und zu einer Kunst aufgezogen werden. Nach diesem Plane ist das Institut für Blinde in *Liverpool* eingerichtet, — ich werde zu seiner Zeit davon sprechen. Hier habe ich bloss hinzuzusetzen: dass, wo ich von Instituten für Blinde rede, ich nur von armen Blinden, die auf Kosten des Staates, oder wohlthätiger Partikuliers, erzogen werden, spreche. Leute von Stand und Vermögen, wenn sie das Unglück trifft, Blinde in ihren Familien zu haben, können und müssen freilich einen anderen Erziehungsplan wählen, als es bisher geschehen ist. Auch glaube ich, fehlet es uns nicht an Schriften über die vorzüglichsten Lehrmethoden in den wichtigsten Fächern der Wissenschaften und Künste. Ich will nur der Werke meines verstorbenen Freundes Hrn. *Niesen*, und des fürtreflichen Abbe *Vogler* erwehnen, jener hat nemlich die *Algebra für Sehende und Blinde*, dieser die *Notirkunst für Blinde* geschrieben, Werke, die klassisch in ihrer Art sind.

Philantropische Gesellschaft.

Diese Privatgesellschaft, der Hr. *Pastoret* präsidirt, ist seit vier Jahren errichtet, und hat den Zweck, die ökonomische oder Rumfordische Suppe unter die Dürftigen *gratis* auszutheilen. Sie hat bereits zwanzig Öfen in den verschiedenen Theilen der Stadt errichtet, und im X^ten Jahre 1,600,000,--

im XIten aber, wie aus öffentlichen Blättern zu ersehen ist, 456,776 Suppen ausgetheilt.

Société de la charité maternelle.

Eine Privatgesellschaft wohlthätiger Damen versammelte sich unter diesem Nahmen, um ehelichen Wöchnerinnen, unter gewissen, dringenden Umständen, in ihren eigenen Wohnungen, samt ihren Säuglingen beizuspringen. Der Hauptzweck, den die Mitglieder dieser Gesellschaft haben, ist, durch ihre Hilfe das Aussetzen und das Übergeben der ehelichen Kinder in das Findelhaus zu verhindern; um so der Moralität unter der ärmeren Klasse des Volkes einen Vorschub zu leisten, und zu gleicher Zeit das Findelhaus in den Stand zu setzen, desto besser für die unehelichen Kinder, für die es eigentlich bestimmt ist, sorgen zu können.

Nach den Berechnungen, die man hat machen können, werden jährlich zwischen zwölf- und vierzehn hundert eheliche Kinder an das Findelhaus abgegeben; und eine eben so grosse Anzahl ist, durch die dringende Noth, in welcher sich die Älteren befinden, in der Gefahr dahin abgegeben zu werden. Hieraus liesse sich schliessen, dass diese Gesellschaft wohl jährlich gegen dreitausend Kinder zu verpfle-

gen haben dürfte. Da aber eine solche Menge, Summen erfordern würde, die nicht leicht aufzutreiben sind; so sahe man sich gezwungen, folgende Einschränkungen, welche sich auf die Umstände, in denen sich die *Mutter* und das *Kind* befinden, gründen, festzusetzen, nemlich: die *Mutter* muss wenigstens seit einem Jahre in Paris wohnhaft seyn, — sie muss nicht allein ein gehöriges Zeugniss ihres verehlichten Standes, sondern auch Zeugnisse ihrer Armuth und guten Aufführung von den Nachbaren und dem Hausbesitzer vorzeigen können; endlich muss sie sich verpflichten, das Kind selbst zu säugen, oder wenn sie diess nicht kann, wenigstens an ihrer Seite mit Milch aufzuziehen. Das *Kind* muss entweder wegen dem, während der Schwangerschaft seiner Mutter erfolgten Tode des Vaters, als Wäise gebohren werden; oder es muss kränkliche Älteren, die nicht im Stande sind, ihr Brod zu verdienen, haben; oder es muss zu solch zahlreicher Familie, als welcher es ohnmöglich ist, für sich zu bestehen, gehören.

Die Gesellschaft besteht eigentlich aus allen denjenigen, welche eine bestimmte Summe jährlich zu erwehntem Zwecke hergeben, doch ist die Administration nur einem Ausschusse von Damen anvertraut. Um an dem Institute Theil zu nehmen, muss die Kandidatin durch ein wirkliches Mitglied des Ausschusses vorgeschlagen, und durch Mehrheit der Stimmen angenommen werden.

Der eben erwehnte Ausschuss theilet sich Paris in zwölf Départements ein. In jedem Département ist eine Dame, welche das Geschäft der Administration übernimmt. Ist das Département zu gross; so sind deren zwei oder drei, die es übernehmen. Ihre Verrichtungen bestehen darin: die schwangeren Mütter, welche für ihre Leibesfrucht um Beistand ansuchen, selbst in ihren Wohnungen zu besuchen; sich auf das Genaueste nach ihrer Armuth und ihren Sitten zu erkundigen, sodann dem Ausschusse vorschlagen, und wenn sie von demselben aufgenommen werden, während dem Säuge-Geschäft die Aufsicht über Mutter und Kind zu führen.

Die Hilfe, welche jede Arme von der Gesellschaft, die sie samt ihrem Kinde zu verpflegen übernimmt, erhält, ist sehr ansehnlich; doch darf sie die Summe von 200 Livres nicht übersteigen. Die Gesellschaft verspricht nemlich ihre Hilfe blos auf *ein* Jahr; sie besteht in

Kindswäsche	18 Livres
Kindbettkosten	18 —
Zwölf Monate hindurch jeden Monat 6 Livres	72 —
Kleine Nothwendigkeiten nach Willkühr der Dame	8 —
	116 —

Sind nach dem ersten Jahre Umstände vorhanden, welche die Fortsetzung der Hilfe absolut nothwendig machen; so wird diese dann nach denselben festgesetzt.

Der Subscriptionspreis belief sich vorher auf 96 Livres jährlich. — „*Damals (vor der Revolution)* „*waren die Glücksumstände der Subskribenten an-* „*sehnlicher, und die Armen nicht so zahlreich!* Nun „waget die Gesellschaft nicht mehr, dann 50 Livres „von jedem Subskribenten zu fordern: *indem die* „*Mittel abgenommen haben, und das Verderbniss* „*und Unglück des Volkes weit fürchterlicher und* „*grausamer worden ist.*„ *)

Ich kann nicht aufhören von diesem fürtreflichen Institute zu sprechen, ohne den Namen der Dame, *Madame Fougeret*, welche die Statuten dazu entwarf, anzuführen, und ohne von einigen Mitgliedern des Ausschusses, die ich kennen zu lernen die Ehre hatte, Meldung zu machen; nemlich:

Madame Chaptal, — eine Dame, die sich, nebst ihren andern ausgezeichneten Eigenschaften, durch ihre Edelmuth und Wohlthätigkeit die allgemeine Hochachtung und Liebe zugesichert hat.

---

*) *Réglemens de la Société de la charité maternelle.*

Madame Pastoret, — welche das Amt der Sekretärin der Gesellschaft verwaltet, und mit einer, Jedermann einnehmenden Gutmüthigkeit solche Kenntnisse in Hinsicht der Administration dieser und ähnlicher Stiftungen besitzt: dass ich keinen Augenblick Bedenken tragen würde Ihr die Leitung der wichtigsten medizinischen Armenanstalt anzuvertrauen.

Madame Delessert, — die würdige Mutter des bereits rühmlich angeführten Hrn. *Benjamin Delessert*, eine Busenfreundin von *Rousseau*, — die ihr Glück darin sucht, dürftigen Menschen beizustehen, und jedem, der die Ehre hat sie kennen zu lernen, unvergesslich bleibt; und derselben Tochter,

Madame Gauthier, deren Erziehung grösstentheils durch *Rousseau* geleitet worden ist, und die in jeder Rücksicht ein Modell weiblicher Tugenden und Vollkommenheiten ist.

Obwohl *Madame Lavoisier* nicht zu dem Ausschusse gehört, sondern blos als Subskribentin an der *Société de la charité maternelle* Antheil nimmt; so kann ich doch nicht umhin Ihrer zu erwähnen. Diess geschieht nicht allein um mir eine Gelegenheit zu verschaffen, dieser liebenswürdigen und verehrungswürdigen Dame für die viele Güte und Gefälligkeit, die Sie mir erwiesen, für die vielen interessanten Bekanntschaften, die Sie mir verschaf-

fet, und für die vielen Gelegenheiten, mich zu belehren, zu welchen Sie mir den Weg gebahnet hat, öffentlich zu danken; sondern auch in der Überzeugung, meinen Lesern etwas Angenehmes zu erweisen, wenn ich Ihnen von dieser würdigen Wittwe eines unsterblichen Mannes spreche.

Versorgung der Armen in ihren Wohnungen. (Secours à domicile.)

Meine Leser werden sich vielleicht erinnern, dass ich Anfangs dieses Werkes gesagt habe, der Administrationsrath in Paris habe nicht allein die Hospizien, sondern auch die *Versorgung der Armen in ihren Wohnungen*, so wie das *Bureau der Ammen* unter sich. Von diesen zwei Gegenständen bleibt mir nun zu sprechen übrig, bevor ich zur Betrachtung anderer übergehe.

Vor allem muss ich bemerken, dass die Einrichtung, die verschiedenen Zweige des Armenwesens einer allgemeinen Administration zu unterwerfen, fürtreflich ist. Ja, es fällt nicht schwer sich zu überzeugen, dass diess die einzige Art ist, durch welche die Armenbesorgung auf den Grad der Vollkommenheit, dessen sie empfänglich seie, gebracht werden könne. Sobald sich mehrere Administrationen eines und desselben Armen anzunehmen haben, je nachdem er gesund oder krank ist, und dann entweder zu Hause oder in einem Hospizium sich

verpflegen lässt, und sobald diese Administrationen nicht von gleichförmigen Grundsätzen ausgehen; oder sobald sich dieselben sogar durchkreuzen; — dann tritt eine Verwirrung ein, welche die reichlichsten Hilfsquellen austrocknet, und die thätigsten Hände lähmet. Es ist daher sehr wünschenswerth, dass dem in Paris gegebenen Beispiele überall gefolget, — und aus der Administration des Armenwesens ein Ganzes gemacht werde.

Der Administrations-Rath der Pariser Hospizien und des Armenwesens nimmt für ausgemacht an, dass es in einem wohleingerichteten Staate nothwendig seye, dürftige Kranke oder Arme, die Altershalber untauglich sind sich zu erhalten, theils in allgemeinen zu diesen Zweck bestimmten Orten, theils in ihren Wohnungen zu versorgen. Ohne daher gegen irgend eine dieser Versorgungsarten ein Vorurtheil zu haben, gesteht er, dass, nach Umständen bald den Hospizien, bald der Versorgung der Armen und dürftigen Kranken in ihren eigenen Wohnungen der Vorzug gehöre. Im Allgemeinen wünschet er doch, so viel als möglich, das Letztere einzuführen, und diess aus den allgemein bekannten Gründen, welche gegen die Versorgung in Hospizien angeführet werden.

Vor der Revolution wurde in Paris sowohl von der Regierung, als von den Partikuliers ausserordentlich viel für die Armen gethan. In harten

Wintern, oder theuern Zeiten gab erstere der Polizei Befehl, sich mit den Frabrikvorstehern oder sonst mit Personen, welche Handwerksleuten Arbeiten verschaffen, abzufinden, damit letztern so viel an Geld beigelegt würde, als sie, um leben zu können, nothwendig hatten. Bei verschiedenen Gelegenheiten liess die Regierung die Pfänder auf dem *Mont de piété* lösen, und stellte sie den Armen, welche sie dahin gebracht hatten, ohnentgeltlich zurück. Eben so wurden zuweilen bei Feierlichkeiten die, wegen geringen Verbrechen verhafteten Gefangenen auf freien Fuss gesetzt. Noch zahlreicher war die Hilfe, welche theils von einzelnen Partikuliers, theils von wohlthätigen und frommen Gesellschaften den Armen ertheilet wurde. Die Pfarrer erhielten beträchtliche Summen, um sie unter ihre dürftige Pfarrkinder auszutheilen. Die Erkrankten unter ihnen erhielten vorzugsweise Hilfe.

Die Revolution stürzte mit so vielen andern, auch diese, seit Jahrhunderten bestehende, Wohlthätigkeits-Anstalt zu Boden. Freilich wurde der Munizipalität von Paris den 25ten Mai 1791 aufgetragen, das Armenwesen zu übernehmen; und nicht minder wahr ist es, dass sie aus ihrer Mitte eine *Wohlthätigkeits-Kommission (Commission municipale de bienfaisance)* zu diesem Zweck ernannte. Wie hätte es aber in einer Zeit, wo Reichthum zum Verbrechen angerechnet wurde,—wo überall Unordnung und Schrecken herrschte, möglich seyn kön-

nen, die für die Versorgung der Armen nöthigen Hilfsquellen offen zu erhalten? —

Im Vten Jahre, wurden durch ein Gesetz vom 7ten Thermidor die sogenannten *Wohlthätigkeits-Bureaux* errichtet. Der beständige Wechsel von Regierungsformen, und die übrigen wohlbekannten, daraus entspringenden Unordnungen hinderten aber dass diese an sich so guten Anstalten ihre Wirkung haben konnten. Man hatte nemlich 48 *Wohlthätigkeits-Bureaux (Bureaux de bienfaisance)* in Paris errichtet. Diese standen unter der Aufsicht eines *Central-Ausschusses (Comité centrale)*, der unmittelbar vom Minister des Inneren abhieng. Das Einkommen bestand in 24,000 francs monatlich vom *Octroy* und in einer Taxe, welche auf die Theaterbillets gelegt wurde.

Im IXten Jahre wurde, auf einen Befehl der Konsuln vom 29ten Germinal, die erwehnte Anstalt dem Administrations-Rathe der Hospizien untergeordnet. Er hat jedoch nicht diejenige Ordnung in dieses Fach bringen können, die er wohl gewünschet hätte. Der Administrations-Rath hat sich nemlich gezwungen gesehen, die 48 Wohlthätigkeits-Bureaux, deren jedes aus sieben durch den Minister des Inneren gewählten Individuen besteht, und seine eigene Kasse hat, beizubehalten. Die Deputirten von vier Bureaux vereinigen sich in einen Ausschusse, haben aber nicht die nöthige Vollmacht. Überhaupt

sieht man, dass dieses System sehr komplizirt ist. Der Administrations-Rath ist hievon überzeugt, und wünschet nichts sehnlicher, als solche zu vereinfachen, — und auf diese Art in Paris das zu leisten, was bereits in *Hamburg* und in anderen Städten geleistet worden ist.

Um diesem glücklichen Augenblicke entgegen zu gehen, hat Er daher gesorgt vor allem ein Verzeichniss der Armen, und ihrer Lage aufzunehmen. Zu diesem Entzwecke ist beiliegende Tabelle *(Tab. III.)*, zum Ausfüllen der Rubricken unter die respektiven Wohlthätigkeits-Bureaus ausgetheilet worden. Das auf diese Art verfasste Verzeichniss der Armen ist noch nicht vollendet; — indessen schäzt man aus allen den Nachrichten, welche über diesen Gegenstand vorläufig eingezogen worden sind, die Anzahl der Armen in Paris auf 116,626 Individuen, welche Anzahl doch etwas übertrieben scheint. Da nemlich diese Hauptstadt auf 547,416 Menschen gerechnet wird; so müsste man annehmen, dass beinahe der Fünfte arm seye. — Wien soll bei einer Bevölkerung von 300,000 Seelen, — gegen 30,000 Arme haben; — also wäre die Anzahl von dieser Klasse verhältnissmässig nur halb so gross als in Paris; ein Umstand, der sich von selbst erkläret.

Der Administrationsrath der Hospizien und des Armenwesens in Paris beschäftiget sich nun mit der Errichtung von Schulen, Arbeitshäusern und der-

gleichen, über welche Gegenstände ich mich umständlicher unter dem Artikel *London* erklären werde.

Ammen-Bureau.
Bureau de la location et de la direction des nourrices.

Dieses Institut hat den Zweck den Einwohnern dieser Hauptstadt gesunde und taugliche Ammen, und diesen die Sicherheit der Bezahlung zu verschaffen. Es besteht seit mehrern Jahrhunderten. Man findet nemlich Beweise, dass dasselbe bereits i. J. 1350 existirt habe. Ludwig XIV. schenkte dem Ammen-Institute seine Aufmerksamkeit, und übergab die Direktion desselben den Polizei-Stellen. Nun wurde eben diese Direktion dem Administrations-Rathe übertragen, welcher beschäftiget ist ein neues Reglement dafür zu entwerfen.

Militärspitäler überhaupt.

Während meines Aufenthaltes in Paris wurde bereits davon gesprochen, dass das Gesundheitswesen der französischen Armee eine andere Einrichtung bekommen sollte. Was damals blos im Anschlage war, soll dermalen ausgeführet seyn. Es heist, der Gesundheitsrath *(Conseil de santé)* seie aufgehoben, und sechs General-Inspektoren, worunter zwei Ärzte, drei Wundärzte, und ein Apo-

theker, haben die Oberaufsicht über die Militärspitäler, so wie auch über solche Civilspitäler, welche mehr oder weniger kranke Soldaten aufnehmen. Man berichtet ferner, dass ein jeder dieser sechs Inspektoren nicht allein jährlich eine Reise, und zwar so vornehmen solle, dass zwei unter ihnen sich stets von dem guten Zustande der Spitäler überzeugen mögen; sondern dieselben sollen auch gehalten seyn, die ihnen untergeordneten Militärärzte in ihren Dienstpflichten immer mehr zu unterrichten.

Nach meinen begränzten Kenntnissen in diesem Fache, kann ich die Verfügung sich durch das Herumreisen der Inspektoren von der guten Administration der Militärspitäler zu überzeugen, nicht anderst, dann billigen. Solch eine Einrichtung dürfte zwar von einer Seite überflüssig scheinen, da sich in jeder Provinz, oder in jedem Département doch immer ein Oberstaabsarzt, oder wie man ihn sonst nennen will, befindet, welcher füglich die Spitäler in seinem Bezirke untersuchen, und dann einen Bericht darüber abstatten könnte. Allein auch dagegen liesse sich manches einwenden, wovon ich nur folgendes anführen will. Man kann ein sehr guter praktischer Arzt seyn, ohne eben die genaueste Kenntniss oder Erfahrung in Hinsicht der Administration der Spitäler zu haben. Diese ist die Frucht eines ganz besonderen Studiums, und der Gelegenheit eine grosse Anzahl Spitäler unter allen verschie-

denen Lagen genau beobachtet zu haben. Ohne unbillig zu seyn, lässt sich nun leicht vermuthen, dass nicht alle die Oberstaabsärzte, welche Spitäler unter sich haben, ihre Zeit dem obgedachten Studium geschenkt, oder Gelegenheit genug gehabt haben werden, sich die gehörige Erfahrung zu verschaffen, als ohne welche hier, so wie überall, die schönsten Projekte scheitern. Diese Kenntniss lässt sich hingegen leicht in einigen finden, welche sich ausschliesslich einem solchen Fache gewidmet haben.

Aus den oben angeführten Verfügungen zu schliessen, scheinet es, dass man der alten Einrichtung, den *Garnisonsspitälern* vor den *Regimentspitälern* den Vorzug einzuräumen, getreu geblieben seye. Ob man hierin wohlgethan habe, ist nicht leicht zu entscheiden. Sowohl die Garnisons-als die Regimentsspitäler haben ihre Vorzüge, welche sich beinahe abwiegen; doch will ich hierin den Leser selbst zum Richter auffordern.

Die *Regimentsspitäler* haben fürs erste alle Vortheile der kleineren Spitäler; daher sind sie auch leichter zu übersehen. Der Soldat hat keinen Abscheu dagegen, denn er trifft allda die nemlichen Menschen an, mit denen er in gesunden Tagen zu leben gewohnt ist. Er kennet seinen Arzt, — dieser kennet ihn. Nicht genug! Da es bei Heilung von Krankheiten so sehr darauf ankömmt, die Le-

bensart, Gewohnheit des Pazienten zu kennen, so kann der Arzt in dieser Hinsicht alle Auskunft von dem bei der Compagnie angestellten Oberen erhalten. Eben so, wenn eine Krankheit wieder kömmt, so hat der Arzt, welcher den Kranken vorher behandelt hatte, ungemein viel vor dem Fremden zum voraus.

Gegen die *Regimentsspitäler* spricht hingegen Folgendes, nemlich: — dass ein Kranker da viel höher zu stehen kömmt, dann in einem *Garnisonsspitale*; — dass überdiess der Arzt in vielen Rücksichten die Hände gebunden hat, und nicht immer so handeln kann oder will, wie es das Wohl des Kranken erfordert, und wie es in einem Garnisonsspitale ohne Schwierigkeit geschehen kann. Diess lässt sich leicht einsehen, denn entweder hat der Regimentsarzt das unter ihm stehende Spital in Pacht; oder der Oberste, hat nebst der Löhnung des erkrankten Soldaten, ein Pauschquantum, welches er blos in dem Falle zur Erhaltung des Spitals hergiebt, wenn jene nicht hinreichen sollte.

Im *Allgemeinen* gesprochen, wenn man nur die Menschen ein wenig kennt, so lässt sich befürchten, dass, im ersten Falle, der Arzt leicht dazu verleitet werden könnte, zu sehr auf seine Vortheile zu sehen, und daher nicht immer die der Krankheit angemessensten Mittel, besonders, wenn sie theurer Art sind, anwenden dürfte.

Gerade das Gegentheil! sagt man mir: Es muss einem Arzte daran liegen, dass der Kranke sobald als möglich, geheilt und aus dem Spitale geschaffet werde. Es lege aber ein jeder, der mir so antwortet, die Hand auf das Herz, und frage sich, ob er von der Richtigkeit seiner Antwort überzeugt seie. — Ich könnte gewiss zur Begründung meines Verdachtes eine Reihe medizinischer Beweise anführen, ich will aber blos einen einzigen vorbringen, der Jedermann einleuchten wird. Man muss annehmen, dass der Staat bei Verpachtung eines Regimentsspitals genau berechnet habe, wie viel dasselbe zu verpflegen jährlich kosten möge. — Diess muss besonders hier der Fall seyn, wo die Pachtung in die Hände einer ohnehin schon besoldeten und dadurch bereits zu den nemlichen Bemühungen verbundenen Person übergeben wird. Bei dieser Lage der Dinge wäre zu vermuthen, dass am Ende des Pachtjahres alles aufgegangen, und für den Arzt höchstens die Gefahr einige Schulden zu machen, oder von dem Seinigen hinzuzusetzen, überstanden wäre. Eine natürliche Folge hievon wäre, dass der Arzt eine andere, ihm nicht stets mit der Gefahr des Verlustes drohende Einrichtung von Herzen wünschen, und sich hierüber freuen müste. Geschieht dieses? — Gerade das Gegentheil; Ja ich bin sogar überzeugt, dass, wenn heute ein Staat, in welchem die Verpachtung der Regimentsspitäler an den Regimentsarzt bereis eingeführt ist, solche demselben

abnehmen wollte; dieses nicht ohne eine Zulage an Besoldung für denselben, oder ohne die Gefahr, ihn in die dürftigste Lage zu setzen, geschehen könnte. Bedarf ich noch eines grösseren Beweises?

Überträgt man dem Obersten des Regiments die Verpflegung des ihm untergeordneten Regimentsspitals gegen den Ertrag der Löhnung des erkrankten Mannes, und gegen ein Pauschquantum, so ist zu befürchten, dass der Arzt nicht selten in der Meinung seyn dürfte, der beste Weg, sich seinem Obersten zu empfehlen, und daher den ersten Schritt zu seinem Glücke zu machen, bestehe darin, das Spital, wo möglich, mit der Löhnung des Mannes zu versorgen, und so dem Obersten das Pauschquantum, d. h. die Zulage, setzen wir den Fall 80 Gulden monatlich, folglich jährlich 960 fl. zu ersparen, und daher, in Hinsicht der Folgen auf den Kranken, in den nemlichen Fehler, als wenn er selbst die Pachtung auf sich hätte, verfallen könnte.

Alle diese Schwierigkeiten hören bei einem Garnisonsspitale auf, das von der ersten Quelle her seine Einkünfte bezieht, dem ein Arzt von Ansehen vorsteht, welcher sich unmittelbar an diejenigen wenden kann, die bei der Pflege der Spitäler kein anderes Interesse haben können, als dieselben am bestmöglichsten bestellt zu sehen. Wahrscheinlich war diess der Beweggrund, warum die Garni-

sonsspitäler in Frankreich den Regimentsspitälern vorgezogen wurden.

Jedem meiner Leser wird indessen doch immer eine Vorliebe für die Regimentsspitäler zurückgeblieben, und die Bemerkung wenigen entgangen seyn, dass das Üble solcher Art Krankenhäuser wohl mit diesen bei der bisherigen Einrichtung verknüpft war, aber an und für sich doch nicht so beschaffen ist, dass es nicht, wenn man wollte, davon abgesondert werden könnte. Ich sage noch mehr. Muss man denn immer in dergleichen Sachen das eine *oder* das andere wählen? Giebt es denn nicht auch einen Mittelweg, wo sich nach Umständen das Gute von beiden vereinigen lässt?

Das *wie* und *wann* kann hier nicht bestimmt werden, weil die Administration der Militärspitäler mit noch so vielen andern Zweigen, deren Kenntniss jedesmal vorausgesetzt werden muss, in Verbindung steht. Sollte ich dessen ohngeachtet einen Vorschlag wagen; so wäre es, im Allgemeinen, den *Regimentsspitälern* den Vorzug einzuräumen; — aber sie, wie es bisher bei den Garnisonsspitälern der Fall war, aus einem *allgemeinen Fond* zu administiren. Dieser allgemeine Fond dürfte aus dem Pauschquantum, welches den Obersten gegeben wird, und aus der Löhnung der erkrankten Soldaten bestehen. — Man wird sehen, dass ich hierin dem, bei der Administration der Civilspitäler be-

reits nützlich gefundenem Plane getreu geblieben bin.

Nun zur Übersicht der Militärspitäler in und um Paris.

Hospice du val de Grace.

(Rue et faubourg St. Jacques.)

Diess ist eigentlich das einzige für die Garnison der Hauptstadt, die Wache der Konsuls abgerechnet, bestimmte Spital. Das, wenigstens von aussen, prächtige Locale, war ehemals ein durch die Königin Anna von Österreich gestiftetes Kloster. Es hat drei Stöcke: in dem obersten liegen die chirurgischen Kranken. Die Anzahl der Pazienten überhaupt besteht in 500 Mann, worunter gewöhnlich 200 mit äusserlichen Krankheiten Behaftete sind. Sehr leicht könnten derer 600 aufgenommen werden. — Die Venerischen sind, *der Regel nach*, von diesem Spitale ausgeschlossen. Ich kann nicht anders sagen, als dass in allen Theilen desselben Reinlichkeit und Ordnung herrsche. Ehemals wurden zugleich medizinisch - chirurgische Vorlesungen in diesem Krankenhause gegeben, welche nun aufgehöret haben.

Die Herren *Desgenettes* und *Gilbert* begleiten die Stelle der ersten Ärzte. Hr. *Dufoire* ist erster Wundarzt, und hat Hrn. *Barbier* zum Adjunkten.

Hr. *Desgenettes* hat in Pavia unter dem berühmten *Tissot* studiert, und befand sich da, als mein Vater im Jahre 1785 dahin kam. Er ist ein Mann von mittlerem Alter, und von sehr angenehmem Umgange. Dass Hr. *Desgenettes* Oberarzt der Egyptischen Armée war, ist allgemein bekannt. Es war natürlich, dass ich mein Möglichstes that, ihn auf Gespräch hievon zu führen, was mir auch sehr leicht gelang. Da Er selbst seine Beobachtungen über die ihm angehenden Vorfälle in Egypten bekannt gemacht hat; so kann ich eigentlich, ohne indiskret zu seyn, nichts hinzufügen. — Was über die nicht ansteckende Natur der Pest gesagt wurde, dürfte wohl mehr die Absicht gehabt haben, der Armée Muth einzuflössen, als die Wahrheit an Tag zu legen. Indessen läugnet auch Hr. *Desgenettes* nicht, dass es in der Armée Beispiele von Pestkranken gegeben habe, wo man wirklich die Ansteckung nicht wahrnahm. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu erinnern, dass es mir scheine, als wäre der Streit, ob diese oder jene Krankheit ansteckend, oder nicht seie, wann grosse Beweise für beide angeführt werden, dahin zu entscheiden, dass man annehme, es könne ja das eine und das andere zu gleicher Zeit Platz finden. So wie nemlich *der erste*, welcher irgend eine für ansteckend gehaltene Krankheit bekömmt, sie nicht durch Ansteckung von andern erhalten konnte; so können mehrere auf die nemliche Art von demselben Übel befallen werden. Diess hindert aber nicht

dass sich zugleich auch eine neue Quelle des Übels durch Ansteckung bilde, und so die Verbreitung befördere. Wenn ich dreissig, obwohl gesunde Menschen in ein enges, geschlossenes, feuchtes Zimmer einige Tage hindurch bringe, ihnen alle Reinigungsmittel entziehe, sie mit schlechter Nahrung versehe; so werden ohne Zweifel bald mehrere unter ihnen mit bösartigen Fiebern befallen werden. Diese wären nun freilich nicht, wenigstens bei den meisten, die sich zugleich legten, durch Ansteckung entstanden; — aber würde diess hindern, dass sie das Vermögen besässen andere nachher anzustecken? Ich glaube nicht. Man verzeihe mir diese Digression! — Von Hrn. *Desgenette*'s Behandlung der Kranken kann ich nichts sagen, weil Er durch Krankheit einige Zeit verhindert wurde das Spital zu besuchen, und als wir zusammen dahin giengen, sich die Mühe gab, mir die ganze Einrichtung des Hauses zu zeigen. Er ist auch Professor der medizinischen Physik und Hygiene an der *Ecole de Médecine*.

Hr. Dtr. *Gilbert* war Arzt in St. Domingo, und hatte vor Kurzem dieses fatale Land verlassen. Er ist ein ernsthafter, übrigens äusserst gefälliger Mann. Ich habe einmal dessen Krankenbesuche beigewohnet. So viel ich daraus schliessen kann, hängt Hr. *Gilbert* noch sehr an der antigastrischen Methode; doch ist er weit entfernt den Gebrauch der stärkenden auszuschliessen.

Von Hrn. *Dufoire* habe ich nichts Anderes auf *jede* Klage seiner Pazienten antworten gehört, als: *Hè bien, c'est la vérole.*

Dessen Adjunkt, Hr. *Barbier*, ein sehr trockener ernsthafter, aber interessanter Mann, versieht inzwischen mit grosser Bedachtsamkeit und mit Interesse die Kranken. Ich sahe unter diesen den sehr wichtigen Fall einer Anchylose aller Gelenke, ausgenommen jenes der Unterkinnlade. Der Pazient, ein Offizier, hatte mehrere syphilitische Krankheiten und grosse Strapatzen ausgestanden. Ein Schwefelbad hat, seiner Meinung nach, am Meisten beigetragen, ihn in die gegenwärtige Lage zu stürzen. Hr. *Barbier* gehört nicht zu jener Klasse von Wundärzten, die alle örtlich scheinende Krankheiten, als wenn solche wirklich blos örtlich wären, behandeln; sondern er verbindet mit der zweckmässigsten Hilfe, die sie örtlich erfordern, einen nicht minder wohl eingerichteten allgemeinen Heilplan. Er glaubt nicht, wie es so häufig der Fall ist, dass das Verdienst des Wundarztes blos darin bestehe, mit Festigkeit das Messer zu führen; sondern er legt einen ausserordentlich grossen Werth auf die sogenannte medizinische Chirurgie.

Besonders nimmt Hr. *Barbier* Rücksicht auf so manche örtlich scheinende Übel, welche ihren Ursprung einer allgemeinen skrophulösen Beschaffenheit zu verdanken haben; in welchen Fällen er

die *salzsaure Kalkerde* sehr häufig, und, wie er sagt, mit grossen Nutzen gebrauchet. Er steigt von der Dose einiger Grane, bis zu jener eines Quentchens, und lässt dieses Mittel in einem gesättigten Hopfendekokt nehmen. Im Cancer mammae will er dort, wo andere gewöhnlich die Operation nöthig glauben, Wunder von der Anwendung eines Umschlags aus den Blättern der *Portulaca oleracea* und des *Solanum nigrum* gesehen haben. Überhaupt beschäftiget sich Hr. *Barbier*, der zugleich die Botanik zu seinem Lieblingsstudium gemacht hat, sehr viel mit der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Heilkunde. Er bauet zu diesem Entzwecke mehrere Pflanzen in seinem eigenen, mit einem kleinen Treibhause versehenen Garten.

Hospice de la garde des Consuls.

(Près de l'Académie militaire.)

Das Spital für die Konsulgarde kann einige hundert Kranke enthalten. Obwohl mehrere Krankensäle etwas niedrig sind; so ist dennoch dieses Spital in jeder Hinsicht nicht allein das allerbeste in ganz Paris, sondern auch eines der vorzüglichsten, die ich je gesehen habe. Alles, was die Ärzte und Wundärzte zur Behandlung und Pflege ihrer Kranken bedarfen, wird ohne Rücksicht auf Kosten herbeigeschaft. Koffee, Burgunder, so wie jeder andere Wein, — eingemachte Hühner, gebratene Tauben, — machen hier keine Ausnahme.

Dabei herrschet durchaus die grösste Reinlichkeit und Ordnung. — Hr. *Sué* besorget die inneren, und Hr. *Larrey* die äusseren Übel. Sie gehen bei ihren Krankenbesuchen so langsam, und mit so ausgezeichneter Höflichkeit gegen die Pazienten zu Werke, als sie es nur immer in der Privatpraxis thun könnten. Von der anderen Seite herrschet der grösste Anstand und die beste Ordnung unter den Kranken. Sie lieben ihre Ärzte, und freuen sich sie zu sehen. So muss es seyn! und wenn es nicht so ist; so liegt die Schuld stets auf Seiten des Arztes, oder auf Seiten derjenigen, welche ihm die zur Pflege seiner Kranken nöthigen Bedürfnisse mangeln lassen.

Hr. *Sué*, einer der beschäftigsten Ärzte in Paris, zugleich Leibarzt der *Madame Bonaparte*, ist in Edinburgh promovirt worden. Er besitzt ein interessantes anatomisch-pathologisches und naturhistorisches Kabinet, — eine schöne Bibliothek, — einen kleinen botanischen Garten, und ein sehr wohl eingerichtetes Herbarium. In dem anotomischen Kabinette sahe ich einige schöne Einspritzungen, und mehrere sehr wohl gelungene trockene Präparate. Ein Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit der meisten Fremden, welche Hrn. *Sué's* Kabinet besuchen, auf sich zieht, ist das Gehirn von *Mirabeau*. Hr. *Sué* hat nemlich diesen berühmten Menschen gerichtlich geöffnet. Er glaubt die Windungen des Hirns tiefer und ent-

wickelter, als gewöhnlich der Fall ist, gefunden zu haben.

Hr. *Larrey*, welcher Erfahrungen über die Amputation herausgegeben hat, war mit *Desgenettes* in Egypten. Er wird allgemein für einen Wundarzt von ausgezeichneten Talenten geschätzt. Damit verbindet er einen liebenswürdigen Charakter, und eine anspruchslose Dienstfertigkeit, die ihn bei allen denjenigen, die ihn kennen, beliebt machen muss.

Hôtel national des militaires invalides.

Dieses prächtige Monument Ludwig's des Vierzehnten kann bequem 6000 Invaliden enthalten; nun sind derer blos 2400 darin. Dasselbe so genau beschreiben zu wollen, wie ich es zu sehen Gelegenheit gehabt habe, würde den grösten Theil des übrigen Raumes in diesem Werke hinwegnehmen. Diese Gelegenheit verdanke ich, wie so manches Andere, der Güte und Freundschaft des Hrn. *La chaise*, Arztes der Konsulargarde, eines angenehmen, talentvollen Mannes. Da er nahe an dem Invaliden-Pallaste wohnet, und mehrere darin angestellte Leute kennet; so versammlete er diese in seinem Hause, liess ein sehr elegantes Frühstück serviren, und veranstaltete dann, dass sie mich in der eben genannten Anstalt herumführten. Ich kann denselben mit nichts

besser vergleichen, als mit dem prächtigen Karthäuserkloster in der Nachbarschaft von Pavia.

Soldaten, die über 60 Jahr alt sind, oder solche, welche vorher durch Blessuren u. dgl. zum Dienste untauglich gemacht worden sind, können auf die Invaliden Versorgung Anspruch machen. Sie wohnen allda sehr bequem, sind wohl gekleidet, erhalten, nebst gutem Bròd und Wein, Suppe, Fleisch und Gemüse; haben ihr Versammlungszimmer *(échauffoires)* u. s. w. Die Verpflegung ist verpachtet. Ein Mann soll täglich auf etwas mehr dann 25 sols kommen. Die kranken Invaliden werden in ihr eigenes, in dem Hause befindliche Spital gebracht. Die dazu bestimmten Säle stellen ein Kreuz vor.

Hr. Dr. *Coste* hat die Oberdirekzion des Gesundheitwesens in dem Invalidenhause. Der Todsfall eines seiner Kinder hinderte mich dessen Bekanntschaft zu machen.

Hr. *Sabatier*, zugleich Lehrer der chirurgischen Operationen an der *Ecole de Médecine* und Mitglied des National-Instituts, ist erster Wundarzt *(Chirurgien en chef)*. Dieses ist die ehrenvolleste Stelle, zu welcher ein Wundarzt in Frankreich gelangen kann. Hr. *Sabatier* ist ein 74jähriger, munterer, frischer Mann. Er sprach mit vieler Hochachtung von dem Zustande der Heilkunde in Deutschland, und er-

kundigte sich um einige seiner ehemaligen Zuhörer, nemlich um Hrn. Hofrath *Vespa* in Wien, und Hrn. Staatsrath *Moscati* in Mailand.

Hrn. *Sabatier* ist Hr. *Yvan*, ebenfalls als erster Wundarzt, adjungirt *(chirurgien en chef adjoint)*. Er begleitete den ersten Konsul auf seinem letzten italiänischen Feldzuge. Hr. *Yvan* hat eine sehr schöne Bibliothek, und ist überhaupt ein Mann von Geschmack und grosser Liebenswürdigkeit. Es ist mir sehr leid, dass ich dessen Bekanntschaft blos in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Paris gemacht habe.

Hospice des soldats vénériens à St. Denis.

St. Denis liegt bekanntlich zwei Stunden von Paris entfernt, und ist eine kleine, lebhafte Stadt von 4000 Einwohnern. Ich begab mich dahin mit Hrn. *La chaise*. Die berühmte allda vorhandene Benediktinerabtei, dieser, obwohl während der Revolution so sehr bestürmte, doch noch immer prächtige, Pallast wurde zu einem Spitale für venerische Soldaten umgeschaffen. Ihre Anzahl beläuft sich auf 500. Der ehemalige Corridor, und die daran gränzenden Zellen wurden vereiniget, und so im ganzen Quadrat herum Krankensäle errichtet. Die Pazienten liegen auf Stroh. Die Unreinlichkeit und Unordnung sind da sehr gross; — so dass ich kein Bedenken trage dieses Spital für das schlechteste

zu erklären, das ich in und um Paris gesehen habe. Eine einzige Ordnung hat mir gefallen. In jedem Krankensaale wählen sich die Soldaten einen unter sich selbsten zum Befehlshaber, dem sie sich dann blind unterwerfen. An dessen Bette hängt eine Fahne. Als wir die Thüre der verschiedenen Säle aufmachten, hörten wir einen starken Lärmen; kaum waren wir eingetreten; so ertönte die Stimme eines dieser Befehlshaber, und rief: *Silence!*— in dem nemlichen Augenblicke ward alles stille.

Der erste Arzt dieses Krankenhauses heist *David.* Ich hatte nicht das Vergnügen ihn kennen zu lernen. Der erste Wundarzt, Hr. *Tisserant*, ist sicher ein grosser Schwätzer, und, wo ich mich nicht irre, ein Charlatan. Er hält den Tripper für eine venerische Krankheit, und behandelt ihn mit Merkurialfriktionen. Von der übrigen Behandlung habe ich auch nichts Löbliches gehört.

Ecole de Médecine.

Das deutsche Publikum, welches, man kann sagen, monatlich, von dieser, so wie von vielen Anstalten von Paris, die genaueste Nachricht erhält, würde eben nichts Neues aus dem erfahren, was ich über die medizinische Schule allda sagen könnte; und dieses um so weniger, als, seitdem ich diese Hauptstadt verliess, manche Veränderungen allda Platz gefunden haben. Dazu kömmt noch

der Umstand, dass die Professoren, deren für jede Kanzel *zwei*, jeder mit dem jährlichen Gehalt von 6000 Livres, bestimmt sind, blos ein halbes Jahr lesen: nemlich einige den Winter, andere den Sommer hindurch. So traf es mich, dass folgende Professoren während meines Aufenthaltes in Paris nicht zu hören waren: nemlich die Herren *Peyrilhe*, *Richard* (Lehrer der medizinischen Naturgeschichte, *histoire naturelle-médicale)*, *Hallé*, *Desgenettes* (Lehrer der medizinischen Physik und Hygiene, *physique médicale et hygiène)*, *Pinel*, *Bourdier* (Pathologie der inneren Krankheiten, *Pathologie interne)*, *Lassus*, *Percy* (Pathologie der äusseren Krankheiten, *Pathologie externe)*, *Le Roy*, *Baudelocque* (Lehrer des Accouchements), *Leclerc*, *Cabanis* (Lehrer der gerichtlichen Arzneiwissenschaft und Geschichte der Medizin) und *Sué* (Lehrer der medizinischen Bücherkenntniss, *Bibliographie médicale)*. Setzen wir noch hinzu, dass die Professoren die Hälfte des Jahres bei jedem Fache die Arbeit unter sich theilen können, so wird man sehen, dass die Geschäfte der Lehrkanzel die Professoren der *Ecole* nicht verhindern können, ihren Privatstudien nachzugehen, sich mit der Litteratur des Inn- und Auslandes bekannt zu machen, und so ihren Ruhm durch die Herausgabe neuer Werke täglich zu vergrössern.

Obwohl ich aber so unglücklich war, die eben genannten Professoren der *Ecole de Médecine* nicht

in ihren öffentlichen Vorlesungen zu hören; so habe ich doch die Bekanntschaft der meisten unter ihnen gemacht, und folgende derselben, nebst den bereits bei andern Gelegenheiten angeführten, näher kennen zu lernen das Glück gehabt.

Hr. *Percy.* — Die allgemeine Meinung stellet ihn an die Spitze der Wundärzte in Frankreich. Bekanntlich war er während dem letzten Kriege der Oberfeldarzt der französischen Armée in Deutschland. — Nun ist er blos Professor an der *Ecole de Médecine.* Hr. *Percy* erinnerte sich mit vielem Vergnügen an mehrere seiner Freunde in Deutschland, und dass diese, so wie alle diejenigen, welche ihn näher kennen, mir beistimmen werden, wenn ich Hrn. *Percy* für einen eben so liebenswürdigen als einsichtsvollen Mann ansehe, hievon bin ich überzeugt.

Hr. *Hallé* — ist einer der angesehensten praktischen Ärzte in Paris; ja ich möchte sagen, er ist derjenige, welcher das Zutrauen der gebildeteren Klasse der Menschen am vorzüglichsten geniesst. Es thut mir sehr leid, dass ich keine Gelegenheit hatte, diesen würdigen Mann am Krankenbette handeln zu sehen.

Hr. *Lassus* — ist zugleich Bibliothekar des National-Instituts, und ein äusserst gefälliger Mann,

der, wie man leicht erwarten wird, auch mit der ausländischen Litteratur sehr bekannt ist.

Hr. *Leclerc* — ein Mann von mittlerem Alter und einem sehr einnehmenden Umgange. Er bedauerte sehr, die deutsche Sprache nicht zu verstehen, um die vielen wichtigen Schriften, welche über gerichtliche Arzneiwissenschaft und medizinische Polizei in dieser Sprache erschienen sind, lesen zu können.

Hr. *Cabanis.* — Dieser berühmte Mann wohnet in einiger Entfernung von Paris, zu *Auteuil.* Ich machte ihm einen Besuch, fand ihn aber nicht zu Hause; gerne hätte ich denselben wiederholt, wenn es mir die Zeit erlaubt hätte. Ich habe diesen Umstand absichtlich angeführt, und hoffe, dass er einigermassen zu meiner Entschuldigung, einen so wichtigen Mann nicht näher kennen gelernt zu haben, dienen wird.

Unter den Professoren, die ich das Glück hatte zu hören, lasen:

Über *Anatomie* — Hr. Professor *Chaussier.* Dessen Vortrag ist sehr gut, wie diess bei den meisten französischen Professoren, in so weit sich der Vortrag auf die blosse Beredsamkeit gründet, der Fall ist. Die Anzahl der Zuhörer des Hrn. *Chaussier* ist sehr gross. Er liest täglich morgens von 10 bis 11 Uhr. Hr. *Duméril*, ein junger Mann von

ausgezeichneten Fähigkeiten, und Busenfreund des Hrn. *Cuvier*, ist zweiter Professor der Anatomie.

Über *Medizinische Chemie und Pharmacie.* — Hr. Staatsrath *Fourcroy*, von welchem ich weiter unten sprechen werde, hätte eigentlich über diese Gegenstände lesen sollen; allein die wichtigsten Geschäfte verhinderten ihn; daher las der zweite Professor der Chemie, Hr. *Déyeux*, den ich wider meinen Willen versäumt habe.

Über *chirurgische Operationen (Médecine opératoire)* Hr. *Sabatier*. Er sprach in einer Vorlesung, welcher ich beiwohnte, von der Amputation in den Gelenken. Hrn. *Sabatier*'s Vortrag ist einer der besten, den ich je gehört habe; nur Schade, dass ihn der Mangel an Zähnen unverständlich macht. Die Operation, welche er an einer Leiche machte, wollte auch nicht recht gelingen. Hr. *Lallement* ist zweiter Professor der chirurgischen Operationen.

Über die *Lehre von Hippokrates (Doctrine d'Hippocrate)*. Diese trägt Hr. *Thouret* dreimal die Woche nachmittags von 4 bis 5 Uhr vor. Einem besonderen Zufalle muss ich es zuschreiben, dass ich stets gehindert wurde diesen Vorlesungen beizuwohnen. Wahrscheinlich hat man blos durch dieselben die Absicht die jungen Ärzte mit dem *Geiste* der Hippokrat'schen Lehre bekannt zu machen, was übrigens auch dort geschehen kann, wo keine eigene

Kanzel dazu bestimmt ist; dann die Lehre des Hippokrates im 19ten Jahrhundert als ein Normale aufstellen wollen, liesse sich blos von einer Nation vermuthen, die in dem Fache der Heilkunde weit zurück wäre.

Da ich bereits von den Professoren der Kliniken, welche in den verschiedenen dazu bestimmten Spitälern das ganze Jahr hindurch lehren, gesprochen habe; so werde ich blos einige Bemerkungen dem Gesagten hinzufügen.

Das prächtige, höchst elegante Gebäude, in welchem sich die medizinische Schule in Paris befindet, wurde im Jahre 1772 errichtet. Nebst den Hörsälen befindet sich allda ein äusserst schönes Amphitheater, in welchem die anatomischen und chirurgischen Vorlesungen gegeben werden; ein chemisches Laboratorium, — eine Sammlung von Arzneimitteln, welche der Lehrer der materia medica in seinen Vorlesungen vorzeiget, — eine zahlreiche Bibliothek, — ein physikalisches Kabinet, das gesammte Instrumente enthält, welche zur Anwendung der sogenannten Physik auf die Heilung der Krankheiten dienen können, — dann ein anatomisch-pathologisches Kabinet, welches freilich noch in seiner Kindheit ist, aber dessenohngeachtet schon mehrere sehr schöne, seltene

und lehrreiche Stücke besitzt. Ich besuchte es zweimal; das erstemal in Gesellschaft des Direktors der medizinischen Schule, Hrn. *Thouret*'s; dann mit Hrn. *Thillaye*, Aufseher *(Conservateur)* der Kabinette, welche beide die Güte hatten, mir die interessantesten Stücke zu zeigen. Dabei darf ich einer kleinen Anekdote nicht vergessen. Hr. *Thillaye* fragte mich, ob die Errichtung der medizinischen Schule in Paris, so wie die Vervollkommnungen, welche täglich bei ihr Platz fänden, der medizinischen Schule in Wien nicht viel geschadet haben, und noch schadeten? Ich konnte hierauf nicht anders antworten, als: *Monsieur, l'Europe est bien grande.*

Der medizinischen Schule gegenüber ist die anatomische Anstalt, wo nemlich mehrere recht artige Leichenhäuser und Präparirzimmer, die zusammen die Gestalt eines Dreieckes haben, errichtet sind. Hr. *Dupuytrin*, der Prosektor oder *Chef des travaux anatomiques*, führet allda die jungen Ärzte und Wundärzte im präpariren an. Er ist ein Mann von solchen Fähigkeiten, und von so vielem Eifer für die Kunst, dass man eben keinen besonderen prophetischen Geist zu haben braucht, um vorauszusagen, dass Hr. *Dupuytrin* bald die Aufmerksamkeit anderer Länder auf sich ziehen wird, so wie er bereits jene von Paris auf sich gezogen hat. — Er giebt auch mehrere Privatvor-

lesungen, sowohl über Anatomie, als auch über chirurgische Operationen, die ungetheilten Beifall finden.

National-Museum der Naturgeschichte.

(Rue du jardin des plantes.)

Da dieses grosse und wahrhaft königliche Etablissement bereits sehr richtig von dem verdienstvollen Hrn. *Fischer* beschrieben worden ist, und eigentlich nicht unter die Gegenstände gehöret, über welche ich eine Übersicht in dem gegenwärtigen Buche versprochen habe; und da ich mich nebstdem zu einer Zeit in Paris befand, wo ich nicht einmal einen merklichen Theil der Naturschönheiten, die sich hier durch Kunst vereinigt finden, geniessen konnte; so würde ich gar nicht von dieser Anstalt reden, wenn es nicht wäre, um mein Bedauren über das Unglück, Hrn. *Cuvier*, welcher allda das Lehramt der Anatomie der Thiere versieht, nicht angetroffen zu haben, antagzulegen. Dieser allgemein geschätzte Mann war nemlich auf einer Reise in das südliche Frankreich begriffen, um für die Einrichtung der öffentlichen Lehranstalten zu sorgen. Dessen Busenfreund, Hr. Professor *Duméril*, hatte indessen die Güte, mir das, rasch durch die Jahre der Kindheit gehende, ansehnliche Kabinet für die vergleichende Anatomie zu zeigen, welches Kabinet sehr viele, selbst für den praktischen Arzt, wichtige Stücke enthält.

Das Naturalienkabinet, — der Garten, besonders die Treibhäuser, — die Bibliothek, — die Menagerien übergehe ich wohl mit Stillschweigen, aber nicht ohne die Gefühle der angenehmsten Rückerinnerung. —

Von den Vorlesungen, welche in dieser Anstalt (gewöhnlich der *Jardin des plantes* genannt) gehalten werden, kann ich leider nichts sagen, weil sie während dem Winter nicht Platz finden. Damit jeder mit mir fühle, wie viel ich dabei verlohren habe, werde ich blos die Nahmen der allda angestellten Professoren, und das Verzeichniss der Gegenstände, über welche sie lesen, anführen.

Hr. *Fourcroy*, für die allgemeine Chemie.
— *Brongniart*, für die chemischen Künste.
— *Desfontaines*, für die Botanik.
— *Jussieu*, für die Botanik der Landwirthe.
— *Geoffroy*, für die Zoologie der vierfüssigen Thiere, der grossen Meerfische und der Vögel.
— *Lacepede*, für die Zoologie der Schlangen und Fische.
— *Lamarck*, für die Zoologie der Insekten, Würmer, zu welchen die Schalthiere, die Thierpflanzen, die Steinpflanzen und die Infusionsthierchen gehören.
— *Portal*, für die Anatomie des Menschen.
— *Mertrud*, und Hr. *Cuvier*, für die Anatomie der Thiere.

Hr. *Haüy*, für die Mineralogie.
— *Thouin*, für den Gartenbau.
— *Faujas*, für die Géologie.
— *Vanspaendonck*, für die natürliche Bilderbeschreibung.

Collège de France.
(Place Cambray.)

In diesem Kollegium, von dessen Geschichte und Zwecke ich nicht unterrichtet bin, werden, nebst den astronomischen, physischen, juridischen und philosophischen Vorlesungen, auch etwelche über Naturgeschichte und Arzneikunde gegeben. So wird zum Beispiel, über die Chemie, von Hrn. *Vauquelin*, über die Anatomie, von Hrn. *Portal*, und über die praktische Medizin von Hrn. *Corvisart* gelesen. Hr. *Lamethrie* liestPhysiologie. Diese Vorlesungen stehen jedem offen, und werden auch häufig besucht. Ich hörte blos eine Vorlesung des Hrn. *Corvisart*, in welcher Er die *Aphorismen Boerhaave*'s erklärte; indem weder Hr. *Portal*, noch Hr. *Vauquelin* zu meiner Zeit da lasen. Indessen benutze ich doch die Gelegenheit, um Einiges über diese beiden Gelehrten zu sagen.

Hr. *Portal* ist eigentlich der einzige ausgezeichnete Arzt, welcher noch von ältern Zeiten her in Paris briliirt. Blos mit Linderung des menschlichen Elendes beschäftiget, hat er den Stürmen

der Revolution trozgebothen. Hr. *Portal* gehöret nicht zu den Ärzten, welche durch eine grosse Praxis ganz von der Litteratur ihres Faches entfernt werden; er gab Beweise des Gegentheils durch sein noch vor Kurzem über die Lungensucht bekannt gemachtes klassische Werk. Eben dieses Werk, das ich in Hinsicht der Beobachtungen, die es enthält, mit so vielem Vergnügen gelesen habe, machte gleich bei meinem ersten Besuche den Gegenstand unseres Gespräches aus. Hr. *Portal* erzählte mir, wie er es verfasst habe. Da Er nemlich den Gebrauch hat, alle seine Beobachtungen niederzuschreiben; so wählte er eines Tages die unzähligen, welche er über die Lungensucht gesammelt hatte, aus; — reihete dann diejenigen unter ihnen, welche von gemeinschaftlichen Ursachen herrührten, in verschiedene Klassen, und fügte diesen Beobachtungen endlich ein auf solche sich gründendes Raisonnement bei. Ein Gerücht, das ich nicht verbürgen will, behauptet, Hr. *Pinel* habe Antheil an dieser Arbeit gehabt. Hr. *Portal* machte mir Hoffnung, dass er noch eine pathologische Anatomie, ein Werk, an welchem er seit seiner frühesten Jugend arbeitet, herausgeben will. Wer sieht nicht dessen Bekanntmachung mit Sehnsucht entgegen?

Alle Mittwoche versammeln sich bei Hrn. *Portal* mehrere interessante Menschen, welche allda den Abend auf eine sehr angenehme Art zubringen. Unter andern finden sich hier

mehrere Mitglieder des National-Instituts ein. Ich hatte das Vergnügen den grossen *Lalande* da kennen zu-lernen. Doch ist diese Gesellschaft nicht allein gelehrt, sondern zugleich sehr mannigfaltig und unterhaltend. Man trift mehrere ausgezeichnete Fremde, besonders vom *Corps diplomatique* da an. Selbst Damen, unter welchen sich die Tochter des Hrn. *Portal*, *Madame Lamourier*, durch ihre Figur, Liebenswürdigkeit und Talente vorzüglich auszeichnet, sind nicht ausgeschlossen.

Hrn. *Vauquelin* habe ich ebenfalls, nicht im *College de France*, wohl aber in seinem Hause lesen hören. Er hat ein sehr niedliches Laboratorium, an welches ein Amphitheater gränzt, welches wirklich als Modell aufgestellt werden kann. Obwohl Hr. *Vauquelin* keinen eloquenten Vortrag hat; so sind doch dessen Vorlesungen, wie man es von einem solchen Manne erwarten kann, äusserst deutlich und interessant. Sie werden durchgehends mittelst der genauesten Versuche erläutert. Hr. *Vauquelin* bedienet sich keines Lehrbuches, keiner Schriften, sondern spricht aus dem Kopfe ganz natürlich, und so, dass man sieht, wie sehr er Meister von seinem Fache ist. Man kann sich leicht vorstellen, dass diese Vorlesungen nicht allein von Ärzten besucht werden. Zum Beweis dessen führe ich blos zwei Männer an, welche sie mit mir besucht haben, nemlich den *Abbé Seyes* und Hr. *Volney*.

Hr. *Vauquelin* ist in seinem Umgange, wie er in seinen chemischen Arbeiten und Schriften ist; — nemlich einfach, bescheiden und gründlich; er ist wie ich ihn auch mehrmal in Frankreich habe nennen hören, — der *Klaproth* der Franzosen.

Hrn. *Lamethrie* habe ich zwar nicht in seinen Vorlesungen gehört; wohl habe ich aber dessen Umgang soviel als möglich zu benutzen gesucht, und an ihm einen äusserst gefälligen Mann gefunden. Er hat ein wahres Interesse für die Wissenschaften, und lässt sich blos durch eigene Überzeugung, nicht durch Nebenumstände, und sollten sie auch den bedeutendsten Einfluss auf sein Glück haben, zur Annahme dieser oder jener Lehren bringen.

Ich habe Hrn. *Lamethrie*, nebst vielem andern, auch zu verdanken, den Versuchen beigewohnt zu haben, welche dessen Freund, Hr. *Circaud*, machte, um die Reizbarkeit des Faserstoffes im Blute durch den Galvanismus zu beweisen. Da ich die Zusammenziehungen des Faserstoffes auf die Anwendung des Metallreizes so deutlich gesehen habe, als ich jene der Fasern irgend eines Muskels hätte sehen können; so kann in meinen Augen kein Zweifel über die Wirklichkeit derselben Platz finden.

Ecole polytechnique.

Der Zweck dieser Schule erhellet aus ihrem Namen. Da sie dem zufolge nicht als eine Medizinal-Anstalt zu betrachten ist; so würde ich ihrer hier auch keine Meldung machen, wenn es nicht geschähe um einiger grossen Männer, die allda *Chemie* lesen, zu erwähnen. Ich spreche von einem *Fourcroy*, *Guyton Morveau* und *Berthollet*.

In der Polytechnischen Schule allein konnte ich nemlich das Glück haben, Hrn. Staatsrath *Fourcroy*'s Vorlesungen zu hören. Dieser Gelehrte, der sich in der Blüthe seiner Jahre befindet, giebt, obwohl er mit den Geschäften seines Amtes (welche bekanntlich das Studienwesen in ganz Frankreich betreffen) überhäuft ist, dennoch den Winter hindurch wochentlich zweimal chemische Vorlesungen. Ich hatte schon so viel von dem Vortrage und der Beredsamkeit Hrn. *Fourcroy*'s gehört, dass ich den Augenblick einer seiner Vorlesungen beizuwohnen nicht erwarten konnte. Er hat alle meine Erwartung übertroffen. Ich war auf einen eleganten, rednerischen Vortrag gefasst, — und ganz vorbereitet, demselben manches Opfer, das die Sachen den Wörtern unter dergleichen Umständen bringen müssen, gut zu halten; bald sahe ich aber ein, dass Hrn. *Fourcroy*'s Beredsamkeit nicht in der ästhetischen Zusammenfügung der Wörter, sondern in dem Vortrage von Thatsachen bestehe. Hr. *Four-*

croy weiss die Theorie der Erscheinungen so zweckmässig mit den Erscheinungen selbst, — denen jene bald voraus - bald nachgeht, — zu verbinden: dass die Vorlesung, welche doch gewöhnlich 2 Stunden dauert, und ohne ein Handbuch, oder Hefte zur Seite zu haben, gegeben wird, geendiget ist, bevor man sich's versieht. Unvergleichlich sind die Blicke, welche dieser grosse Lehrer auf das Gebieth der ganzen Chemie — oder, um besser zu sagen, auf das Gebieth gesammter physischen Wissenschaften wirft. Er macht hiedurch die trockensten Gegenstände angenehm. So wohnte ich einstens einer Vorlesung bei, welche Hr. *Fourcroy* in dem *Lyceum* *) gab. Die zahlreiche Versammlung bestand aus Herren und Damen, welche die Chemie blos aus Liebhaberei hörten. Die Rede sollte von den Mittelsalzen, welche aus der Ver-

*) Das *Lyceum* ist ein Ort, der zur Belustigung und zum Unterrichte bestimmt ist. Wer ihn besuchen will, abbonirt sich mittelst einer gewissen Summe. Hiedurch erhält er das Recht, so oft als er will, dahin zu gehen, um Zeitungen, Journale und dergleichen zu lesen, oder sich durch den gesellschaftlichen Umgang zu unterhalten. Nicht weniger kann er den Vorlesungen, welche allda über verschiedene Gegenstände von den ausgezeichnetsten Gelehrten in populärem Vortrage gehalten werden, so wie auch den Bälen und Konzerten, die mit ihnen abwechseln, beiwohnen. Ich verdanke das Vergnügen, das Lyceum besucht zu haben, der Güte von *Madame Fourcroy*, einer äusserst liebenswürdigen und interessanten Dame.

bindung der mineralischen Säuren mit den Alkalien entstehen, — folglich von dem trockensten Gegenstande, der sich in der Chemie denken lässt, seyn; und diesen wusste *Fourcroy* so interessant für Jedermann zu machen, dass sich die Vorlesung mit dem Enthusiasmus aller Anwesenden endigte.

Ich gestehe es offenherzig, die Trennung, welche mir in Paris am schwersten gefallen ist, war jene von Hrn. *Fourcroy*'s Vorlesungen; und dieses, obgleich ich den Gefühlen von Freundschaft und Anhänglichkeit, die ich gegen Ihn und seine liebenswürdige Familie hegte, Stillschweigen auferlegt hatte. Nie werde ich die vielen lehrreichen und angenehmen Sonntagsgesellschaften, nie die Höflichkeiten aller Art, welche ich von Hrn. *Fourcroy* empfangen habe, vergessen.

Hr. *Guyton Morveau*'s Vorlesungen über technische Chemie habe ich nicht so oft beiwohnen können, als ich es wohl, dem Interesse gemäss, das mir eine derselben, die ich zu hören das Vergnügen hatte, eingeflösst hat, gewünschet hätte. Sein Vortrag ist sehr natürlich, gründlich, und äusserst deutlich. Hr. *Guyton Morveau* ist überhaupt ein einfacher, gefälliger Mann, dem ich recht viel, und unter andern die Vorstellung bei dem Minister des Innern, Hrn. *Chaptal*, schuldig bin. Der Gegenstand, über welchen ich mich vorzüglich mit Ihm unterhielt, betraf die Räucherun-

gen mit oxygenirter Salzsäure, zur Vertilgung der fieberhaften Ansteckungen, von denen Er bekanntlich der Entdecker ist. — Hr. *Guyton Morveau* sagte mir manches Interessantes zur Bestätigung des Nutzens dieses Verfahrens. Die nemlichen Thatsachen sind in der zweiten Auflage seines Werkes über diesen Gegenstand angeführt, es wäre daher überflüssig sie zu wiederhohlen. Da ich die nemlichen Räucherungen in einem Theil des allgemeinen Krankenhauses in Wien vor mehreren Jahren eingeführt habe, sie aber nicht fortsetzen konnte, weil die lungensüchtigen Kranken sich davon übel befanden; so wollte ich diese Thatsache dem Hrn. *Morveau* nicht verschweigen. Er glaubt, es müsse ein Fehler in der Bereitungsart vorgegangen seyn. Ich werde sie mit der Zeit ohne Feuer, durch eine Mischung von Kochsalz, Schwefelsäure, und Braunstein samt etwas Wasser, bereiten. Bisher fuhr ich fort mich der salpetersauren Räucherungen des Dr. *Carmachael Smith* zu bedienen, die selbst von Brustkranken ohne alle Unbequemlichkeit ertragen werden, obwohl sie nicht genug der Erwartung und dem Zwecke, die Ansteckung zu vertilgen, zu entsprechen scheinen. Könnte ich es indessen dahinbringen, die oxygenirt-salzsauren Dämpfe zu erzeugen, ohne meinen Kranken Unbequemlichkeit zu verursachen (was dann sehr leicht geschehen könnte, wenn die fieberhaften Kranken von den übrigen, folglich von den Lungensüchtigen, getrennt wären), so würde ich sie den salpetersauern Räucherungen vor-

ziehen; und diess aus drei Gründen: erstens, weil sie nicht so kostspielig sind; — zweitens, weil man sie im Grossen, ohne die Apparate so sehr zu vervielfältigen, (was bei den salpetersauern Räucherungen nöthig ist, um keine so grosse Entwicklung der Wärme und dadurch hervorgebrachte rothe Dämpfe zu erhalten) anwenden kann; und drittens, weil es auch sehr wahrscheinlich ist, dass sie höher steigen, und folglich die obere Atmosphäre zugleich reinigen.

Eine Unpässlichkeit, welche Hrn. *Bertholet*, einen grossen Theil der Zeit hindurch, die ich mich in Paris aufhielt, das Haus zu hüten zwang, benahm mir die Gelegenheit dessen Vorlesungen beizuwohnen. Seine Güte hat mir einigemal die Gelegenheit verschaft, mich mit ihm in seinem Hause zu unterreden. Das Gespräch kam meistens auf die Anwendung der Chemie auf die Heilkunde. Hr. *Bertholet* glaubt, dass, wenn wir unser Urtheil auf das gründen wollten, was uns bisher die Chemie in dieser Hinsicht geleistet hat, wir eben kein grosses Recht hätten, viel zu erwarten. — Es ist sonderbar, dass alle grosse Chemiker in diesem Punkte übereinstimmen; ein Umstand, der von unsern Ärzten, welche bei der Heilung der Krankheiten an nichts mehr denken, als den Körper zu oxygeniren, und zu desoxygeniren doch ein wenig in Anschlag gebracht werden sollte! Hr. *Bertholet* ist kein Franzose, sondern ursprünglich ein Piemonteser. Es

muss jeder Nation daran gelegen seyn, ihre Ansprüche auf einen so ehrwürdigen, tiefdenkenden Gelehrten, wie Hr. *Bertholet* ist, nicht zu verlieren.

Central - Schule des Pantheons.

Ich führe diese Schule, deren Beschreibung nicht im geringsten hieher gehört, blos an, um zu sagen, dass sich unter den allda angestellten Lehrern zwei Männer befinden, die zu dem Fache der Heilkunde, wenigstens im weiten Sinne des Wortes, gehören: nemlich Hr. *Cuvier* und Hr. *Bouillon - Lagrange.* Ersterer lehret die Naturgeschichte, letzterer die Chemie und Physik. Ich zähle Hrn. *Bouillon - Lagrange* zu den interessanten Bekanntschaften, die ich in Paris zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Schule der Thierarznei- und Landwirthschaftskunde in *Alfort.*

Die grimmige Kälte des 12ten Februars 1803 hielt mich nicht ab, diese, von Paris zwei Stunden entfernte, berühmte Schule zu besuchen. Herr *Corvisart* hatte mir ein Empfehlungsschreiben an den Direktor derselben, Hrn. *Chabert*, gegeben; unglücklicher Weise war dieser aber nach Paris gefahren. Ich wandt mich daher an Hrn. *Godine* den ältern, welcher mich mit vieler Höflichkeit empfieng,

und mir alle Nachrichten ertheilte, die ich zu haben wünschte.

Bourgelat stiftete bekanntlich diese Schule i. J. 1765. Sie ist im dritten Jahre der Revolution bestätiget worden, und steht nun unter dem Minister des Inneren. Es ist ein jeder der 6 folgenden Professoren mit einem jährlichen Gehalte von 4000 Livres angestellt; nemlich:

Hr. *Girard*. Er ist Lehrer der Anatomie und Physiologie gesammter Hausthiere.

— *Godine* der ältere. — Er liest über die Wahl des Pferdes, des Esels und des Maulthieres, so wie über allgemeine Hygiene, Stutereien, u. s. w.

— *Godine* der jüngere, trägt die Anwendung der Hygiene auf die Erziehung der Hausthiere vor. Er spricht besonders über Schafzucht u. dgl.

— *Dupuy*, trägt Botanik, Chemie, Pharmazie und Materia medica vor.

— *Fromage*, liest über Pathologie, Chirurgie, gerichtliche Arzneiwissenschaft, und Schmiedekunst.

— *Chaumontel* hält, in- und ausserhalb der Anstalt, Klinikum.

Die Vorlesungen in dieser Schule sind ebenfalls in Winter- und Sommer-Vorlesungen einge-

theilt. Das Gesetz begehret von den Zöglingen einen dreijährigen Kours; die meisten unter ihnen bleiben aber vier Jahre. Die Anzahl dieser blos aus Schmieden bestehenden Zöglinge beläuft sich auf 160. Sie werden theils von den Präfekten der Départements, theils von dem Kriegsminister, nach vorausgegangener Genehmigung des Ministers des Inneren, dahin geschickt. Obwohl an der *Ecole de Médecine* keine Thierarznei gelehret wird; so besuchen dennoch die allda studierende Ärzte die Schule von *Altfort* nicht. Diess wäre auch wegen der Entfernung ohnmöglich, es seie denn, man wollte sie zwingen, sich einige Zeit länger mit ihren Studien abzugeben, und diese in Altfort zuzubringen. Da der Arzt, besonders derjenige, welcher ein Physikat begleiten will, Thierarzneikunde wissen muss; so ist der Mangel einer Kanzel über diesen Gegenstand an der *Ecole de Médecine* unverzeihlich; leider ist er aber der medizinischen Schule in Paris nicht allein eigen!

Die Veterinär-Anstalt in Altfort soll ein schönes Kabinet für vergleichende Anatomie, und zugleich einen Schatz von pathologischen Präparaten enthalten. Da man so eben mit dem Baue eines Ortes zum Aufstellen desselben beschäftiget war, und die Präparaten, um dahin gebracht zu werden, eingepackt waren; so musste ich dem Vergnügen entsagen dieses Kabinet zu sehen.

In den Ställen für kranke Thiere sahe ich einige wenige Pferde, ein paar Kühe, eben so viele Schweine, und ein Dutzend Schafe; so wie ein Hof für krankes Federvieh, in welchem sich ein Taubenschlag befindet. So viel ich aus dem Scheine urtheilen konnte, waren die allda befindlichen Thiere in nicht sehr bedenklichen Umständen.

Das Amphitheater, in welchem die Anatomie gelehret wird, ist gross, — sahe aber sehr unrein aus. Das chemische Laboratorium ist recht artig. Die Bibliothek scheint mir eben nicht so bedeutend. Von dem botanischen Garten, in welchem die Futterpflanzen, und diejenigen, deren Genuss den Thieren schädlich ist, gepflanzt werden, kann ich nicht mehr sagen, als dass er geräumig ist, und mit Schnee bedeckt war.

Medizinische Gesellschaften.

Bevor ich von den eigentlichen medizinischen Gesellschaften in Paris spreche, seye es mir erlaubt einiger Gesellschaften zu erwehnen, die zwar nicht unter diese Rubrick gehören — die aber, dessen ohngeachtet, für den Arzt von grossem Interessen sind.

National - Institut. Dieses verehrungswürdige Institut erlitt während meiner Anwesenheit in Pa-

ris manche Veränderungen, dessen innere Einrichtung und Administration betreffend, die nun auch in dem Auslande bekannt sind. Es war mir sehr interessant zu sehen, welchen Antheil man in allen Gesellschaften und Orten, die ich besuchte, an diesen Veränderungen nahm. Bei allem dem ist das Institut geblieben, was es war, ein Institut, einzig in seiner Art, dass jedem gebildeten Menschen die grösste Ehrfnrcht einflössen muss. Es soll nichts Prächtigeres seyn, als einer allgemeinen Sitzung des National-Institutes beizuwohnen. Welcher schönere Anblick lässt sich aber auch denken, als die grösten Männer einer ganzen Nation versammelt zu sehen! — Obwohl eine dieser allgemeinen Sitzungen, während dem ich mich in Paris aufhielt, Platz fand; so hätte ich ihr dennoch nicht beiwohnen können, ohne etwas Anderes aufopfern zu müssen, was auch grosses Interesse für mich hatte. Noch nie hat mir die Wahl so wehe gethan, als eben an diesem Tag, wo es mir frey stund, einer allgemeinen Sitzung des National-Instituts, oder einem *Diné* beizuwohnen, wozu, nebst mehrern andern interessanten Personen, auch General *Moreau* gebethen war. Beides liess sich ohnmöglich verbinden. Ich wählte das Letztere, — und kann es, nachdem ich so die Gelegenheit hatte die persöhnliche Bekanntschaft dieses allgemein geschäzten und geliebten Mannes zu machen, nie bereuen. — Von der anderen Seite habe ich meinen Verlust dadurch,

und ich glaube auf eine weit nützlichere Art, zu ersetzen gesucht, dass ich den Privat - Sitzungen der Klasse der physischen und mathematischen Wissenschaften fleissig beiwohnte. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, das in mir entstand, als ich an *einem* Orte so viele Menschen versammlet sahe, deren jeder, einzeln betrachtet, hingereicht haben würde, den grössten Enthusiasmus in mir zu erregen. Man stelle sich eine Versammlung von 60 Personen vor, in welcher das Wort wechselweiss und auf die anständigste Art, durch einen *Lagrange*, *La Place*, *Delambre*, *Monge*, *Prony*, *Carnot*, *Lalande*, *Cassini*, *Charles*, *Lefevre Gineau*, *Ramond*, *Chaptal*, *Bertholet*, *Fourcroy*, *Guyton Morveau*, *Vauquelin*, *Deyeux*, *Duhamel*, *Haüy*, *Sage*, *Ventenat*, *Lacépède*, *Tenon*, *Parmentier* (um so vieler anderer keine Meldung zu machen) geführet wird.

Ich kann bei dieser Gelegenheit einen Umstand nicht mit Stilleschweigen übergehen, der mir einige Sitzungen verbitterte. Eine Klasse unserer unberufenen deutschen Schriftsteller, Menschen, deren Nahmen unter uns ganz unbekannt sind, hat die Frechheit, dasNazional-Intsitut mit den armseeligen Früchten ihres dürftigen Geistes zu bestürmen. Es geht beinahe keine Sitzung vorbei, dass nicht etwas dieser Art vorkäme. Das grösste Glück dabei ist, dass die meistenAbhandlungen dieserArt aufDeutsch geschrieben sind, und dass, ausser Hrn. *Cuvier* und *Guyton*

Morveau, wenn ich nicht sehr irre, Niemand von der Klasse der physischen und mathematischen Wissenschaften das Deutsche verstehet, — folglich die meisten dieser Schriften ohne weitere Umstände gleich ad acta gelegt, oder deren Inhalt blos mit wenigen Worten, und man kann sich vorstellen, mit welchem Urtheile, angekündiget werden. Doch geschieht es manchmal, dass einige die Impudenz so weit treiben, ihre Schriften mit einem französischen Briefe an das Institut zu begleiten. Wären diese Briefe blos unorthographisch geschrieben; so könnte diess noch verziehen werden, obwohl es immer eine schlechte Erziehung verräth, einer Versammlung dieser Art mit einem fehlervollen Schreiben überlästig zu fallen. Aber leider ist öfters kein gesunder Menschenverstand darin. Dass hiedurch, obwohl mehrere den Unsinn auf Rechnung der Unfähigheit, sich in einer fremden Sprache auszudrücken, schreiben; — doch manche Gelegenheit zum Lachen, und zu Bemerkungen gegeben wird, die allen anwesenden Deutschen höchst unangenehm seyn müssen, ist leicht einzusehen. — Obwohl diesem Übel nicht so leicht zu steuern ist; so glaube ich doch, dass es etwas vermindert werden könnte, wenn Hr. Dr. *Friedländer* in Paris, dem wir, so wie dessen Mitarbeiter, Hrn. Professor *Pfaff* in Kiel, das interessante Journal, *Die neuesten Entdeckungen franzosischer Gelehrten* — schuldig sind, bei jeder Gelegenheit, wo er von den Sitzungen der Klasse der physischen und mathematischen

Wissenschaften Nachricht giebt, zugleich dem deutschen Publikum alle diejenige, deren, an das Nazional-Institut überschikte, Werke vorkommen, ankündigte, — und vorzüglich diejenigen, die einen solchen Schritt zur Unehre ihrer Nazion machen, so darstellte, wie sie es verdienen.

Phylomatische Gesellschaft. — Sie beschäftigt sich vorzüglich mit physischen und naturhistorischen Gegenständen, und ist die einzige Gesellschaft dieser Art, welche den Stürmen der Revoluzion widerstanden hat. Sie zählet unter ihren Mitgliedern viele der angesehensten Gelehrten der Hauptstadt, und ist vorzüglich durch den freundschaftlichen, und anspruchslosen Ton, der darinn herrschet, beliebt.

Galvanische Gesellschaft. Ich besuchte diese Gesellschaft in einem Augenblicke, in welchem die *Crippe*, die heftige Kälte, und die Ergötzungen des *Carnevals* die meisten Mitglieder, sich einzufinden abgehalten hatten. Dessen ohngeachtet waren ihrer bis 50 zugegen. Es gieng sehr lebhaft zu. Unter andern entstand ein heftiger Wortwechsel zwischen dem Vicepräsidenten der Gesellschaft, und Hrn. *Isard.* Die Veranlassung dazu war der wissenschaftliche Streitpunkt, ob die Flamme ein Conductor des galvanischen Fluidums seye, oder nicht? —

Medicinische Sozietät, (*Société de Médecine*) — Diese Gesellschaft muss wohl von einer neueren unterschieden werden, welche den Nahmen, *Gesellschaft der medicinischen Schule*, (*société de l'Ecole de Médecine*) führet, und aus den Professoren der medicinischen Schule selbst, und aus wenigen andern dazugezogenen Ärzten besteht; während dem an der Gesellschaft, von der ich jetzt rede, die meisten ausgezeichneten Ärzte der Hauptstadt Antheil nehmen. Letztere hatte ihre Sitzungen vorher im *Louvre*, und war ehemals unter dem Nahmen *Société Royale de Médecine* bekannt. Nun versammlet sie sich alle Dienstage abends in einem sehr schönen, ansehnlichen Saale, in der *Prefecture de Police*, *Place Vendôme*. In der Sitzung, der ich beizuwohnen die Ehre hatte, präsidirte Hr. *Gilbert*, Hr. *Sedillot*, ein äusserst thätiger und unterrichteter Mann, ist beständiger *Sécrétaire* der Gesellschaft; und Herausgeber des bekannten medicinischen Journals. —

Gesellschaft der medicinischen Schule — (*Société de l'Ecole de Médecine*). — Ich habe bereits errinnert, wer diese Gesellschaft ausmache. Sie versammlet sich alle 14 Tage, Donnerstags, in einem sehr niedlichen *Locale*, in der medicinischen Schule selbst. Hr. *Andry* präsidirte, als ich die Ehre hatte da zúgegen zu seyn. Die *Crippe*, das neue Fiebermittel von Hrn. *Seguin*, waren die vorzüglichsten Gegenstände, welche damals zur Rede kamen.

Medicinische Gesellschaft, *genannt de perfectionement* — *(Societé de Médecine de perfectionement)* Leider, bin ich stets verhindert worden, den Sitzungen dieser Gesellschaft, welche sich vorzüglich durch den Eifer ihrer Mitglieder, worunter mehrere erfahrne Ärzte sich befinden, auszeichnet, beizuwohnen, so sehr ich dieses gewünscht hätte. Hr. *Alibert* ist beständiger *Sécrétaire* dieser Gesellschaft, um die er sich die grössten Verdienste erworben hat.

Gesellschaft der Pharmazie — *(Societé de Pharmacie)* — Diese Gesellschaft, deren Zweck von selbst erhellet, soll, wie ich höre, seit meiner Abreise von Paris manche Veränderungen erlitten haben. Ich wohnte einer ihrer Sitzungen bei, als die Hrn. *Parmentier*, und *Vauquelin* die Stellen des Präsidenten und Vicepräsidenten begleiteten. Die Sitzung wurde durch Hrn. *Cadet de Veau*'s Versuche über die Knochenbrühe sehr interessant gemacht. Unter was immer für einer Gestalt die Gesellschaft der Pharmazie bestehen wird, wäre es zu wünschen, dass sie das Apothekenwesen in Frankreich verbessern mögte. Ich habe allgemeine Klagen gehört, und mich selbsten von ihrer Richtigkeit überzeugen können. So habe ich z. B. in keiner Apotheke die Herba Digitalis purpureae finden können. Anstatt Quassia, habe ich aus zwey verschiedenen Apotheken immer Cassia bekommen, u. s. w.

Gefängnisse.

Durch eine besondere Gnade des Ministers der inneren Angelegenheiten, Hrn. *Chaptal*, wurde dem Präfekte der Polizey aufgetragen, an alle Vorsteher der Gefängnisse in und um die Hauptstadt einen Befehl ergehen zu lassen, damit mir dieselben eröffnet, und alle Auskunft darüber gegeben werden möchte. Hr. *Chaptal* hatte mir vorher gesagt, dass ich nicht viel Auferbauliches sehen würde, indem dieser Theil der Sicherheitsanstalten noch weit von der Vollkommenheit entfernt seye, den Er ihm zu geben wünschte. Ich versicherte hierauf Se. Exzellenz, dass sich Frankreich nicht allein in dieser Lage befände.

Paris hat nun acht Civil-Gefängnisse. Vor der Revolution hatte es weniger; die Gefangenen waren daher auch noch enger beisammen, als sie es jetzt sind. Einige der gegenwärtigen Gefängnisse dienen blos für solche Menschen, deren Urtheil noch nicht ausgesprochen ist, *(prévenus, ou en jugement)*; andere, für solche, die bereits verurtheilt sind *(condamnés)*; — und noch andere für beide Klassen zugleich. Erstere erhalten täglich eine warme, vegetabilische Suppe, und eine Porzion guten Brods. Für ihr Geld können sie sich an Esswaaren verschaffen, was sie wollen. Letztere erhalten die nemliche Verpflegung, und die Gelegenheit sich durch Arbeit etwas zu verdienen. Von die-

sem Verdienste wird ein Drittel darauf verwendet, dass sie ein Bett, und wochentlich zweimal Fleisch erhalten; — das zweite wird für sie aufbewahret, bis sie aus dem Gefängniss kommen; und das Übrige fällt dem Staate zu. Es versteht sich, dass die zum Tode Verurtheilten in jeder Hinsicht eine Ausnahme machen. Hätte ich nicht bereits aus dem klassischen Werke *Howard*'s gewust, dass von jeher die Banden und Ketten aus den Gefängnissen in Frankreich verbannt sind, so hätte mich ihre noch bestehende Abwesenheit angenehm überraschet.

Conciergerie.

Dieses Gefängniss gränzet an das *Pallais de Justice*, und enthält gegen 133 gröstentheils männliche Gefangene, die sich unter dem Prozesse befinden. So wie sie nemlich gerichtet sind, und aus der *Conciergerie* kommen, werden sie entweder in Freiheit gesetzt, oder in ein Zuchthaus, auf die Gallere geschickt, — oder wohl auch zum Tode geführt. Letzteres Schicksal schien einem Vater bevorzustehen, der in Gesellschaft seines Sohnes eine dritte Person ermordet hatte. Die Wohnungen der Gefangenen sind nicht die besten, doch haben sie einen recht schönen Hof, wo es ihnen erlaubt ist frei herumzugehen. Die Kranken, deren Anzahl sich eben auf 25 belief, liegen von den andern abgesondert.

La grande force.

In diesem Gefängnisse befinden sich 300 Gefangene männlichen Geschlechtes, wovon die gröste Anzahl noch nicht abgeurtheilet ist. Daher sind auch keine Arbeiten eingeführt. Diess macht, dass die Verpflegung auch nur in den bereits erwehnten Suppen und in Brod besteht. Obwohl die Gefangenen hier ziemlich angehäuft sind, und das ganze Gefängniss sehr schmutzig aussieht; so haben sie doch die Freiheit in einem geräumigen wohlverwahrten Hofe spazieren zu gehen. Die Kranken sind nicht allein von den Gesunden, — sondern es sind selbst die Krätzigen und Venerischen von den Fieberhaften und Reconvalescenten getrennt. Unter letztern, sahe ich zwei Mohren von dem Gefolge des unglücklichen *Toussaint L'ouverture*.

St. Pellagie.

Dieses Gefängniss, ebenfalls für Männer, war ehemals ein Kloster. Es befanden sich 333 Gefangene darinn, und zwar von drei Klassen, nemlich Schuldner, noch nicht Verurtheilte, und Verurtheilte. Letztere belaufen sich auf 200. Es sind mehrere Leute von Distinktion darunter. Übrigens ist ès wie in der *grande force*. Ich sahe 40 Kranke in diesem Gefängnisse.

Bicêtre.

Ein Gefängniss von 600 verurtheilten Männern, ist mit dem Kranken- und Versorgungshause dieses Nahmens vereiniget. Die Gefangenen oder Züchtlinge arbeiten an Spiegeln, die sie poliren, und machen metallene Knöpfe. Da sie bei dieser letzten Arbeit viel mit Bley umgehen: so sind sie häufig den daraus entstehenden Koliken, und Lähmungen unterworfen. Übrigens herrschet keine besondere Krankheit in diesem Hause. Die Gefangenen sehen gut aus, und sollen des Jahrs gegen 50,000 Livres durch ihre Arbeiten gewinnen. Das ganze Gefängniss ist zu klein für die Anzahl Menschen, die es enthält, und zum Theil feucht. Es herrscht dabei eine grosse Unreinlichkeit. Gefangene, die sich im Hause selbst durch schlechtes Benehmen strafbar machen, werden von den übrigen abgesondert, und auf einige Zeit in finstere *Cachots* geworfen. In diese nemlichen *Cachots* kommen diejenigen, welche zum Tode verurtheilt sind. Ich sahe einen solchen Gefangenen, einen Italiäner, der einen Mord begangen hatte, und in wenigen Tagen guillotinirt werden sollte.

Die Kranken, deren sehr wenige waren, werden, wie die Armen, welche sich in *Bicêtre* befinden, behandelt.

La petite force.

Alle Freudenmädchen, die Unordnungen anfangen, die wegen Ansteckung angeklagt, oder mit den daraus entstandenen Krankheiten behaftet, entdecket werden, lässt die Polizey auffangen, und in dieses Gefängniss bringen. Deren Anzahl beläuft sich gewöhnlich auf 400. Den vierten Theil davon traf ich in den Krankensälen an: Das *Locale* war bisher so enge, dass man die Gefangenen, höchstens 60 ausgenommen, gar nicht beschäftigen konnte. Nun wird es dergestalt erweitert werden, dass sie alle Platz zu arbeiten erhalten. Die Gefangenen sind durchaus schlecht gekleidet; wissen sich aber selbst durch Lumpen, elegant aufzuputzen. Im ganzen herrschet eine Unordnung und ein Schmutz unter diesen Menschen, der Abscheu erreget. Auf die Verbesserung ihrer Moral scheint man auch nicht gedacht zu haben: so, dass ich überzeugt bin, dass manche lasterhafter herausgeht, als sie hineinkam. — Die Entlassung aus diesem Gefängniss hängt viel von der Protektion ab, welche die Gefangenen sich zu verschaffen wissen. Obwohl nemlich der Präfekt der Polizey die Note der Geheilten erhält; so können diese Kreaturen doch Monate, ja Jahrelang eingesperet bleiben, wenn sie durch Niemand reklamiret werden.

St. Lazare.

Ein weibliches Zuchthaus für 700 Verurtheilte, das mit jeder andern Anstalt dieser Art in Europa rivalisiren kann! Es ist einer der wichtigsten Gegenstände, die in Paris gesehen werden können. Wie wohl that es mir, nach so vielen schlechten und zweckwidrigen, in diese fürtrefliche Anstalt einzutreten! —

St. Lazare war ehemals ein Kloster. Die Zellen wurden zum Theil beibehalten und zu Schlafzimmern verwandt. In jedes derselben kommen 2 bis 3 Gefangene. So wie diese des Morgens aufstehen und zu ihren Geschäften gehen, lüftet man die Zimmer. Die Geschäfte, mit denen sich die Gefangenen abgeben, sind manichfaltig, und hängen von ihren persönlichen Fähigkeiten und von der Zeit ab, während welcher sie sich in dem Hause aufzuhalten haben. Die längste Strafe ist 24 Jahre. Sehr ungeschickte, oder auf kurze Zeit verurtheilte Gefangene werden mit Wollezupfen, Spinnen, groben Nähereyen, Weben u. dgl. beschäftiget. Geschicktere hingegen, und solche, welche mehrere Jahre im Hause zu bleiben haben, verwenden sich zu feinern Arbeiten. Sie verfertigen die schönsten Nadelarbeiten, die sich sehen lassen. Mehrere sticken Schleyer, Gillets, *chemises*, sowohl in Seide, als in Gold. Ihre Arbeiten würden jeder *Fabrique* Ehre machen. Auch lassen sehr viele Leute

in diesem Hause arbeiten. Das Nähen und Sticken ist für die Arbeiterinnen das Erträglichste. Mehrere unter ihnen gewinnen täglich 40 Sols. Einige haben bei dem Heraustreten aus dem Gefängnisse, 400 Livres in die Hand bekommen.—In dem Hause selbst sind sie nach ihrer Aufführung, nach ihren Fähigkeiten und Arbeiten in Klassen abgesondert. Einige Klassen bestehen aus 60, andere aus 120 Gefangenen. Jede Klasse hat ihr eigenes Arbeitszimmer *(attelier)*, deren jedem eine Aufseherin präsidirt. Man kann sich keinen schöneren Anblick denken, als jenen, den solch' eine Werkstätte gewähret. Überall herrschet die grösste Ordnung und Reinlichkeit. So wie man die Gefangenen zur Arbeit anhält: so sucht man ihnen auch Religion und Moral beizubringen. Es sind schon mehrere unter ihnen entlassen worden, die zu ihrer Ehre, und zur Ehre des Hauses frei leben.

Die Kranken werden in diesem Hause nicht allein von den Gesunden abgesondert, sondern liegen auch in besondern kleinen Zimmern. — Ihre Anzahl belief sich auf 120, was der herrschenden *Crippe* zugeschrieben wurde: denn der gewöhnliche Krankenstand soll 50 bis 60 seyn, — und diess ist allerdings noch zu viel. Keine neue Gefangene wird unter die übrigen aufgenommen, wenn sie nicht untersucht, und gesund befunden worden ist. Die Küche ist sehr reinlich, und das Essen fürtreflich zubereitet; übrigens aber wie in den übrigen Gefängnissen. —

Von 12 bis 2 Uhr geniesen die Gefangenen einer Recréation. Im Sommer speisen sie in einem Gange, — im Winter in den Werkstäten. Dabei haben sie einen, freilich nicht gepflasterten, Hof zum spaziergehen. Noch einmal! *St. Lazare* ist ein Model eines Zuchthauses — worauf die Pariser wirklich stolz seyn können. Die

Madelonettes.

sind desto schlechter. So heisst nemlich ein Gefängniss für 230 Weiber, die theils in der Untersuchung, theils abgeurtheilt sind. Letztere bleiben von 2 Stunden bis höchstens 4 Jahre. Diese Kürze der Zeit mag von einer Seite hindern, die Gefangenen sowohl zu erziehen, wie diess in *St. Lazare* geschieht. Die gewöhnlichen Arbeiten bestehen auch nur in Wollezupfen und Spinnen. Es herrschet in diesem ganzen Gefängnisse grosse Unreinlichkeit. Blos die Krankenzimmer machen eine Ausnahme, und sind, so wie die Kranken, sehr wohl gehalten. Es befanden sich allda 60 Pazientinnen; — worunter einige, die wegen Meynungen *(pour Opinions)* in das Gefängniss gesperret wurden!

Temple.

Ein nur zu sehr bekanntes Staatsgefängniss! . . . Ich traf den Aufseher nicht zu Hause an, und hatte

nachher keinen Augenblick mehr finden können, um ein zweitesmal dahin zu fahren. Überdiess wusste ich, dass nur wenige Staatsgefangene darin waren. Das Ganze wäre daher mehr für die Neugierde, dann für die Instrukzion gewesen; und mit wie vielen traurigen Rückerinnerungen hätte sich erstere nicht verbunden? —

Ein Wort über Marktschreierei.

Ich glaube nicht, dass eine Stadt in Europa seye, wo die Marktschreierei mit solcher Unverschämtheit getrieben werde, dann in Paris. Nicht allein stehen in allen stark besuchten Theilen der Stadt, wie z. B. am *Pont neuf*, — im *Palais royal*, Leute, welche jedem vorbeigehenden gedruckte Zettel übergeben, durch welche, bald unter diesem, bald unter jenem Titel, ein Wunder-Mann seine Hilfe ankündiget, *) sondern die Marktschreier

*) Ich rücke hier eine dieser Ankündungen ein:

Maison de Santé.

Et de Consultation, pour toute espéce de Maladies, *Rue Croix-des-Petits-Champs, N. 6. près la barrière des Sergents et le passage St. Honoré quartier du Palais-Royal.*

Ce local est vaste et Commode, on peut y entrer et en sortir librement sans être vu.

fahren in *Cabriolet*'s mit ihren *Pagliazzi* herum, stellen Bühnen auf, und verkaufen da an die Vorübergehenden ihre Arzneyen.

Martinon, *elève du grand hospice de Paris, et ancien Médecin, chirurgien des troupes de ligne, exerçant depuis vingt-cinq ans, continue de donner gratuitement ses consultations pour le traitement des maladies vénériennes, qu'il guérit radicalement et en très-peu de tems; douze jours suffisent pour les plus récentes, et vingt pour celles plus anciennes, qui auraient résisté à tout autre traitement, que le sien. La quantité des personnes qu'il a quéries dans cet espace de tems en est une preuve incontestable; il n'y a que des ignorans qui ne connaìssent pas ce qu'ils veulent entreprendre qui peuvent dire le Contraire.*

Il est possesseur d'un Roob ou Sirop végétal, depuratif du sang, avec lequel il guérit les gonorrhées des deux sexes, les fleurs-blanches de mauvais charactère, les rétentions et ardeurs d'urine, les excroissances verruqueuses, plus promptement et plus surement qu' avec les remèdes ordinaires, sans que les personnes qui en font usage, soient assujétties à prendre aucune espéce de tisanne. Un programme indique la manière de l' employer, et le régime qu'il faut suivre.

Il prévient ses concitoyens, que plusieurs individus, jaloux de la réputation, qu'il s' est justement aquise, ayant essayé de copier sa méthode de guérir sans tisanne, et déguisant le sublimé corrosif dans de l'eau de coquelicots, ne présentent contre le mal qu' un palliatif dangéreux, il a cru devoir se mettre à labri des contrefaçons en signalant les bouteilles du Sirop végétal, dont il est l'inventeur; elles seront étiquetées, signées par lui, et porteront son cachet.

Par un moyen nouveau et infaillible il guérit les rhumatismes anciens ou récens, les douleurs dans les mem-

Der Charlatan, der mich am meisten interessirte, war ein gewisser Bürger *Rouvière.* Dieser Mensch verkauft schon seit mehrern Jahren Pillen unter dem Nahmen, *Grains de Santé du Docteur Frank, Professeur de Vienne*, und giebt vor, er habe das Rezept davon unmittelbar von dem Entdecker erhalten. Da diese Ankündungen nicht allein in den vorzüglichsten französischen, sondern auch in vielen deutschen Zeitungen erschienen, und viele, der Unverschämtheit ohngeachtet, dennoch der Sache Glauben beimassen: so sahe sich mein Vater gezwungen, in mehrere Journale eine Protestation einrücken zu lassen, und darin zu erklären, dass er den Bürger *Rouvière* weder kenne, noch mit ihm

---

bres aux reins et aux articulations, celles de la goutte, celles occasionnées par suppression de la transpiration, et les fraîcheurs, qui sont les résultats des fatigues de la guerre, toutes les maladies de la peau, telles que tâches livides, pustulos, dartres, gales inveterées, etc.; enfin il guerit les fistules a l'anus sans qu'on soit forcé de recourir à l'operation. A l'appui de ce qu'il avance, il offre de faire parler aux personnes qu'il a guéries.

On pourra se traiter soi-même plus en secret par sa methode que par toute autre, et même en voyageant. Ses remèdes sont peu dispendieux, d'un tres petit volume, et agréables à prendre; il n'exige son payement qu'aprés qu'on est assuré d'une parfaite guérison.

Le C. Martinon est visible depuis 8. heures du matin jusqu'à 6 du Soir.

Nota. *On trouve aussi chez lui une pommade sans odeur, excellente contre les maladies de la peau.*

in irgend einer Correspondenz gestanden seye, noch je an die Bereitung irgend eines Specifikums gedacht habe, dass er sich im Gegentheil stets gegen alle Mittel dieser Art erkläret, und deren Verkäufer als Betrogene oder als Betrüger angesehen und verachtet habe. Der Bürger *Rouvière* liess hierauf in verschiedene Blätter einrucken, ja er schrieb es auch unmittelbar an meinen Vater, dass er nie von ihm, sondern von einem gewissen Dr. *Leopold Frank* in Strasburg gesprochen habe. Indessen verkaufte er die Pillen dennoch unter dem nemlichen Titel fort. Als ich auf meiner Reise nach Paris in Strasburg ankam, erkundigte ich mich genau, ob allda ein Dr. *Leopold Frank* existire? — und fand, dass niemand etwas von ihm wuste. Wie ich bald darauf nach Paris kam, und als Dr. *Frank* aus Wien an verschiedenen Orten vorgestellet wurde; so hörte ich stets um mich, ja manchmal auch mir in das Angesicht die Frage stellen, ob ich der Dr. *Frank* von den Pillen seie. Man kann sich vorstellen, welches Vergnügen mir eine solche Vermuthung machen muste! — Aber nicht genug. Kaum war ich vierzehn Tage in Paris; so forderte der Minister des Inneren einen Bericht über die *Grains de Santé* des Dr. *Frank* ab. Der Director der *Ecole de Médecine* Hr. *Thouret* bath mich hierauf um eine Erklärung, die ich ihm mittheilte. Ich erhielt bald nachher auch eine Gelegenheit mit Hrn. *Chaptal* selbst darüber zu sprechen, und mich zu beklagen, dass es einem Be-

trüger erlaubt seie, den Nahmen eines ehrlichen Mannes auf eine so schändliche Art zu missbrauchen. Hr. *Chaptal* stimmte ein, und gab mir den Rath, ein paar Worte hierüber an den Polizey-Präfekten zu schreiben. Ich verlohr keinen Augenblick, und schrieb an den Hrn. Staatsrath *Dubois.* Alsogleich erhielt ich auch ein sehr höfliches Schreiben von Ihm, in welchem ich gebethen wurde, mich in das *Bureau* eines Polizey-Vorstehers zu begeben, und da die bewuste Sache abzureden. Als ich mich einfand, sagte mir der Polizey-Vorsteher, es wäre nicht das erstemal, dass die Sache der *Grains de vie* des Dr. *Frank* vorkäme; dann *Rouvière* hätte vor Kurzem seinen Bedienten *Duval* vor der Polizey angeklagt, er habe ihm das Rezept der Pillen gestohlen, und bereite nun solche selbsten. Ich antwortete hierauf, dass es mir sehr gleichgültig wäre, ob *Rouvière*, oder *Duval* die Pillen verkaufen; ich wünschte nur, dass die Ehre des Nahmens *Frank* durch eine öffentliche Genugthuung gerettet werden möchte. Hierauf wurde ich gefragt, wo *Rouvière* wohne? — Wo? — das weiss ich nicht; war meine Antwort. Ja, dann können wir auch in der Sache nichts thun; denn vor allem müssen wir wissen, wo der Angeklagte wohnet. Mein Herr! erwiederte ich, wenn man in Wien wissen will, wo Jemand wohnet, so wendet man sich deshalb an die Polizey; — ich vermuthete, dass es hier eben so seyn würde. Ja wohl, — antwortete er: — nun so haben sie die

Güte ihre Beschwerden vorzutragen. Diess that ich. Man versicherte mich von Seiten der Polizey, man werde die Sache streng untersuchen und ahnden; ich hatte aber bereits genug gesehen, um voraus überzeugt zu seyn, dass nichts daraus werden würde, — was auch der Fall war. Mehrere Leute erklärten mir diese Anekdote dadurch, dass sie mir begreiflich machten, Hr. *Rouvière* und der ganze Tross seiner Kollegen, hätten solche wichtige Mittel, um sich an manchen Orten gelten zu machen, dass alle Versuche ihrer schändlichen Händel aufhören zu machen, bisher ohne Erfolg geblieben wären.

London.

Über die Civil-Spitäler, und milde Stiftungen überhaupt.

Es läst sich sehr wenig im Allgemeinen über die Civil-Spitäler und milde Stiftungen sowohl dieser wahrhaft königlichen Hauptstadt, als des übrigen unvergleichlichen Englands und Schottlandes sagen; indem alle diese Anstalten nicht von Seiten des Staates, sondern von Particuliers errichtet worden sind, und administrirt werden. Ich werde mich daher nur auf einige wenige allgemeine Bemerkungen einschränken, und jedes Spital ins Besondere desto vollständiger beschreiben.

Nur ein Land, welches in der Kultur den höchsten Gipfel erreicht, — nur ein Land, das durch seinen Handel die ganze Erde zinnsbar gemacht hat, — nur ein Land, dessen Reichthümer grö-

stentheils in den Händen der Particuliers sind, — nur ein Land, dessen Einwohner noch National-Charakter, mit allen aus dieser Quelle entspringenden Tugenden, besitzt, — nur ein solches Land, — nur *Britannien*, kann *das* in Hinsicht auf Spitäler und milde Stiftungen leisten, — was ich, freilich nur mit schwach aufgetragenen Farben, zu schildern beginne.

Hier kann ich aber nicht umhin meinen Lesern mit einer allerdings sehr traurigen Bemerkung entgegen zu kommen: ich meine mit der Bemerkung, dass alle diese Anstalten und Stiftungen ihren Zweck, d. h. die Unterstützung der Dürftigen in ihren verschiedenen Lagen, nur auf eine sehr unvollkommene Art erreichen: indem sie nemlich durch Unterstützung der gegenwärtig dürftigen Individuen, die Masse der künftigen Armen stets vermehren. Ja, es ist eine in England allgemein für wahr anerkannte Sache, dass je mehr man allda die milden Anstalten vervielfältiget, die Anzahl der Armen sich in gleichen Verhältniss vergrössert habe.

Ein klassischer Schriftsteller, Herr *Malthus*, suchet in einem neuen, fürtreflichen Werke *) diese Erscheinung dadurch zu erklären, dass er sie

*) *On the Principles of Population, or, a wieu of its past and present effects on human happiness. 2. Edition. London 1803.*

von einem Missverhältniss der Bevölkerung zu der Masse der vorhandenen Nahrungsmittel herleitet. Durch die Unterstützung der Armen, sagt Er, wird wohl die Bevölkerung, aber nicht die Masse der Nahrungsmittel vermehrt, folglich das Übel vergrössert. Doch hier sind dessen eigene Worte:

„Wir wollen annehmen, dass uns eine veranstaltete Subskription unter den Reichern in den Stand setze, dem Manne, der nur änderthalb bis zwei Schillinge verdienet, bis fünf Schillinge zuzulegen: so dürfte man sich vielleicht schmeichlen, dass er nun behaglicher zu leben im Stand seyn, und täglich ein Stück Fleisch auf seinem Tische haben dürfte. Diess wäre aber ein falscher Schluss. Die tägliche Zulage von drei Schillingen für jeden Arbeitsmann würde die Menge von Fleisch in dem Lande nicht vermehren. Wir haben ja wirklich nicht genug, dass jeder seinen Antheil davon erhalten könnte; was würde dann geschehen? — Das Wetebestreben unter den Käufern auf dem Fleischmarkte, würde den Preiss des Fleisches von acht bis neun *Pence* *) auf zwei oder drei Schilling das Pfund steigen machen, und es würde deshalb nicht unter mehr Individuen getheilet werden können. " **)

*) Zwölf *Pence* machen einen Schilling.

**) S. 396.

„Man könnte vielleicht sagen, fährt Hr. *Malthus* fort, dass die vermehrte Anzahl der Käufer in Hinsicht eines jeden Artikels, der Industrie zum Sporen dienen, und so eine grössere Anzahl Produkte erzeugen könnte. Allein der Sporen, den diese eingebildete Industrie dann der Bevölkerung geben würde, würde nicht allein das Gleichgewicht nicht halten, sondern die vermehrten Produkten würden unter einer mehr dann verhältnismässig vergrösserten Anzahl von Menschen vertheilet werden müssen. *)" Es mag sonderbar scheinen, aber ich glaube es ist wahr, sagt *Malthus* endlich, dass sich der Zustand eines Armen nicht durch Geld verbessern, und er sich in den Stand setzen lasse behaglicher zu leben, als vorher ohne diejenigen, die sich in derselben Lage befinden, zu drucken. Wenn ich von den Nahrungsmitteln, die ich in meinem Hause gebrauche, eine Porzion abschneide, und diese den Armen zukommen lasse; dann thue ich diesen gut, ohne jemand zu schaden, ausgenommen meiner Familie, die vielleicht dennoch im Stande seyn wird, diesen Schaden zu ertragen. Hingegen, wenn ich eine Landesstrecke anbaue, und dem Dürftigen das Produkt davon gebe: da erweise ich beiden, ihm, und allen Mitgliedern der Gesellschaft, eine Wohlthat, indem der Antheil, welchen jener vorher verbrauchte, dem allgemeinen Fond, ja, wahrscheinlich mit

*) S. 397.

einer Zugabe, anheim fällt. Allein, angenommen, dass ich ihm nur Geld gebe, und das Produkt des Landes das Nemliche bleibe: so gebe ich ihm blos ein grösseres Recht an dem allgemeinen Antheile; welches nicht anders als auf Kosten der Übrigen geschehen kann." *)

So einleuchtend diese Gründe sind; und so wahr es ist, dass die zunehmende Armuth bei vermehrter Bevölkerung, dem Luxus und ähnlichen Ursachen zuzuschreiben ist; so wahr ist es von der andern Seite, dass die vorzüglichste Ursache des erwehnten Übels darin bestehe, dass man durch die Art, wie man bisher beinahe allgemein den Armen die Hilfe zukommen liess, zum Müssiggang, der ergiebigsten Quelle der Armuth, reizte, und so, anstatt den Ursachen der Verarmung zuvorzukommen, dieselben vielmehr beförderte.

Es liegt so ganz in der Natur des grossen Haufen der Menschen, die zu ihrer Auskunft nöthige Summe lieber geschenkt zu erhalten, als durch saure Arbeit zu verdienen, dass man sich gar nicht einmal über die schlechten Folgen der gewöhnlichen Art Allmosen auszutheilen, wundern darf.

*) S. 398.

Wie könnte ich hier den Nahmen des Menschenfreundes mit Stillschweigen übergehen, dem Europa nicht allein die Vorschläge zur Verbesserung des Armenwesens verdankt, sondern der auch durch das in seiner Vaterstadt gegebene glückliche Beyspiel die Ausführbarkeit seiner Vorschläge bewiesen hat. Ich spreche von Hrn. Etatsrath Baron *Voght* aus Hamburg. Diesem edlen, genievollen Manne verdanken wir eine Reihe von einfachen Grundsätzen, durch welche zu gleicher Zeit, und auf den nemlichen Wegen, die Unterstützung der gegenwärtigen Armen möglich wird, ohne der Verarmung in der Zukunft die Thüre zu öffnen. Diesen Grundsätzen gemäss, wird vorzüglich darauf gesehen, das Übel der Armuth an der Wurzel zu ergreifen, und dem Zufolge den Ursachen der Verarmung zuvorzukommen. Die vorzüglichsten unter diesen letzteren sind: *Mangel an Wohnung und Industrie*, *Krankheit*, *Wochenbett*, *hohes Alter*, *zahlreiche Kinder*, *Mangel an Kapitalien, um sich die zur Ausübung des erlernten Gewerbes nöthigen Materialien anzuschaffen*, *liederliche Lebensart*. Daher gehören auch zu den vorzüglichsten Mitteln, die Ursache der Verarmung auszurotten,. —

1tens *Krankenanstalten*. Nemlich Hilfe in Hinsicht auf Arzneyen, Nahrung, Wäsche in eigenen Wohnungen für Leute, welche allda ohne ihren und anderer Nachtheil verpfleget werden können;

und Spitäler für solche Kranke, deren Umstände, z. B. ungesunde Wohnung, Mangel an Wartung, ansteckende Krankheit, Wahnsinn, u. s. w. nicht gestatten, dass man sie zu Hause kuriren könne.

2tens *Verpflegung ehelicher Wöchnerinnen in ihren eigenen Wohnungen*, wo man ihnen nemlich ohnentgeltlich die Hebamme oder den Accoucheur, die nöthige Wäsche, das Holz, und etwas Brühe verschaft.

3tens *Versorgungshäuser*, doch nur für solche alte, unbrauchbare Leute, welche nicht durch einen kleinen Geldbeitrag in der Mitte ihrer Anverwandten verpfleget werden können.

4tens *Industrie-Schulen*, in welchen der aufwachsenden Jugend nicht allein Religion und Moral, sondern auch Liebe zur Arbeit und Ordnung eingeprägt, und nebst dem Gelegenheit verschaft wird, sich bereits etwas Geldes zu verdienen, einen Theil des Gewinnes ihren Ältern nach Hause zu bringen, und diese auf solche Weise zu überzeugen, dass eine zahlreiche Familie, weit entfernt eine Bürde zu seyn, ein wirkliches Unterstützungsmittel seie. Dass solche Industrie-Schulen nicht besser organisirt werden können, als sie es wirklich in *Hamburg* sind, davon bin ich durch eigene Untersuchung auf das Vollkommenste überzeugt worden.

5tens *Anleihen* für arme Handwerksleute, damit sie sich die zur Ausübung ihres Handwerkes nöthigen Instrumente anschaffen können, welche Schulden sie denn nach und nach zurückbezahlen. Die Erfahrung hat bereits den Nutzen dieser Maasregel bestätiget. Sie findet nicht allein in *Hamburg*, sondern auch in *Berlin* statt. Der würdige Oberconsistorialrath *Zölner* hat mich versichert, dass Leute, welche vorher von dem Institute Anlehen erhalten hatten, dieses nicht allein nach einigen Jahren zurückgegeben, sondern sich in so blühenden Umständen befunden, dass sie selbst, damit andere eine ähnliche Unterstützung erhalten könnten, Beiträge geleistet haben. Indessen verschwieg man mir nicht, dass auch manchmal die vorgeschossenen Summen zweckwidrig verwendet würden. Zu dieser Gattung von Hilfe gehörte ferner ein *Dienstbothen-Institut*, wo sich dienstlose Personen melden, und selbst Unterricht geniessen,— so wie dass im Falle, sie Mangel an Kleidung leiden sollten, ordentlich gekleidet werden könnten. Nicht weniger wäre nöthig, auch auf die Menschen zu denken, welche aus Spitälern und Gefängnissen entlassen werden, und nun ohne gehörige Kleidung, — manchmal mit den Zeichen einer erlittenen Strafe, ohne jemand zu kennen, herum irren, und sich beinahe gezwungen sehen, zu unerlaubten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, wann sie anders ihrer Existenz nicht entsagen wollen.

6tens *Arbeitshäuser für Freiwillige.* Es giebt unzählige Personen, welche keine Wohnung, wenigstens keine solche, in welcher sie ihr Brod verdienen könnten, auftreiben können. Viele andere giebt es, welche aus angebohrner Dummheit nie denjenigen Grad von Industrie erlangen können, welcher nöthig ist, um sich allein in der Welt fortzubringen. Solche Leute bedarfen eines Ortes, wo sie ohne weiters Gelegenheit zum Arbeiten, und Anleitung finden; und welcher Ort könnte hiezu besser geeignet seyn, dann ein *Arbeitshaus*, in welchem, unter der Direktion einsichtsvoller Menschen, die Armen nicht allein Arbeit, sondern auch Unterricht in derselben erhalten?

7tens *Zwangs-Arbeitshäuser*, nemlich für solche Menschen, welche, wegen Faulheit oder unordentlicher Lebensart, durch kein anderes Mittel gezwungen werden können, dem Gedanken zu entsagen, auf Kosten anderer zu leben, ohne selbst ihr Schärfchen zur Erhaltung des Ganzen beizutragen. Solche Arbeitshäuser müssen indessen nicht sowohl als Zuchthäuser, dann als *Verbesserungsanstalten* betrachtet, und zu diesem Entzwecke eingerichtet werden. Dabei könnte man einige der englischen Gefängnisse, von denen ich zur gehörigen Zeit sprechen werde, zum Modell nehmen. Hier werden nemlich die Gefangenen zuerst in eine Lage gesetzt, in welcher sie absolut müssig seyn müssen, indem man sie in einzelne, finstere Zellen einsperret, wo sie keinen

Laut hören, und keinen andern Menschen, dann den verstummten Kerkermeister zu Gesicht bekommen. Kaum gehen einige Tage vorüber, so bitten diese Leute auf das Dringendste um Arbeit. Diese wird ihnen sodann früher oder später als eine *Wohlthat* zugestanden. — Ist man einmal dahin gekommen; so ist der wichtigste Schritt gethan. Denn hat es ein Mensch, welcher träge, oder ein Taugenichts war, und der vorher die Arbeit für das grösste Unglück ansahe, so weit gebracht, dass er um diese bittet, und die Gewährung seiner Bitte für eine Gnade ansieht: dann fehlet es nur noch daran, dass man ihm durch die That, d. h. indem man demselben einen Theil des Gewinnes zukommen lässt, oder eine bessere Kost und andere Bequemlichkeiten dafür verschaft, begreiflich mache, wie nützlich es für ihn selbsten seye zu arbeiten, — damit das Werk, wo nicht ganz, doch zum Theil vollendet werde.

Sowohl bei den Zwangs- als bei den freiwilligen Arbeitshäusern muss aber vorzüglich darauf gesehen werden, dass man *eine gehörige Auswahl der allda zu verrichtenden Arbeiten treffe.* Gewöhnlich wollen sich die Vorsteher dieser Häuser dadurch Ehre machen, dass sie jährlich der Anstalt ein beträchtliches Einkommen durch die darin vorgenommenen Arbeiten zusichern. Setzen sie nun hierauf ihren Stolz; so ist die natürlichste Folge davon, dass sie diejenige Arbeit wählen, welche am einträglichsten

ist, ohne zu überlegen, ob diese für Menschen geeignet seye, welche nachher wieder in die Gesellschaft übergehen, und allda sich ihr Brod verdienen müssen; — und ohne sich darum zu bekümmern, ob die Arbeit auch ihrem Gesundheitszustande angemessen seye. Dem zufolge sehen wir in Arbeits- und Zuchthäusern Gegenstände verarbeiten, die blos zum Luxus dienen, deren Ertrag seinen Mann nur so lange nähret, als der Arbeitsartikel Mode ist, oder so lange sich jener an einem Orte befindet, wo man Fabricken, die sich damit beschäftigen, antrift: — wie z. B. Seidenarbeiten, u. dgl. Daher sehen wir in Zucht- und Arbeitshäusern *Machinen eingeführt*, worunter jede freilich mehr Arbeit, als zwanzig Personen verrichten könnten, in einer gegebenen Zeit zurücklegt, und daher in einer Fabricke, wo alles darauf abzielen muss, mit den geringsten Summen das höchste Produkt zu erhalten zweckmässig sind, welche Machinen aber keineswegs für einen Ort taugen, wo man die Absicht hat, Menschen so abzurichten, dass sie sich nachher im gemeinen Leben ihr Brod verdienen mögen. Ich kann mich daher nicht genug wundern, wie der einsichtsvolle und thätige Hr. Oberkommisair *Klöpper* in Berlin, in dem, durch seineSorge auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebrachten, *Zuchthause zu Potsdam*, die in den englischen Fabricken üblichen Machinnen zum Weben u. s. w. hat einführen können. Eben so wenig kann ich begreifen, wie man selbst in dem, übrigens wohl eingerichte-

ten, *Leipziger Zuchthause*, eine der ungesundesten Arbeiten, das Kuhhaar zu klopfen, habe einführen können: da man doch weiss, dass der dadurch verursachte Kalkstaub der Brust äusserst schädlich seye. Will man dagegen antworten, dass auch in dem gemeinen Leben viele schädliche Arbeiten von Menschen müssen vorgenommen werden, die sich nichts zur Last haben kommen lassen, — und dass man sich folglich, besonders in Strafhäusern, um so weniger ein Gewissen daraus zu machen habe, solche Arbeiten den Verbrechern aufzulegen; so antworte ich, erstens: dass viele Arbeiten bei weitem nicht so schädlich sind, wenn sie im Freyen und an Orten vorgenommen werden, wo andere, den Zuchthäusern eigene, Krankheitsursachen nicht statt finden; und zweitens, dass es ein grosser Unterschied ist, ob sich jemand freiwillig, und nachdem er sich vielleicht überzeugt hat, dass diese oder jene Beschäftigung seinem Individuum nicht schädlich seie, derselben unterziehe; oder ob ihm diese Arbeit ohne weiters aufgedrungen werde.

Um zu Hrn. *Malthus* Bemerkungen zurückzukehren, so bin ich weit entfernt zu behaupten, dass derselbe nicht einigermassen Recht habe, dass das Missverhältniss der Bevölkerung zu den Nahrungsmitteln als eine Ursache der Verarmung mit anzusehen seye, und dass dieses Übel unter gewissen Umständen dadurch vermehrt werden könne, wenn man die Industrie rege macht, oder, wie sich Hr. *Malthus*

vielleicht besser hätte ausdrücken können, ihr eine *üble Richtung* giebt. Es ist ja nicht gesagt, dass durch die von Baron *Voght* aufgestellten Grundsätze blos die Fabricken Industrie befördert werden solle; indem solche so beschaffen sind, dass sie sich auch leicht auf die Beförderung der Ackerbau-Industrie anwenden lassen. Ich sehe wenigstens nicht ein, warum es ohnmöglich seyn sollte, dass z. B. das Armen Direktorium einer grossen Stadt von dem Lande Nachrichten einzöge, wo es in der benachbarten Gegend an Händen, die den Ackerbau betreiben, fehlen sollte, (ein Umstand, der sich in allen Ländern, welche lange Kriege geführt haben, ereignen dürfte) und die Bedingnisse anhörte, unter welchen man solche arbeitsfähige Hände annehmen wollte; dass es diese dann den Stadtarmen proponirte, und es ihnen so freistellte, den Stadtaufenthalt mit jenem des Landes zu verwechseln; — wozu man sie selbst durch Prämien aufmuntern könnte; die allerdings den Armenfond weniger hoch zu stehen kommen würden dann die Unterstützung der nemlichen Personen in der Stadt.

Übrigens muss man sich nie einbilden, dass es möglich seie, die Armuth ganz zu heben: indem selbst der Begrif, den wir davon haben, so äusserst *relativ* ist, dass er keine Gränzen anerkennet. Ja, ich fürchte sehr, dass in dem Verhältniss, in dem man das Schicksal der Armen verbessern wird, sich ihre Klagen vermehren werden,

Man wird wahrscheinlich sehen, dass diejenigen, welche vor der Einrichtung eines guten Armenwesens blos an grossen Festtagen Fleisch auf ihrem Tische hatten, sich bitter beklagen werden, dass sie nur dreimal die Woche solches zu geniessen bekommen. Man muss die Menschen nur kennen, um solche Voraussagungen mit Sicherheit zu machen. Diess muss aber den Menschenfreund nicht abschrecken in der Ausübung seiner Wohlthaten ungestört fortzufahren. Er fängt sie ja nicht in der Absicht an, Lob oder Dank einzuerndten! — Sieht er nur, dass die Sachen besser gehen: je nun, so hat er seine Absicht wenigstens zum Theil erreicht. — Etwas vollkommenes ist ja ohnedem auf dieser Erde nicht möglich. Im Gegentheil, das Streben nach dem Vollkommensten schadet gewöhnlich dem Guten.

Ich werde vor der Beschreibung der Spitäler und milden Stiftungen *Londons*, welche zu dieser, vielleicht zu langen, Digression Anlass gaben, eine kurze Idee der

Dispensaries,

d. h. solcher Anstalten geben, welche den Armen, die sich allda melden, ohne sie aufzunehmen, ärztlichen Rath und Arzneien ertheilen; oder diejenigen

Pazienten, die sich nicht bewegen können, selbst in ihren Wohnungen besorgen.

Diese fürtreflichen Anstalten, für die ich keinen deutschen Ausdruck ausfindig machen kann, bestehen nicht allein in England, sondern auch in einigen Orten Italiens, Frankreichs und Deutschlands. Ich habe eine derselben bereits in *Mailand*, wo sie mit dem grossen Spitale unter dem Nahmen *Instituto di St. Corona* vereiniget ist, kennen gelernt. In *Paris* erfüllen die *Sécours à Domicile* den nemlichen Entzweck. In *Wien* besteht überhaupt ein Institut, welches, ohne mit dem allgemeinen Krankenhause vereiniget zu seyn, von den sogenannten Polizei-Bezirksärzten und Wundärzten besorgt wird.

In *London* sind 17 *Dispensaries*, welche alle auf Unkosten von Privatleuten unterhalten werden. Hier folgt ihr Verzeichniss. *Eastern Dispensary*, *Whitechapel. Western Dispensary*, *Charles Street*, *Westminster. Middlesex Dispensary*, *Great Ailiffe Street. London Dispensary*, *Primrose Street*, *Bishopsgate Street. City Dispensary*, *Bevis Marks. New Finsbury Dispensary*, *St. John Street*, *Clerkenwell. Finsbury Dispensary*, *St. John square*, *Clerkenwell. General Dispensary*, *Aldersgate Street. Public Dispensary*, *Carey Street*, *Lincoln's inn fields. Infant Poor Dispensary*, *Sohosquare. St. James's Dispensary*, *Berwick Street*, *Soho. West-*

minster Dispensary, *Gerrard Street*, *Soho. Mari-le-bone Dispensary*, *Well's Street*, *Oxford Street. Ossulton Dispensary*, *Bow Street*, *Bloomsbury. Surry Dispensary*, *Union Street*, *Borough. Rojal Universal Dispensary*, *Featherstone buildings*, *Holborn. Bloomsbury Dispensary*, *Great Rusel Street.*

Dtr. *Lettsom* ein Quäcker, hat am meisten zu der Errichtung der *Dispensaries* beigetragen. Diesem edlen Manne habe ich folgende Nachrichten darüber zu verdanken.

Gesammte *Dispensaries* der Stadt *London* ertheilen jährlich 50,000 Armen ärztliche Hilfe und Arzneyen. Ein drittel davon wird in den eigenen Wohnungen besorgt. Die Unkosten belaufen sich auf 5000 Pfund Sterling *), eine Summe, wie Dr. *Lettsom* sich ausdrückt, mit welcher in dem Londner-Spitale nicht 6000 Kranke verpfleget werden könnten; wobei ich aber doch erinnere, dass sie in letzterem mit *allem* und in den *Dispensaries* blos mit Arzneyen versehen werden.

Jeder, welcher jährlich eine *Guinee* **) unterschreibt, hat das Recht, stets einen Kranken an das *Dispensary* zu verweisen. Für zwei *Guineen*

---

*) Ein Pfund Sterling macht 20 Schillinge, d. h. etwas weniger als ein *Louisd'or*.

**) Eine *Guinee* besteht aus 21 Schillinge.

kann er zwei schicken, und so mehrere in demselben Verhältnisse. Jeder Kranke erhält nemlich von dem Wohlthäter einen gedruckten Empfehlungsschein, den er dem Director der Dispensaries überbringt, und der bei einem der vorzüglichsten *Dispensary* folgender Maasen abgefasst ist.

An die Direktoren
des
Allgemeinen *Dispensary* in *Aldersgatestreet*
zur
Hilfe der Armen.

Meine Herren!

Ich empfehle

N. N.

In der Überzeugung, dass er für die Hilfe, welche diese milde Stiftung ertheilet, geeignet seie.

„*Director*"

Tag des Monats 180

Dabei müssen folgende Regeln beobachtet werden:

1. Nur wirklich Arme können der Stiftung anempfohlen werden.

2. Das *Dispensary* ist für die Annahme der Empfehlungsscheine und Kranken täglich (Sonntags ausgenommen) um 9 Uhr Morgens offen.

3. Die Kranken haben sich stets an den Arzt zu wenden, der ihre Behandlung angefangen hat.

4. Allen Pazienten, ohne Ausnahme, welche sich mit der gehörigen Empfehlung melden, wird verschrieben, aber kein Pazient wird in seiner Wohnung besucht, wenn er nicht in der Stadt London und dem dazu gehörenden Distrikte *(Liberties)* wohnet.

5. Wenn ein Kranker unterlässt sich zehn Tag hindurch bei dem Arzte oder Wundarzte des *Dispensary* zu melden, so wird er als entlassen angesehen.

6. Die Kranken müssen ihre Empfehlungsscheine mit einem *Couvert* umgeben, um sie rein zu halten, und am Ende eines jeden Monats müssen sie dieselben von dem nemlichen Wohlthäter wieder unterschreiben lassen.

7. Die Kranken, welche blos ihre Medizinen repetirt haben wollen, haben sich darum *) zwischen 4 und 7 Uhr zu melden.

---

*) Sollte nicht eher bestimmt werden, dass kein Kranker

8. Kranke, die sich in ihrer Wohnung behandeln lassen, haben eine taugliche Person, an denjenigen Tagen, an welchen der Arzt oder Wundarzt, unter dessen Behandlung sie stehen, das *Dispensary* besucht, mit dem Empfehlungsscheine an dieses abzuschicken.

9. Die Kranken haben sich selbst mit Medizingläsern u. dgl. zu versehen; sie müssen sich ordentlich und gebührlich aufführen, und, wenn sie nicht gleich wollen entlassen werden, sich strenge an die ihnen mitgetheilten Regeln halten.

10. Wenn die Kranken geheilt sind; so haben sie den Empfehlungsschein dem *Dispensary* zu übergeben, wo sie dann eine gedruckte Danksagung erhalten, die sie dem Wohlthäter, der sie empfohlen hat, zu überbringen haben; bei Unterlassung dessen sie sich in der Folge der Unterstützung des Institutes nicht mehr zu erfreuen haben.

Die Nahmen der Ärzte und Wundärzte, sammt dem Verzeichniss der Tage, an welchen sie das *Dispensary* besuchen, stehen hier zur Nachricht der Armen angeführt.

---

ohne Vorschrift des Arztes seine Arzneyen wiederhohlen lassen könne? Nur Er kann ja wissen, ob selbes indizirt seie.

In schweren Fällen wird ein Consilium gehalten.

Form eines Dankschreibens.

Allgemeines *Dispensary* den 180.
zur
Hilfe der Armen

Aldersgate-Strasse.

Da ich Ihrer Empfehlung zu Folge als Kranker unter die Behandlung des — — aufgenommen, und unter heutigen datum entlassen worden bin;

So bitte ich um die Erlaubniss, meinen unterthänigen und herzlichsten Dank dafür abzustatten.

(Unterschrieben — — — —)

In Rücksicht auf die innere Einrichtung der *Dispensaries* ist folgendes zu bemerken.

Sie bestehen gewöhnlich aus einem Saale oder Vorzimmer, in welchem sich die Kranken versammeln; aus einem Zimmer, in welchem sich der Arzt, — und aus einem andern, in welchem sich der Wundarzt aufhalten, und die Kranken nach und nach vorlassen; so wie aus der Apotheke, zu der sich

die Kranken, oder diejenigen, welche Arzneyen für sie hohlen, unmittelbar begeben können.

Alle diejenigen, welche zur Unterstüzung und Erhaltung der *Dispensaries* beitragen, und blos einmal im Jahre eine allgemeine Versammlung halten, wählen einen Ausschuss unter sich, der die Geschäfte leitet. Dieser Ausschuss versammelt sich gewöhnlich alle Monate, und heist deshalb der *monatliche Ausschuss*. Zwei Mitglieder davon besuchen das *Dispensary* jeden Vormittag, um zu sehen, ob alles in Ordnung gehe. Sie heissen *Haus-Visitatoren*, und statten monatlich dem Ausschuss Bericht ab.

Zwei oder drei Ärzte, und eben so viele Wundärzte sind an einem solchen *Dispensary* angestellt, und besuchen es zu bestimmten Tagen. Sie statten auch den Hauskranken Besuche ab.

Der Apotheker wohnet in dem *Dispensary*, und darf sich nie von demselben entfernen, ohne schriftlich zu hinterlassen, wo man ihn im Falle der Noth finden könne.

Der Sekretair führt blos die Geschäfte des Ausschusses; der Verwalter hingegen besorgt jene des Hauses, trägt den Nahmen der Kranken in die Bücher u. s. w.

Da sich die Einrichtung der *Dispensaries*, wie gesagt, durchaus gleicht, und meine Zeit zu kurz war, um sie ohne besondere Ursache alle zu sehen; so habe ich blos eines darunter besucht, nemlich das bereits angeführte in *Aldersgate-Strasse*. Es besteht seit 1770, und hatte bis 1796, bereits 125,316 Kranken seine Hilfe zukommen lassen. Ich habe der Ordination des Hrn. Dr. *Yelloly* allda beigewohnet. Dieser junge, liebenswürdige Mann hat in *Edinburgh* promovirt, und sich bereits auf einer sehr vortheilhaften Seite in der Hauptstadt bekannt gemacht. Es ist nicht zu zweifeln, dass er dereinst unter die ausgezeichnetsten Ärzte *Londons* gezählet werden wird.

Nun zur Betrachtung der eigentlichen Hospitäler.

Guy's Hospital.
(*Borough of Southwark*)

Herr *Guy*, Buchhändler in *London*, liess dieses prächtige Krankenhaus bauen. Er verwandt dazu 20,000 Pfund Sterling; wählte aber leider einen niederen, mit Häusern umgebenen Grund dazu; welche letztere freilich nach und nach weggerissen wurden, um dem Spitale frische Luft zu verschaffen. Das Gebäude selbst kann nicht prächtiger seyn. Man tritt in einen grossen gepflasterten Hof, der die Gestalt ei-

nes Quadrats hat, und auf drei Seiten durch prächtige Flügel, — auf der vierten, die gegen die Strasse geht, durch ein ansehnliches eisernes Schutzgatter, das in der Mitte ein grosses Thor, und seitwerts kleinere Thüren hat, begränzt ist. Im rechten Flügel befindet sich die sehr schöne, und mit einem überaus wohlgerathenen Grabmale des Stifters versehene Kapelle, — die Wohnung des Geistlichen und des Apothekers; im linken, die Wohnung des Ökonomen *(Treasurer)*, des Aufsehers *(Stewart)*, und der Versammlungs - Saal. Das *Corps - de - logis* besteht aus zwei Quadraten, die durch ein Gebäude, das auf einer Colomnade ruhet, verbunden sind. In diesen zwei Quadraten befinden sich die Krankensäle, zwölf an der Zahl, die zusammen gegen 330 Bette enthalten. Ich werde von ihrer Einrichtung später sprechen.

Als Hr. *Guy* Anno 1724 starb; hinterliess er dem Spitale ein Capital von *zweimal hundert zwanzig tausend Pfund Sterling*. Die Einkünfte belaufen sich daher jährlich auf eine Summe, die zwischen zwölf und fünfzehntausend Pfund schwebt. Hr. *Guy* hatte mehrere Vorsteher ernannt, die nach seinem Tode das Spital verwalten möchten. Er bestimmte deren Anzahl. Sie dürfen weder zahlreicher, dann sechzig, noch weniger dann vierzig seyn. Sollte sich dieser letztere Fall ereignen, so würde die Vormund-

schaft dem Gouvernement zufallen. Da die Vorsteher das Recht haben, sich zu ergänzen, und neue Mitglieder aufzunehmen; so lässt sich ein solcher Fall nicht leicht denken, indem die Stelle eines Vorstehers in diesem Krankenhause sehr ehrenvoll, und nicht mit den geringsten Kosten verbunden ist: denn wollte auch Jemand tausend Pfund dem Spitale schenken; so würde ihn diess dennoch nicht zu einem Vorsteher desselben qualifiziren, wenn er den übrigen nicht würdig schiene.

Die Vorsteher von *Guy's-Hospital* sind unter sich so einig, wie es nur Brüder seyn können. Seit fünf und dreissig Jahren wurden alle Entschlüsse einstimmig gefasst: denn seit dieser Zeit fand keine Ballotation statt. So handlen die Menschen, wenn sie kein Privatinteresse irre leiten kann. Um die freundschaftlichen Bande, welche zwischen den Vorstehern dieses Krankenhauses bestehen, immer mehr zu befestigen, speisen sie, nach gut englischer Sitte, zweimal des Jahres beisammen zu Mittage. Diese *Dinés* sind von *Guy* selbsten gestiftet; eine Ursache, warum ihnen die Vorsteher den grösten Glanz dadurch zu geben suchen, dass sie sehr einfach, und wenig kostspielig ausfallen. Die Kosten, die sie verursachen, übersteigen auch nie die Summe von fünfzig Pfund.

Die Vorsteher wählen aus ihrer Mitte einen Ökonomen *(treasurer)*. Dieser führet das ganze

Geschäft, und stattet der Versammlung Rechenschaft ab. Er geniesset keine Besoldung, sondern blos einer bequemen und schönen Wohnung. Hr. *Harrison*, ein lieber, gefälliger Mann, versieht dieses Amt mit einem Eifer das Beste des Hauses zu befördern, der mit seinen Kenntnissen in dem Administrationsfache gleichen Schritt geht. Ich habe ihn stets bereit gefunden nicht allein alle mögliche Auskunft zu geben; sondern mich so vielmal herumzuführen, als ich es nur wünschte; und dieser Wunsch kam mir oft, — dann, um offenherzig zu reden, *Guy's Hospital* ist, der bereits angeführten und einiger noch anzuführenden Mängel ohngeachtet, das vollkommenste Spital, das ich je gesehen habe.

Es verpfleget jährlich gegen zwölf, bis fünfzehnhundert Kranke in dem Spitale *(In-Patiens)*, und ertheilet einer ähnlichen Anzahl von ausserhalb desselben sich befindenden Kranken *(Out-Patiens)* medizinisch-chirurgische Hilfe; so dass man annehmen kann, dass jährlich 2800 Kranke durch dasselbe unterstützet werden.

Die Art der Aufnahme der Kranken in das Spital, verdienet als Muster aufgestellet zu werden. Der beste Beweis, den ich vor der Hand hievon geben kann, besteht darin: *dass die Sterblichkeit in keinem anderen Spitale in London so beträchtlich ist*, indem nemlich der siebente Kranke dort stirbt. Ich

zweifle nicht daran, dass meine Leser die Ursache dieses scheinbaren Widerspruches einsehen werden, wenn sie einmal von der Art, mit welcher man in diesem Spitale die Kranken aufnimmt, und mit welcher man sie in jedem andern aufnehmen sollte, unterrichtet seyn werden.

Die Ärzte und Wundärzte müssen sich ein Mal in der Woche zur Aufnahme der Kranken versammlen: denn nur bei dringenden Fällen können die Pazienten ausser dieser Zeit allda angenommen werden. Die Aufnahmszimmer sind sehr schön eingerichtet; eines derselben ist für Männer, das andere für Weiber. In der Mitte befindet sich das *Bureau*, wo sich die Ärzte aufhalten; die Fenster desselben gehen in die beiden Versammlungssäle. An diese, gränzet von beiden Seiten ein Kabinet, wo venerische Kranke, die einer geheimen Untersuchung bedürfen, von dem Arzte oder Wundarzte untersuchet werden.

Da die Anzahl der Kranken, die sich wöchentlich melden, diejenige weit übersteigt, die das Spital aufzunehmen im Stand ist; so muss eine Auswahl Platz finden, die auf folgenden Grundsätzen ruhet.

Jederman, dem es beliebt, er mag seyn wer er will, und wo er immer herkomme, kann sich zur Aufnahme stellen. Er bedarf sogar keines Zeugnis-

ses der Armuth, und keiner Empfehlung. — Nicht des ersteren, weil es selten geschieht, dass ein Britte um *das* bettelt, was er sich durch seine eigenen Mittel verschaffen kann; — er bedarf keiner Empfehlung, weil diese nur in den dringenden und gefahrvollen Umständen seiner Krankheit liegen kann.

Ich habe der Aufnahme der Kranken in *Guy's Hospital* mehrere Male beigewohnet, und kann versichern, dass das, was ich hier sage, nicht allenfalls blos auf dem Reglement des Spitals geschrieben steht, sondern in der That ausgeübet wird. Man läuft überhaupt in Grossbrittanien selten Gefahr durch schöne Worte betrogen zu werden; denn man sieht gewöhnlich, dass überhaupt mehr ausgeführt wird, als man vorgeschrieben findet. So sahe ich durchgehends, dass die Spitalärzte, welche die Kranken aufzunehmen hatten, (ein Geschäft, welches unter ihnen wechselt) vorher die Kranken, welche sich gemeldet hatten, genau untersuchten, und dann diejenigen auswählten, die der Hilfe am meisten bedurften. Der dem Tode nahe Lungensüchtige wurde deshalb dem bleichsüchtigen Mädchen vorgezogen, u. s. f. Nur Pocken und Masern werden nicht in das Spital aufgenommen.

Die Pazienten, welche zurückgewiesen werden, können sich als auswärtige Kranken ein-

schreiben lassen. Sie erhalten dann die Arzneien von dem Spitale. Wird ihr Umstand sehr bedenklich; so tretten sie dann in dasselbe ein. — Eben so geschieht es nicht selten, dass Kranke, die bei grosser Gefahr aufgenommen wurden, wenn es ihnen besser geht, sich als auswärtige Pazienten behandeln lassen.

Jeder Krankensaal enthält höchstens 36 Bette. Die Säle haben durchaus den Fehler, dass sie zu niedrig sind. Dieser Fehler wird durch die Entfernung, in welcher die Bette stehen, durch die gehörige Ventilation, und durch eine unbeschreibliche Reinlichkeit, so viel als möglich, gut gemacht.

Guy's Hospital ist das einzige Krankenhaus in London, welches die von *Howard* vorgeschlagenen Fenster eingeführet hat. Ich lege hier eine Abbildung *(Tab. V.)* und Beschreibung bei. Man stelle sich z. B. eine Fensteröffnung von 6 Schuh Höhe, und 4 Schuh Breite vor, in welcher sich vier queer gelagerte Glasscheiben, deren Ränder mit Blei eingefast sind, befinden. — Man stelle sich ferner vor, dass diese Glascheiben, wie es bei den hölzernen Scheiben eines sogenannten Jalousie-Gatters der Fall ist, befestiget seien, und auch so zusammenhängen, dass sie nach Willkühr, wenn man sie offen haben will, bald mehr, bald weniger schief; wenn man sie aber verschliessen will, senkrecht zu stehen kommen, und in diesem letzten Falle

nicht gleich den Jalousie-Gattern, wie Schuppen aufeinander liegen, sondern so zusammenpassen, dass sich der untere Rand der oberen Scheibe auf den oberen Rand der unteren Scheibe anschliesse. Nur ist hier noch anzumerken, dass die Stange, welche die gesamten Scheiben vereiniget, nicht, wie bei dem angeführten Vergleiche, in der Mitte des Fensters, sondern an einer Seite befestiget seie. Die so eben beschriebenen Fenster haben vor allen übrigen den grossen Vorzug, dass sie, besonders bei nicht vollkommener Eröffnung, durch ihre schiefe Lage verhindern, dass die äussere Luft, oder der Regen und Schnee gerade auf den Kranken falle. Sie können aber noch einen weit grösseren Vortheil gewähren, wenn man, anstatt die Ränder der Glasscheiben von Blei zu machen, solche aus Eisen verfertiget, so dass die Scheibe eigentlich in eine Rahme von dem letzt erwehnten Metalle komme, und mit einer Kitte überzogen werde. Auf diese Art dienet nemlich die Einfassung zur Sicherheit der allenfalls in den Krankensälen sich befindenden Delirirenden oder Wahnsinnigen, ohne, wie es bei den eisernen Gattern der Fall ist, dem Fenster ein kerkerartiges Ansehen zu geben.

Die Bettstellen sind von Eisen. Wie vortheilhaft dieses seie, brauche ich kaum zu erinnern: denn erstens dauren solche Bettstellen beständig; zweitens schliessen sie alles Ungeziefer aus. Die grossen Kosten, welche der Ankauf derselben verur-

sachet, können dadurch vermindert werden, dass man die Bettstellen nicht sehr von der Erde erhebt, was auch in *Guy's* Spitale der Fall ist.

Die Bette haben keine Strohsäcke, sondern bestehen aus einer Matrazze, zwei ziemlich feinen Leintüchern, einem Kopfkissen, und einem gewebten Teppiche. Ober dem Bette, an der Mauer, ist eine halbzirkelförmige Stange angebracht, an welcher ein Vorhang von blauer Leinwand hängt, der aus zwei Stücken besteht, und so über das Bett gezogen werden kann, damit er nur die obere Hälfte des Kranken bedecke.

In jedem Krankensaale ist ein Kamin nach englischer Art angebracht. Da ich im Frühjahre nach London kam; so kann ich nicht bestimmen, ob diese Beheitzung hinreichend seie.

Die Bedienung der Kranken ist durchaus den Krankenwärterinnen *(nurses)* anvertraut. Diese stehen aber unter der Aufsicht einiger Schwestern *(sisters)*, welche überhaupt für die Erhaltung der Ordnung in den Krankensälen sorgen. In jedem Krankensaale steht das Verboth, den Wärtern Geschenke zu ertheilen, mit grossen Buchstaben angeschrieben.

Die Einrichtung der Diät ist folgende. Eigentlich erhalten die Kranken nur viermal die Woche

Fleisch, und zwar blos Rind- und Schöpsenfleisch. Die übrigen Tage bekommen sie Milch, Butter oder Käse. Nur wenn es der Arzt für unumgänglich findet, wird von dieser allgemeinen Einrichtung abgegangen. Sonderbar ist es, und auf keinen Fall zu billigen, dass, wenn der Pazient sich erklärt, er wolle keine Nahrung von dem Spitale; ihm täglich ein halber Schilling (*six-pence*) als Entschädigung ausgezahlet wird; wofür er sich dann, doch nicht ohne Genehmigung des Arztes, holen lassen kann, was ihm beliebt. Ich kann diese Einrichtung nicht billigen; erstens, weil sie zu vielen Unordnungen und Unterschleifen Anlass geben kann; — zweitens, weil das Spital dabei verlieren muss, indem bei sehr schwachen Kranken die Nahrung im Durchschnitt nicht auf einen halben Schilling kommen würde; — und endlich, weil es sehr wahrscheinlich ist, dass mancher Kranke, in der Absicht etwas Geld aus dem Spitale zu bringen, sich die zu seiner, wenigstens schnelleren, Herstellung nöthigen Nahrungsmittel versagen, und so, um nur einen Schaden zu berühren, der Anstalt eine längere Zeit zur Last fallen dürfte.

Der Wein kann wie jede andere Arznei verschrieben werden. Dass man hierin den Kranken nichts abgehen lasse, beweiset der Umstand, dass jährlich dreihundert Pfund Sterling dafür ausgegeben werden.

Die Apotheke wird nun von neuem gebauet, und sehr schön werden. Die Arzneien werden nach einer einfachen, und den Bedürfnissen des Hauses angemessenen Pharmakopoe bereitet. Ihre Kosten betragen jährlich die Summe von 2000 Pfund Sterling, versteht sich mit Inbegriff der auswärtigen Kranken. Der Apotheker, Hr. *Stocker*, scheint mir ein sehr einsichtsvoller Mann zu seyn. Ich habe ihn äusserst bereitwillig gefunden, mir an die Hand zu gehen. So wie es in der Privatpraxis in England durchaus der Fall ist, dass der Apotheker die Kranken besucht, und eigentlich als Medicus ordinarius dienet, während dem die Ärzte nur in schweren Fällen, und gleichsam zum Consilium gerufen werden: so ist diess auch der Fall in diesem so wie in allen übrigen Spitälern Englands mit dem Unterschiede, dass Hr. *Stocker*, so wie es bei den meisten in den Spitälern angestellten Apothekern der Fall zu seyn scheint, ein gebildeter, wohl unterrichteter Mann ist, während dem der grosse Haufe der Stadt- und Landapotheker meistens ohne alle medizinische Erziehung und Kenntnisse seyn solle.

Man wird sich der angeführten Landessitte gemäss nicht wundern, dass, da die vornehmsten Leute *) sich selten täglich des Arztes bedienen;

*) Die Ursache, warum in England die Ärzte nicht gewöhnlich die Kranken besuchen, und nur gleichsam ins Con-

auch die Spitalkranken nicht täglich von ihren Ärzten besuchet werden. Diese kommen nemlich blos zweimal die Woche zur Mittagsstunde zusammen,

---

silium gebethen werden, liegt wohl darin, dass sie unter einer Guinée keinen Besuch in der Stadt machen, und wenn sie von dieser auf das Land gehohlet werden, eine Guinée für jede englische Meile, wovon fünf eine deutsche ausmachen, erhalten. Da nicht wohl Jemand Arzneikunde studiert, der nicht ein ansehnliches Vermögen hätte; so ist es auch allgemein in London gebräuchlich, dass selbst jüngere Ärzte lieber keine Kranke, oder solche lieber unentgeltlich besuchen, dann weniger, als eine Guinée nehmen. Das höchste, was sowohl sie, als auch bejahrte Ärzte thun, ist, dass sie nebst den bezahlten Besuchen, noch einen freundschaftlichen machen. In diesem Falle wird hier nichts, und dort eine Guinée gegeben. Überhaupt ist es Sitte, dem Arzte jeden Besuch gleich zu bezahlen. Derjenige Arzt, welcher in London die meisten Geschäfte macht, *Sir Walter Farquahar*, soll sich manchmal in einem Tage auf hundert Guineen gestanden haben: versteht sich, dass ihm mancher Besuch höher als eine Guinée bezahlet wurde. Es heisst, er habe gewisse Jahre über 10,000 Pfund Sterling eingenommen. Man erzählet von mehrern Ärzten eine Anekdote, von der man sagen kann, se non è vera, è ben trovata. Wie gesagt, macht die Guinée ein Pfund, mehr ein Schilling. Sie ist eine Gold- das Pfund Sterling aber blos eine Papiermünze. Als nun in diesen letzten Jahren das Gold anfieng in England seltner zu werden, und man sich des Papiergeldes immer mehr und mehr zu bedienen gezwungen sahe; so wusste man nicht anders das Honorar für die Ärzte einzurichten, als einem Pfund Sterling einen Schilling zuzulegen. Gewöhnlich wickelten die Kranken den Schilling in eine Pfund-Banknote ein. Die Ärzte, welche noch gewohnt waren Gold in Papier eingewickelt zu empfangen, und letzteres wegzuwerfen pflegten,

nehmen ein freundschaftliches Frühstück, und besuchen dann in Gesellschaft des Apothekers ihre Pazienten. Auch haben sie keine Besoldung, sondern erhalten blos 40 Pfund jährlich auf Wagen.

Seit dreissig Jahren haben die Vorsteher des *Guy's Hospitals* den Entschluss gefasst, diese Anstalt gemeinnütziger zu machen, und den allda angestellten Ärzten und Wundärzten die Gelegenheit zu verschaffen *Vorlesungen* zu halten. Da ihre Anzahl jedoch nicht hinreichte, um alle Theile der Heilkunde lehren zu können; so tratten sie in Verbindung mit den Ärzten und Wundärzten des benachbarten *H. Thomas Spitals*, und bildeten auf diese Art eine medizinisch-chirurgische Akademie, welche von einer grossen Anzahl junger Ärzte und Wundärzte besuchet wird. Ich werde weiter unten, wenn ich von dem H. Thomas Spital gehandelt haben werde, von dieser Lehranstalt sprechen, und bei dieser Gelegenheit die Hrn. Ärzte und Wundärzte der beiden Spitäler anführen.

Hier habe ich noch von einer Anstalt zu sprechen, die zu dem *Guy's* Spitale gehört; nemlich von einer kleinen, sehr schönen, *Anstalt für Wahnsinnige.* Ich rede hier blos von der neu für die Wei-

— verfuhren vom Anfange bei der neuen Bezahlung eben so, und brachten auf diese Art Schillinge anstatt Guinéen nach Hause.

ber errichteten, weil man mir die alte für Männer nicht gezeigt hat. Ich erfuhr auch ihre Existenz erst wenige Tage vor meiner Abreise, und hörte, dass sie sehr schlecht bestellt seyn solle; welcher Umstand wahrscheinlich die Ursache war, dass man mir dieselbe nicht vorzeigte.

Für die wahnsinnigen Weiber, — und zwar blos zur Versorgung der unheilbaren — befindet sich hinter dem Spitale ein sehr einfaches und zweckmässiges Gebäude. Dasselbe hat nur einen Stock, zu welchem einige Treppen führen. Hat man diese bestiegen; so tritt man in ein Vorzimmer, welches in die Stube der Aufseherin führet; diese gränzt also von hinten an das Vorzimmer; von vorne stosst sie an einen Versammlungssaal für die Kranken, und von jeder Seite an einen Gang, in welchen sich von beiden Seiten die Thüren von sechs Zimmern eröffnen. Die Aufseherin kann daher aus ihrer Stube durch ein sehr grosses und breites Fenster alles beobachten, was in dem Versammlungssaale der Kranken vorgeht. Es befinden sich allda ein mit einem eisernen Gatter umgebener Kamin, mehrere Bänke und Tische, an welchem die Pazienten gemeinschaftlich speisen. Die Gänge oder Corridor's, welche die Aufseherin gleichfalls aus ihrem Zimmer übersieht, sind sehr breit, der Boden von Holz, und äusserst rein, die Mauern sind blassgelb angestrichen: was ihnen ein hei-

teres Ansehen giebt. — Jede Pazientin hat ihre eigene Kammer, dessen Wände innerhalb gegen 6 Schuh hoch mit Holz bedeckt sind, um die Feuchtigkeit abzuhalten, und um zu verhüten, dass die Kranken sich an der Mauer Schaden zufügen, den Kalk herabkratzen u. s. w. — Indessen würde ich mich doch immer fürchten, dass solche hölzerne Bedeckungen ein Nest für Wanzen, u. a. Ungeziefer abgeben dürften. Die Bette sind recht bequem eingerichtet, und haben nebst dem Strohsack, eine Matrazze. Jede Thüre hat ein mit einem eisernen Gatter versehenes Fensterchen. Da die Thüren der Zimmer sich gegenüber stehen, so können letztere täglich gelüftet werden, wenn man in jeder der entgegengesezten Stuben die Thüre und Fenster öffnet, und so der Luft einen freien Durchzug gestattet. Diess kann um so eher geschehen, als die meisten Kranken sich nicht den Tag hindurch in ihren Schlafzimmern aufhalten. Auch empfindet man nirgends den geringsten Geruch. Die Pazientinnen waren alle sehr reinlich angezogen, und sahen gut aus. Da sie für unheilbar angesehen werden; so erhalten sie auch keine Arzneien mehr. — Um die unruhigen und tobenden Kranken in Ordnung zu erhalten, bedienet man sich blos des bekannten Zwangkamisols. Das einzige was ich glaube, das in dieser Anstalt besser seyn könnte, wäre ein grösserer Garten, wo sich die Kranken bewegen, und beschäftigen könnten, indem der Hof, wo sich ihr Spital befindet, wirklich ängstlich und klein ist.

H. Thomas Spital.

Es liegt, wie gesagt, beinahe dem so eben beschriebenen Spitale gegenüber. Das gegenwärtige Gebäude wurde im Jahr 1669 durch freiwillige Subskription errichtet. Es besteht aus drei Höfen, die hinter einander liegen. Jeder bildet ein Quadrat, von welchem drei Seiten mit einer Kollonade versehen sind; in der Mitte eines jeden Hofes steht eine Statue. Dass dieses alles dem Spitale ein prächtiges Ansehen gebe, daran ist wohl eben so wenig zu zweifeln, als dass durch die Höfe, welche die Luft innerhalb vier Mauern einschliessen, der Ventilation ein Hinderniss gesetzet werde.

Auch die Krankensäle, deren neunzehn vorhanden sind, sind nicht hoch und vortheilhaft eingerichtet; die Anzahl der Bette beläuft sich auf 442; ihre Einrichtung ist, wie in *Guy's* Spital, doch wie mir schien, nicht so reinlich.

Die Einkünfte des Spitals bestehen theils aus dem Interesse ansehnlicher, meistens durch Vermächtnisse erhaltener Kapitalien, theils aus jährlichen Beiträgen durch freiwillige Subskription. Ich kann nicht angeben, wie hoch sie sich belaufen.

Das H. Thomas Spital steht eigentlich unter dem Lord-Mair von London. Doch wird es von denje-

nigen administrirt, welche zu dessen Erhaltung jährlich unterschreiben. — Dringende Fälle ausgenommen, müssen alle Kranken, welche in das Spital aufgenommen werden wollen, von einem der eben erwehnten Direktoren eine Empfehlung vorweisen. Diess gilt nicht allein von den Kranken, die aufgenommen werden, sondern auch von jenen, die sich auf Kosten des Spitals zu Hause behandeln lassen.

Im vorigen Jahre wurden aus dem H. Thomas-Spitale 2820 Kranke geheilt entlassen. — 4310 wurden von demselben mit dem nemlichen Erfolge ausserhalb besorget; — es starben von beiden 211 — und 510 blieben noch in der Kur.

Ich habe so eben erinnert, dass sich die Ärzte und Wundärzte des Guy's-Spitals mit jenen vom H. Thomas-Spital vereiniget, und so eine Art Academie gebildet haben. Von den Vorlesungen, welche allda gehalten werden, kann ich folgende Nachricht geben.

Experimental-Physik und Chemie. Dr. *Babington*, und Hr. *Allen.* Während meines Aufenthaltes in London, las blos letzterer, und zwar am Guy's-Spitale, in einem Amphitheater, das so eben um Vieles vergrössert und verbessert worden ware. Hr. *Allen*, ein äusserst unterrichteter Mann, hat einen sehr lehrreichen und schönen Vortrag, und ist aus-

nehmend gefällig. Der nähere Umgang mit demselben war mir auch darum interessant, weil er zu einer Religionsparthei gehört, deren Gebräuche einem Fremden in mancher Hinsicht auffallen müssen. Er ist nemlich ein Quäcker, der allgemein, selbst von seinen Glaubensgenossen, hochgeachtet und geschätzet wird. Ich habe bei Hrn. *Allen* und dessen Freunden die Einfachheit der Sitten, das offene und gutmüthige Betragen, so wie die ausserordentliche Dienstfertigkeit nie genug bewundern können. Man rechnet jenen allerdings unter die vorzüglichsten Chemiker Englands; auch ist er in der auswärtigen Litteratur sehr bewandert, indem ihm sowohl die deutsche, als mehrere andere Sprachen bekannt sind.

Anatomie und chirurgische Operationen. Hr. *Cline*, und Hr. *Astley Cooper.* Sie lesen am H. *Thomas-Spital*, wo sich ein kleines, artiges anatomisches Theater, und anatomisch-pathologisches Cabinet, sammt einer präparir-Anstalt befindet. Ich habe in Hinsicht des Hrn. *Cline* wahres Unglück gehabt. Immer verfehlte ich dessen Vorlesung, und nie konnte ich das Glück haben, ihn operiren zu sehen. Bekanntlich ist Hr. *Cline* einer der ersten und glücklichsten Wundärzte Londons, und diess ist viel gesagt! indem ich nicht glaube, dass irgend ein Ort in der Welt ist, wo die Chirurgie in ihrem ganzen Umfange einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und

in diesem Zustande so ausgebreitet wäre, als diess in London der Fall ist. Glücklicher war ich in Hinsicht des Hrn. *Astley Cooper*, Schwiegersohnes von Hrn. *Cline*, eines Mannes, der bereits die Aufmerksamkeit von ganz Britannien auf sich gezogen hat. Er ist im Begrif ein Werk über die Brüche zu publiziren; von dem sich erwarten lässt, dass es Epoche machen wird. Hrn. *Coopers* neue Beobachtungen in Hinsicht auf die Heilung der Taubheit, sind bereits bekannt. Dessen Vorlesungen haben das Besondere, dass sie jeden Gegenstand, der darin abgehandelt wird, im Ganzen vorstellen. Obwohl nemlich Hr. *Cooper* blos Anatomie, und operative Chirurgie liest; so lässt Er doch gelegenheitlich Pathologie und spezielle Therapie einfliessen. Geschieht dieses auch nur im Vorbeigehen; so gewinnet der Zuhörer doch an der allgemeinen Übersicht, und an dem Zusammenhange mehr, als er durch die tiefeste isolirte Betrachtung irgend eines einzelnen Gegenstandes gewinnen könnte. Übrigens ist Hrn. *Coopers* Vortrag nicht geziert, aber sicher sehr deutlich und lehrreich.

Physiologie. Dr. *Haighton.* Er liest auch über Frauenzimmer-Krankheiten und Geburtshilfe. Ich habe keiner seiner Vorlesungen beigewohnet. Hingegen habe ich Hrn. *Haighton's* anatomisch-pathologisches auserlesene Cabinet gesehen. Es enthält grösstentheils Gegenstände, welche das Accouchement, oder die Krankheiten der weibli-

chen Zeugungstheile betreffen. Nebst einer Reihe von foetus verschiedenen Alters, und einer beträchtlichen Menge von Monstra, zogen die vollständige Sammlung von Polypen, und die Verwüstungen der Gebährmutter durch Krebsartige Geschwüre, so wie auch ein doppelter Uterus, zu welchem eine doppelte Vagina führte, vorzüglich meine Aufmerksamkeit an sich.

Theorie der Medizin und *Materia medica*. Dr. *Curry*. Dieser Arzt am *Guy's-Spitale* gehöret zu den wenigen Engländern, welche in der Heilkunde sich nicht ganz auf den Weg der Empyrie werfen. Ich wohnte einer seiner Vorlesungen über die Pathologie der Fieber bei, welche mir äusserst wohl gefiel. Er sprach vorzüglich von der Zeit, welche zwischen der Ansteckung, oder Wirkung der Schädlichkeiten, und dem Ausbruche des Übels vorbeistreichet. Bei dieser Gelegenheit bewiess er, vorzüglich in Hinsicht auf Wechselfieber, dass sich hierüber nichts Allgemeines sagen lasse. Dr. *Curry* stellte nemlich dem von *Pringle* erzählten Beispiele von Soldaten, die Morgens frühe nach sumpfigen Gegenden gesund ausritten, und des Abends bereits mit heftigem Irrereden und andern gefährlichen Symptomen des Fiebers nach Hause kamen, die Erfahrung von Dr. *Marcet* entgegen, welche lehret, dass zwei Menschen sich dem Sumpf-*Miasma* ausgesetzt hatten, und erst drei Wochen nachher von dem intermittirenden Fieber ergriffen

wurden. Dr. *Curry*'s Vortrag ist sehr deutlich, und, da er ziemlich leise spricht, auch Aufmerksamkeit erregend.

Medizinische Praxis. Dr. *Babington* und Dr. *Curry*. Ich hörte blos letzteren; Dr. *Babington* begleitete ich hingegen mehrmals an das Krankenbett in Guy's-Spital. Dessen Praxis ist nicht empyrisch, und hat ausserordentlich viel mit jener unserer besten deutschen Ärzte gemein; auch wird Dr. *Babington* allgemein unter die ausgezeichnesten Ärzte Londons gezählet. Ich habe unter seinen Kranken eben keinen besonders wichtigen Fall gesehen, ausgenommen jenen einer *Gangraena sicca Potii*, und einen, jedoch noch nicht ganz deklarirten, Diabetes. Im ersten Falle verschrieb Dr. *Babington* alle vier Stunden einen Skrupel Bisam. Der Kranke mit dem Diabetes, gab Dr. *Marcet* die Veranlassung mir eine Beobachtung mitzutheilen, welche interessant, und, wenn ich nicht irre, neu ist. Er beobachtete nemlich in mehrern Fällen von Diabetes, dass sich um den Penis und das Scrotum eine weisse Bork ansetzet, als wenn diese Theile überzuckert wären. Dr. *Marcet* hat nie Gelegenheit gehabt, diesen Stoff, der vielleicht Zucker sein dürfte, zu untersuchen.

Thierarzneykunde. Dr. *Kollmann*, Professor an dem k. Veterinair-Collegium. Ich werde von diesem ausgezeichneten und berühmten Manne in

der Folge sprechen; hier ist es genug, anzumerken, dass er im Winter, am Guy's-Spitale mehrere Vorlesungen über Thierarzneykunde für Ärzte und Wundärzte giebt, die mit einem Beifalle, der an Enthusiasmus gränzet, aufgenommen werden.

Die oben erwehnten Vorlesungen kosten dem, der sie hören will, von drei bis zehn Guineen. Diejenigen, welche in das Spital als Assistenten oder Praktikanten kommen wollen, zahlen, wie folget, nemlich:

		Guineen.	Schillinge.
Die Ärzte.	Ein für allemal.	22	—
	Für ein Jahr.	15	15
	Für 6 Monate.	10	10
	An Erkenntlichkeit für Apotheker u. s. w.	2	2
Die Wundärzte.	*Als blose Zuschauer.*		
	Für ein Jahr.	25	4
	Für ein halbes Jahr.	18	18
	Neben-Presenten.	1	1
	Als Mithandelnde beim Verbande u. dgl.		
	Für ein Jahr.	50	—
	Für ein halbes Jahr.	31	10
	Neben-Geschenken.	1	—

Um die Unterrichtsanstalt vollkommener zu machen, versammelten sich die Lehrer an den beiden Spitälern mit ihren ausgezeichnetsten Schülern, und stifteten so eine medizinische Gesellschaft, welche sich *Physical Society of Guy's Hospital* nennet. Diese Gesellschaft fährt nun fort, sich ihre Mitglieder selbst zu wählen. Ihre Sitzungen finden jeden Sonnabend, vom Oktober bis in den März, im Amphitheater des Guy's-Spitals, Platz. Es herrschet allda der beste Ton, und, obwohl die gröste Anzahl der Mitglieder junge Leute sind, eine wunderbare Ernsthaftigkeit. Ich wohnte einer Sitzung bei, in welcher, unter dem Präsidium des Hrn. *Allen*, über den Einfluss der Leidenschaften auf den menschlichen Körper debattirt wurde. Als die Rede von der *Liebe* war, sprach man mit so vielem Anstande darüber, dass kein bejahrter Schriftsteller diesen delikaten Gegenstand mit mehr Schonung hätte abhandeln können. Es ist nemlich gebräuchlich, bei jeder Zusammenkunft über einen in der vorigen Sitzung bestimmten Gegenstand zu sprechen. Da diese fürtrefliche Übung in Gegenwart einiger Lehrer geschieht, die dem Gespräche die gehörige Richtung geben können; so lässt sich leicht einsehen, dass solche öfters mit keinem geringen Grad von Interesse verknüpft sein müsse. Auf jeden Fall hat sie den Vortheil, dass die jungen Leute Eifer für ihre Wissenschaft bekommen, dass sich solche im Redner-Talent üben, so, dass die Lehrer eine Gelegenheit erhalten, ihre Schüler und

die tauglichsten Köpfe darunter näher kennen zu lernen, und auszuzeichnen. Die Kosten für jedes Mitglied, belaufen sich jährlich auf zwei Guineen. Zugleich wird eine Summe von der Gesellschaft bestimmt, um die bereits angeschafte, ansehnliche, ihr zugehörende Bibliothek zu vermehren. Die anzukaufenden Bücher werden durch einen Ausschuss vorgeschlagen; müssen aber, bevor sie wirklich angeschaft werden, von der ganzen Gesellschaft Sanctionirt seyn.

Die medizinische Gesellschaft von Guy's-Spitale feiert jährlich ihren Stiftungstag durch ein grosses *Dinée* — (*Anniversary dinner*) — und diess nach gut englischer Sitte. Es fand den 19ten März, wenige Tage nach meiner Ankunft Platz, und verschafte mir nicht allein den Anblick eines für mich neuen und höchst interessanten Schauspiels, sondern auch die Gelegenheit, mit mehrern der ausgezeichnetsten Ärzte Londons Bekanntschaft zu machen, — und so in wenigen Stunden das zurückzulegen, wozu ich sonst wahrscheinlich mehrere Wochen gebraucht hätte. Die Versammlung war sehr zahlreich; Der Tisch bestand aus 90 Couverts. Unter den Anwesenden zogen besonders die Doctoren *Saunders*, *Woodwill*, *Babington*, *Curry*, *Kolmann*, *Marcet*, *Yelloly*, so wie die Hrn. *Cline*, *Cooper*, *Allen*, und mehrere ausgezeichnete junge Ärzte meine Aufmerksamkeit auf sich. Dr. *Jenner* hätte auch gegenwärtig seyn sol-

len; war aber durch eine Unpässlichkeit abgehalten. Das unbeschreibliche Vergnügen dessen Bekanntschaft zu machen, war mir daher für eine andere Gelegenheit vorbehalten. Nach dem *Diné*, wurde, wie gewöhnlich, die Gesundheit des Königs und der königlichen Familie, dann jene des Stifters der Gesellschaft, Dr. *Saunders*, des abwesenden Dr. *Jenners*, und des Dr. *Woodwill's*, mit lautem *Vivat* getrunken. Letzterer proponirte, als er meiner Erwähnung that, der medizinischen Fakultät in Wien einem *toast* zuzubringen: woran auch die ganze Gesellschaft lebhaften Antheil nahm.

Es wäre mir ohnmöglich aufzuhören von Guy's-Spitale zu reden, ohne von zwei so eben genannten Ärzten besondere Meldung zu machen, nemlich von Dr. *Saunders* und Dr. *Marcet*.

Dr. *Saunders*, — welcher der litterarischen Republik durch mehrere Werke, besonders aber durch seine Analyse der rothen Chinarinde, und durch die Beschreibung der Leberkrankheiten, so wie durch die Geschichte der Mineralwasser rühmlich bekannt ist, war Arzt am Guy's-Spitale. Er trat seinen Platz vor mehreren Jahren ab, wie diess überhaupt bei allen Ärzten dieser Hauptstadt der Fall ist, wenn sie sich durch Spitaldienst einmal eine reichliche Praxis verschaft haben. Dessen ohngeachtet behielt Dr. *Saunders* noch immer eine Vorliebe für die Anstalt, in welcher Er sich

so vortheilhaft ausgezeichnet, und zu deren Vervollkommnung er so viel beigetragen hat. Auch betrachten Ihn die allda wirklich angestellten Ärzte insgesammt als ihren Vater; und Er sie, wie seine Söhne. Ich kann meinen Lesern keine bessere Idee von Dr. *Saunders*, der nun mit an der Spitze der Praxis in London steht, geben, als, wenn ich denselben mit einem der grössten Ärzte Deutschlands, nemlich mit Hrn. Dr. *Kapp* in Leipzig, vergleiche. Denn nicht allein gleichen sie sich dem ehrwürdigen, liebreichen und Zutrauen einflösenden Äusseren nach; sondern sie verbinden beide, auf eine gewiss seltne Art, einen hohen Grad von Gelehrsamkeit, mit einem überaus geübten praktischen Blicke, und mit selten anzutreffender Menschenkenntniss.

Dr. *Marcet* — ist der jüngste Arzt am Guy's-Spitale *) Er hat daher die Besorgung der auswärtigen Kranken auf sich, und supplirt in dem Spitale, wenn irgend einer der darin angestellten Ärzte krank, oder sonst abgehalten ist seinen Dienst zu versehen. Dr. *Marcet* ist aus Genf gebürtig. **)

---

*) Er ist seit dem vorgerückt.

**) Man erlaube mir eine Betrachtung anzuführen, die ich schon öfters zu machen Gelegenheit gehabt habe, und die gewiss ein jeder, der sich in meinem Falle befand, auch gemacht haben würde, nemlich, dass gewiss kein Ort in der Welt, verhältnismässig zu seiner Bevölkerung, so viele interessante Menschen in allen Fächern besitzt, und im Auslande zerstreuet hat, als *Genf*. Ich glaube, dass

Er hat seine Studien in Edimburgh zurückgelegt, kam sodann nach London, wo er sich in wenigen Jahren durch sein angenehmes Äussere, durch sein edles Betragen, durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse ausgezeichnet hat: so, dass man leicht voraus sagen kann, dass er die brillanteste Laufbahne einst betretten wird. *)

sich meine Behauptung nicht allein auf Wissenschaften, Künste und Handel, sondern selbst auf den National-Charakter erstreckt. Der Genfer hat durchaus vieles mit dem Engländer gemein; auch schätzen sich beide mit gleichem Rechte.

*) In diesem Urtheile spricht nicht die Dankbarkeit, welche ich Dr. *Marcet* für die unzähligen Beweise von Freundschaft, die er mir während meines Aufenthaltes in London gab, empfinden muss, mit; — es ist auch besser, dass ich dieser Stillschweigen auferlege, — denn wie könnte ich sie mit Worten ausdrücken? Dr. *Marcet* schenkte mir nicht allein einen beträchtlichen Theil seiner Zeit, um mir mehrere wichtige Gegenstände selbst zu zeigen; sondern er verschafte mir auch eine Menge sehr nützlicher und interessanter Bekanntschaften: und diess leitete Er stets so ein, dass das Lehrreiche mit dem Angenehmen verbunden wurde. Besonders muss ich dafür danken, — dass Er mir durch mehrere Landreisen, die des Sonntages vorgenommen wurden, und bei denen ich mich in der Mitte seiner liebenswürdigen Familie befand, ein Mittel, verschafte, diesen Tag beinahe alle Wochen glücklich zu überstehen. Es ist allgemein bekannt, wie man in England den Sonntag feiert; — aber um sich einen Begrif davon zu machen, muss man wirklich Augenzeuge gewesen seyn. Das ungeheure London, welches die ganze Woche hindurch von beschäftigten Menschen aller Art wimmelt, wird am Sonntage in eine Einöde, in

Heil. Bartholomäus - Spital.
(*Smithfield.*)

Dieses prächtige Krankenhaus liegt auf einer Anhöhe, fast in der Mitte der Stadt. — Man kann es eigentlich als das grösste Spital von London betrachten. Nur schade, dass dessen Einkünfte nicht hinreichen, eine dem Umfang angemessene Anzahl von Kranken aufzunehmen. Jene bestehen doch in 22,000 Pfund Sterling.

Das H. Bartholomäus-Spital wurde im Jahr 1102, von einem Bürger, Nahmens *Rahere* gestiftet. *Heinrich VIII.* traff es ganz in Verfall an, und half ihm wieder auf. Das gegenwärtige Gebäude steht seit

---

ein Potsdam ausser der *Manoeuvre* Zeit, verwandlet. Die Kaufläden (*Schops*) aller Art, welche jeden anderen Tag die Strassen so zieren, dass sie alle mehr oder weniger dem *Palais Rojal* in Paris gleichen, sind den ganzen Tag hindurch so, wie gesammte Schauspielhäuser geschlossen. Gesellschaften dürfen keine gehalten werden; ja selbst in freundschaftlichen Zirkeln würde sich niemand Kartenspiele, oder Musik erlauben, ohne sich der Gefahr, Skandal zu geben, und von dem Volke mishandlet zu werden, auszusetzen. — Kömmt dann nun, was so oft der Fall ist, noch so ein finsterer Tag, wo sich der Nebel, der von oben herabsteigt, mit dem aus den unzählbaren Kaminen emporsteigenden Steinkohlen - Dampfe recht innig amalgamirt; so ist die Entstehung des *Spleens* erklärt, und leicht zu begreiffen, wie es einem thun muss, die freie Landluft, und zwar die Luft eines so schönen Landes, das durch Kunst selbst Italiens Natur zu besiegen scheint, zu schöpfen! —

1730. Es ist viereckicht. Jede Seite des Quadrats besteht aus einem prächtigen Gebäude. Diese Gebäude hängen nicht zusammen, sondern stehen 30 Schuh weit von den Ecken auseinander. Zwey Flügel desselben enthalten, jeder, sechszehn Krankensäle für Männer; wovon aber gewöhnlich nur zwölf gefüllet sind. In dem dritten Flügel sind vierzehn Krankenzimmer für Weiber; — der vierte Flügel enthält die Wohnungen für Offizianten; und den schönen Saal, wo sich die Administratoren versammeln. Auf der Stiege, die dahin führet, befindet sich ein, wenn ich so sagen darf, pathologisches Gemählde von *Hogarth.* Es stellet mehrere Kranke mit verschiedenen Übeln, als Aussatz, Abzehrung, Wassersucht, behaftet, sehr treffend vor, und hat den von mir schon einmal geäusser- Wunsch *), eine pathologische Physionomik zu liefern, wieder von Neuem rege gemacht. In dem Versammlungssaale selbsten, sahe ich ein sehr schönes Bildniss des unsterblichen Wundarztes *Pott*, der ehemals an diesem Krankenhause praktizirte.

Die Anzahl der Kranken im Bartholomäus-Spitale ist beiläufig 300. Nebstdem besorgt es auch auswärtige Individuen. Im Jahr 1803 wurde an Ostern folgender Bericht in Hinsicht der im verflossenen Jahre durch dieses Krankenhaus verpflegter Pazienten abgestattet. Geheilt und Entlassen

*) In meinen Erläuterungen der Erregungstheorie.

an Kranken, die in dem Spitale behandelt wurden, 3895 — eben so, die ausser demselben besorgt wurden, 4310, — gestorben, 325, — noch in der Behandlung, 673.

Die Krankenzimmer enthalten blos 10 bis 14 Bette; die Bettstellen sind von Holz und altmodisch. Da die Fenster nur auf einer Seite des Zimmers angebracht sind; so scheinet es, man habe den hieraus entstandenen Mangel an Ventilation, dadurch ersetzen wollen: dass die Thüren der Krankenzimmer, die Zeit der grössten Kälte abgerechnet, stets offen gehalten werden. Dazu kömmt noch der Umstand, dass jeder Krankensaal an dem darin befindlichen Kamin einen guten Ventilator hat. Sehr reichlich ist das ganze Haus mit Wasser versehen.

Die Wartung der Kranken ist Weibspersonen anvertraut. Jedes Krankenzimmer hat deren zwei bis vier.

Auch hier liegen die Pazienten ohne Rücksicht ihrer Krankheiten vermischt; die meisten Kranken, die ich sahe, hatten entweder die, im Monat März in London entstandene, Influenza *(Grippe)*, oder waren mit chronischen Übeln behaftet. Die Ärzte sowohl als Wundärzte besorgen sie gemeinschaftlich, wie es im Guy's - Spitale der Fall ist. Wie da ver-

hält es sich auch mit der Diät, und mit den übrigen Einrichtungen.

Die Apotheke ist sehr ordentlich und einfach eingerichtet, und dispensirt nach einer eigenen Pharmakopoe.

Es sind am Heil. Bartholomäus-Spital drei Ärzte, und eben so viele Wundärzte angestellt. Sie geniessen keiner Besoldung, sondern haben blos die Gelegenheit, Vorlesungen allda zu geben, und sich durch den Ertrag derselben ein ansehnliches Einkommen zu verschaffen. Ich habe diese Herren, bis auf einen unter ihnen, kennen gelernt, und nicht allein mehrmalen ihren Krankenbesuchen beigewohnet, sondern auch die Vorlesungen der mehrsten angehört.

Dr. *Powel* liest Chemie und Pharmazie. Dr. *Saunders* verschafte mir dessen Bekanntschaft durch einen Empfehlungsbrief. Obwohl dieses nicht absolut nöthig ist; so würde ich es doch niemand leicht rathen, sich ganz unbekannt in diesem, so wie in jedem anderen Spitale, *Guy's - Spital* vielleicht allein ausgenommen, zu presentiren. Dr. *Powel* ist ein Mann in den besten Jahren; — aber etwas rohe. Dessen Vortrag ist ungekünstelt und recht deutlich. Auch die Experimente gelangen gut. Dr. *Powel* hat sich in dem Spitale selbst ein kleines Laboratorium und ein Amphitheater errich-

ten lassen. Ich begleitete ihn auch einigemalen bei seinen Krankenbesuchen, und sahe allda, unter andern, einen Fall von *Chorea St. Viti*, die durch das salpetersaure Silber *(Nitrate d'Argent)* geheilt wurde. Dr. *Powel* hat mehrere ähnliche Beispiele gehabt.

Dr. *Roberts* liest spezielle Therapie. Ich habe keiner seiner Vorlesungen beiwohnen können. Hingegen begleitete ich denselben mehrmalen an das Krankenbette; wo er aber, wahrscheinlich weil die Krankheiten nichts besonders Wichtiges darbothen, ziemlich schnell zu Werke gieng; doch hatte ich noch immer Zeit genug, um zu bemerken, dass Dr. *Roberts* ein grosser Freund von Calomel ist.

Sir James Earl Nachfolger und Schwiegersohn von *Pott*, ist nebst Hrn. *Blicke*, der erste Wundarzt am H. Bartholomäus - Spitale. Ich habe dessen Bekanntschaft *Sir Walther Farquahar* zu verdanken, und an demselben einen sehr gefälligen Mann gefunden. Er verrichtet die meisten Operationen, und dieses, so wie es sich von einem Nachfolger des grossun *Potts*, und von einem der angesehensten Wundärzten Londons erwarten lässt. Ich sahe ihn mehrmalen operiren, und unter andern die Amputation einer Brust unter sehr mislichen Umständen, mit ausserordentlicher Geschicklichkeit vornehmen. Die Operationen werden in einem sehr schönen, hellen Amphitheater, das gegen 80 Zuschauer enthalten

kann, gemacht. Die jungen Ärzte und Wundärzte lässt man blos zu, wenn sie ein Eintrittsbillet haben. Um den Operationen, so wie den Krankenbesuchen beizuwohnen, werden, beinahe wie in den vorher angeführten Spitälern, jährlich 25 Guineen, — halb jährlich 18 Guineen, — und auf drei Monate 12 Guineen bezahlt. Wer hingegen selbst Hand anlegen, d. h. Aderlassen, Verbinden, Beinbrüche einrichten, und kleine Operationen verrichten will; der hat jährlich 50 Guineen zu erlegen. Und dieses hohen Preises ohngeachtet, war bei *Sir James Earl*'s Operationen das Amphitheater gepropft voll.

Eben so zahlreich wurden die *anatomisch-chirurgischen Vorlesungen* des Hrn. *Abernethy* besucht. Dieser höchst interessante Mann ist der jüngste Wundarzt am Heil. Bartholomäus-Spital. — Er hat sich bereits durch seine ausgezeichnete Talente grossen Ruhm in London erworben, und ist auch in dem Auslande durch seine medizinisch-chirurgische Beobachtungen bekannt worden. Obwohl Hr. *Abernethy* wegen Kürze der Zeit sehr oberflächlich über die Gegenstände, die er in seinen Vorlesungen abhandelt, hinaus gehen muss; so weiss er doch mitunter so viele originelle Ideen anzubringen, dass sie das grösste Interesse für mich hatten. Ich werde unter andern mich immer mit Vergnügen an eine Vorlesung erinnern, wo er über die Krankheiten der Leber sprach, und auf zwei Punkte aufmerksam machte, die gewöhnlich

in der Praxis übersehen werden, und die er durch die wichtigsten Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung erläuterte: nemlich auf die Erzeugung mehrerer Krankheiten des Gehirns, als Folge von Leberübeln, — so wie auf eine gewisse Gattung von scheinbarer Lungensucht, die ebenfalis als eine Folge mehrerer Fehler der Leber entsteht, und häufig verkannt wird. Ich habe selbst mehrere Beispiele dieser Art gesehen, in welchen ich durch die Richtigkeit meiner Diagnose in Stand gesetzt worden bin, dort Hilfe zu schaffen, wo sie, wenn das Übel in den Lungen gewesen wäre, als ohnmöglich hätte erkläret werden müssen. Es freuete mich auch zu hören, dass Hr. *Abernethy* unter solchen Umständen die nemlichen Merkmale angab, die ich bisher beständig gefunden habe: d. h. wenn, — meistens nach vorausgegangenem Kummer, die Esslust sich zu verlieren, und der Stuhlgang träge zu werden pflegt, wenn sich nebstdem viele Zufälle von Blähungen, Spannung in der Lebergegend, und ein beständiger Reiz zum Husten einstellen, der Husten aber kurz abgestossen, und trocken bleibt, das Angesicht immer blasser und erdfarbiger wird, u. s. w. Hr. *Abernethy* berührte bei dieser Gelegenheit ganz kurz die Kurmethode dieses Übels, welche gröstentheils in dem Gebrauch von *Calomel* besteht. Ich pflege dieses Mittel mit etwas Brechweinstein in kleinen Gaben sammt einer bitteren Arzney zu geben.

Heil. Georg - Spital.
(Hyde Park Corner.)

Dieses Spital wird blos durch jährliche Beiträge und Geschenke unterstützt. Es hat eine gute Lage, und ist sehr nahe an der Stadt. Eine Gesellschaft wohlthätiger Menschen stiftete es im Jahr 1733 für ungefähr 250 Kranke, diejenige abgerechnet, welche blos die Arzneyen von da erhalten. In letztern Zeiten wurde der Eifer unter dem Publikum für diese Anstalt ziemlich lau: so, dass jetzt manche Verbesserungen unterbleiben müssen, und nur dann vorgenommen werden können, wenn ein sehr ansehnliches, von einem noch lebenden alten Manne versprochenes, Vermächtniss derselben zufallen wird. Indessen belaufen sich doch die Einkünfte des Heil. Georgs - Spital über 4600 Pfund Sterling jährlich. Unter den chronischen Kranken werden vorzüglich, dem Zweck der Stiftung gemäss, Lahme aufgenommen. Daher bemerket man auch auf der Aussenseite des Spitals die Inschrift: *St. George*'s *Hospital for Sick and Lame.*

Die Kranken, welche sich zur Aufnahme, oder auch zur auswärtigen Hilfe melden, müssen eine Empfehlung irgend eines Direktors *(Governor)* dieses Krankenhauses haben. *Governor* kann jeder allda werden, der keine Besoldung von dem Spitale zieht, und jährlich die Summe von fünf Gui-

neen unterschreibt, oder der Anstalt ein für allemal ein Geschenk von 50 Pfund Sterling macht.

In einigen Spitälern von London, wie z. B. im H. Bartholomäus-Spitale, ist es gebräuchlich, dass jeder Kranke, der in dasselbe aufgenommen wird, eine gewisse Summe depositiren muss, die, im Falle, dass er stirbt, für die Leichenkosten verwendet, — wenn er hingegen austritt, zurückgegeben wird. Diess ist nicht der Fall im H. Georg-Spitale.

Im Jahr 1801, von welchem ich blos die Berechnungen besitze, wurden in jener Anstalt 1322 Kranke aufgenommen. Von diesen wurden

Gesund entlassen.	521
Gebessert.	110
Nicht für das Spital geeignet befunden.	8
Wegen Unordnung fortgeschickt. . .	26
Als unheilbar entlassen.	11
Sind gestorben. . . . . , . .	115
In auswärtige Kranke verwandelt. . .	376
Summa . .	1167

Die Anzahl der auswärtigen Kranken betrug überhaupt 899.

Was die Einrichtung des Heil. Georg-Spitals betrift, so habe ich zu erinnern, dass sie sich, in Hinsicht auf Diät und ärztliche Besuche, wie in den übrigen Spitälern verhält. Ich bin weit ent-

fernt, das Nemliche von den übrigen Gegenständen sagen zu können: denn die Krankenzimmer sind durchaus niedrig, übel gelüftet, die Bettstellen von Holz, die Bette schlecht und unrein, u. s. w. Das Einzige, was ich zu loben hätte, wäre die bessere Absonderung der Pazienten nach den verschiedenen Übeln, mit denen sie behaftet sind: denn wenigstens findet man hier gröstentheils die äusserlichen Kranken von den innerlichen getrennt.

Am Heil. Georg-Spital sind drei Ärzte und vier Wundärzte angestellt. Ich habe folgende unter ihnen persönlich kennen gelernt.

Dr. *George Pearson* — von welchem ich in der Folge ausführlich sprechen werde.

Dr. *Nevison*, der die Güte hatte, mir das Spital zu zeigen.

Dr. *Pemberton.*

Dr. *Warren*, ein Sohn des Weiland grossen Praktikers in London, dessen Bekanntschaft ich schon vorher in Paris, durch Hrn. *Swediauer*, gemacht hatte.

Hr. *Everard Home* — Wundarzt. Der Nahme dieses ausgezeichneten Mannes lässt zum Voraus vermuthen, dass er mich vorzüglich interessirt

habe, und diess war auch wirklich der Fall. Hr. *Home*, Schwiegersohn und Nachfolger des unsterblichen *John Hunter*'s ist einer derjenigen Wundärzte, welche sich nicht allein durch eine grosse Fertigkeit im Operiren, auszeichnen; sondern zugleich mit den tiefesten Einsichten die Kranken vor- und nach der Operation, sowohl mit innerlichen als äusserlichen Mitteln zu behandlen wissen. Ich hatte das Glück mehrmalen diesen grossen Wundarzt operiren zu sehen. Erstaunt hat mich dessen Fertigkeit in der Lythothomie. Hr. *Home* hatte mir vorausgesagt, dass er sich nicht vorzüglich mit dieser Operation abgebe, sondern dieselbe so, wie jede andere vornehme; ja, selbst nicht gar so oft auszuüben Gelegenheit gehabt habe: indem die meisten in den Spitälern von London angestellten Wundärzte sich der Lythothomie unterzöhen. Doch operirte er, obwohl mit einer ganz anderen Methode, mit derselben Fertigkeit, wie der berühmte *Pajola* in Venedig, dessen vier hundert achtzehntem Steinschnitt, ich beiwohnte.

Hr. *Everard Home* ist bekanntlich der erste, welcher den Vorschlag von *John Hunter*, die hartnäckigen Verengerungen der Harnröhre mit Causticis zu behandeln, in Ausübung gebracht hat. Dessen Beobachtungen sind in einem seiner eigenen Werke ausführlich beschrieben. Das Vorzüglichste dieser Methode, von deren Anwendung ich in diesem Spitale Augenzeuge war, besteht im Folgenden:

Man untersuchet vor allem die Harnröhre des Pazienten mit einer gewöhnlichen weichen *Bougie*, um sich von dem Sitze der Verengerung zu überzeugen. Wie man an das Hinderniss stösst: so macht man bei der Mündung der Harnröhre ein Zeichen an der *Bougie*, um die Entfernung des Wiederstandes von der gedachten Mündung kennen zu lernen. Den folgenden Tag nimmt man eine ähnliche *Bougie*, die so dick als möglich seyn muss, um die Wände der Harnröhre weit von einander zu halten, und befestiget sorgfältig an ihrer Spitze ein Stückchen causticum. Ist diess geschehen; so fährt man schnell in die Harnröhre bis zu dem Widerstande hin; verweilet allda eine viertel- oder halbe Minute, und ziehet dann auf die nemliche Art die *Bougie* zurück. Der Pazient muss sich hierauf einige Stunden ruhig verhalten. Die Operation wird über den andern Tag wiederhohlet: doch so, dass man jedesmal eine gewöhnliche *Bougie* der mit dem Causticum bewafneten vorausschickt, um zu sehen, ob man durch die vorhergegangene Anwendung letzterer, bereits etwas gewonnen habe. Es lässt sich nicht bestimmeu, wie oft man diese Anwendung wiederhohlen müsse. Manchmal sind zwölf Anwendungen hinreichend, um den Widerstand in der Harnröhre zu überwältigen; — manchmal werden deren dreyssig erfordert. — Das sicherste Zeichen, dass man in der Heilung Fortschritte gemacht habe, ist, wenn heftige Schmergen, Entzündung des Nebenhodens, und Blutfluss

aus der Harnröhre entstehen. Letztere sind am Fürchterlichsten, und werden manchmal sehr ansehnlich; doch sollen sie ohne Folgen seyn, wenn sich der Pazient einige Zeit ruhig hält, und ihnen kein Hinderniss in den Weg legt. Entstehen heftigere Zufälle, wie z. B. starke Krämpfe; so werden sie durch den Gebrauch von Opium und Bädern gehoben. — Ich sahe die Anwendung dieser Methode unter andern durch Hrn. *Gybbs*, Assistenten von Hrn. *Home*, bei einem Manne, der, nebst der Verengerung, eine Fistel am Perinaeum hatte, mit dem besten Erfolge machen. Überhaupt fand ich alle Wundärzte Englands über den Nutzen der caustischen *Bougien* bei hartnäckigen Verengerungen der Harnröhre, die aus vorausgegangenem Tripper entstanden sind, so einstimmig, ich hörte diese Methode so allgemein für eine der grössten Entdeckungen, deren sich die Wundarzneykunde rühmen könnte, anpreisen: dass ich, obwohl die Anzahl der eigenen Erfahrungen, die ich mir in Hinsicht derselben gesammelt habe, sehr unbedeutend ist; dennoch kein Bedenken trage, die Wundärzte meines Vaterlandes aufzurufen, diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als sie bisher wohl gethan haben.

Londner - Spital.

(Am Ende der Ost - Seite der City.)

Wahrscheinlich giebt es wenige Spitäler, ich möchte sagen, in der Welt, die in Hinsicht auf Luft, Lage und Bau besser eingerichtet, und bequemer für denjenigen Theil des Publikums, der dieser Art Hilfe am meisten bedarf, gelagert wäre, dann das Londner - Spital. Dieses schöne Krankenhaus liegt nemlich nicht weit von der Themse, nahe an den zahlreichen Manufakturen in *Spitalfields*, folglich in der Nachbarschaft der Wohnungen von Matrosen, Schifzimmerleuten, Seilmachern, und Klasse von armen Handwerksleuten, die, nebst den gewöhnlichen Krankheiten, noch unzähligen Unglücksfällen aller Art unterworfen sind. Zum Beweise dieser letzteren Behauptung, will ich blos die Anzahl der Unglücksfälle anführen, die vom ersten Januar 1801 — bis ersten Januar 1802 in diesem Spital behandelt wurden.

Gebrochene	Hirnschalen.	22
—	Ärme.	20
—	Rippen.	8
—	Beine.	49
—	Schenkel.	18
—	Rückgrade.	2
		119

Verenkte	Kinnbacken.	2	
—	Schultern.	3	
—	Schenkel.	2	
			7
Gebrannte.		18	
Mit Brand.		17	
— Brüchen.		17	
			52
Contusionen, Quetschungen u. s. w. . .		269	
	Summa	447	

Und diess unter der Anzahl von 1117 Kranken, wovon

859 entlassen und geheilt, und
75 erleichtert wurden;
180 starben,
3 wegen übelm Betragen verabschiedet wurden.

In allem sind, seit der Errichtung dieses Krankenhauses, von 1740, bis auf den ersten Jäner 1802, — 488,464 Kranke in demselben behandelt worden.

Auch dieses Spital ist blos durch freiwillige Beiträge begründet und unterstützet worden. Leider reicht das Einkommen nicht hin, so viele Kranke aufzunehmen, als in dem schönen und grossen Gebäude Platz haben könnten. Doch beliefen sich die Ausga-

ben im Jahr 1801 — auf 4198 Pfund Sterling, 3 Schilling und 11 Pences.

Fälle, die schleunige Hilfe bedarfen, werden ohne Ausnahme aufgenommen; andere müssen eine Empfehlung von irgend einem der Direktoren oder Wohlthäter des Spitals haben. Die übrige Einrichtung ist wie in den übrigen Spitälern; nur habe ich hier zu erinnern, dass die Ordnung und Reinlichkeit im London-Spitale auf den höchsten Gipfel von Vollkommenheit gebracht ist. Jedes Krankenzimmer hat nur wenige Bette, deren Gestelle theils von Eisen, theils von Holz sind. Hinter dem Spitale ist ein schöner Garten.

Drei Ärzte, von denen ich keinen habe näher kennen lernen, die Doktoren *John Cook*, *William Hamilton*, und *Crampton*, besuchen abwechselnd jeder einen Tag die Kranken; eben so die Wundärzte, *Sir William Blizard*, Hr. *Thomas Blizard*, und Hr. *Headington.* Ersterer ist ein sehr bedeutender und gefälliger Mann. Die grosse Entfernung, in der ich von diesem Spitale wohnte, *) —

*) Ich würde jedem Arzte, der nach London in der Absicht reiset, Spitäler zu besuchen, rathen, sich eine Wohnung in *Westminster* zu nehmen, — es seie dann, er wolle *ein* Spital ausschlüslich besuchen, und sich deshalb in dessen Nachbarschaft ziehen. Ich wohnte in *Hay — Market*, und zahlte wochentlich für zwei recht gut meublirte Zimmer, eine Guinee, ohne Heizung. — Obwohl auch dieser Artikel nicht wohlfeil ist; so steht er doch nicht im

sie betrug gewiss eine kleine Poststazion — und die ungeheure Menge von Gegenständen, die ich zu sehen hatte, verhinderten mich dasselbe mehr dann einmal zu besuchen; ich kann daher auch keine Rechenschaft von den Vorlesungen geben, die allda gehalten, und von einer grossen Menge, vorzüglich junger Wundärzte frequentiret werden. Auch ein zahlreiches anatomisch-pathologisches Kabinet, welches sich allda befindet, konnte ich nur oberflächlich besehen.

Zu dem London-Spital gehört eine andere, äusserst interessante, und wohlthätige Institution, die, so viel ich weiss, einzig in ihrer Art ist, nemlich die sogenannte

Samaritaner - Gesellschaft.

Ihr Zweck ist, den Kranken, die aus dem London-Spital entlassen werden, und noch nicht die gehörigen Kräfte haben, um zu ihrer Arbeit gehen zu können, beizustehen. Die Gesellschaft bildete sich im Jahr 1791 — und besteht aus fünfzig Mitgliedern, wovon jedes eine Guinee, — und aus siebenzig le-

---

Vergleich mit den übrigen. Der Wein kostet einen grossen Thaler die Bouteille, — für eine Henne fordert man eben so viel. Auch die übrigen Nahrungsmittel sind theuer. Die Kosten für Kleidungsstücke nicht so wohl, als der Macherlohn übersteigt allen Begrif. Das Nemliche gilt von den Büchern.

benslänglichen Direktoren, wovon Jeder fünf Guineen jährlich giebt.

Westminster-Spital.

(James Street Westminster.)

Das Westminster-Spital war das erste in seiner Art in Grosbritanien, nemlich das erste durch Subskription errichtete Krankenhaus. Es datirt sich von 1719, wo eine Gesellschaft wohlthätiger Menschen den Grund dazu legte. Jederman, der jährlich für drei Guineen unterschreibt; oder ein für allemal dreissig Pfund schenket, kann stets drei Kranke in dem Spitale, und sechs auserhalb demselben haben, und das Recht, an der Administration desselben Theil zu nehmen, erhalten. Auch Frauenzimmer können, mitteltst eines Sachwalters, Antheil daran bekommen. Wer mehr dann drei Guineen, oder dreissig Pfund giebt, erhält das Recht verhältnissmässig mehr Kranke zu empfehlen.

Das reine Einkommen dieses Spitals belief sich im Jahr 1801 auf 1252 Pfund Sterling, 1 Schilling und 1¼ *Pence;* doch wurden 216 Pfund, 13 Schilling, 5 *Pence* mehr ausgegeben. Es hat nebst dem Einkommen durch jährliche Subskription, jenes, welches von den Interessen eines nicht zu veräussernden Kapitals von 11,660 Pfund Sterling herrühret.

Es wäre ungerecht, wenn man von diesem Spitale die Bauart fordern wollte, die wir an neuerrichteten Krankenhäusern bewundern. Dessen Säle sind auch wirklich, einen einzigen ausgenommen, klein, enge, die Bette altmodisch, mit Vorhängen, die Bettstellen von Holz u. s. w. Doch herrschet überall die grösste Reinlichkeit. Die Anzahl der Kranken beläuft slch auf 100. — Alle Übel, Venerische ausgenommen, werden in das Spital aufgenommen, doch nur, wenn sie so beschaffen sind, dass sie nicht füglich ausser demselben können behandelt werden. Seit der Errichtung dieses Spitals, bis auf den 30ten Dezember 1801 inclusive, sind durch dasselbe 138,183 Kranke besorget worden.

Obwohl die Diät in diesem Krankenhause, so wie in allen übrigen beschaffen ist, und die Pazienten nur viermal die Woche 8 Unzen Fleisch erhalten; so haben doch hier die Ärzte und Wundärzte, wie mir scheint, mehr Freiheit, Extra-Speisen zu verschreiben, oder wenigstens machen sie, wie billig, mehr Gebrauch davon, als es sonst in den andern Spitälern zu geschehen pflegt. Ich habe mehrmalen Fische, *Sago*, Eyer, — und mehreren Kranken Wein verschreiben gesehen.

Die an dem Westminster-Spitale angestellten Ärzte, sind die Doktoren *Bradley*, *Morris* und *Maton*. Ersterer ist Mitherausgeber eines medizinischen Journals. Letzterer ist ein Mann, für den ich

die grösste Hochachtung und Freundschaft habe. Dr. *Maton* liebt die Heilkunde, und besorgt seine Kranke mit ausgezeichnetem Fleisse. Er ist nicht allein Arzt, sondern zugleich ein fürtreflicher Botaniker; und dabei ein liebenswürdiger Mann. Überhaupt herrschet unter dem ganzen Personale dieses Spitals, das ich oft zu verschiedenen Stunden besuchte, eine gewisse Gutmüthigkeit, die so ganz an ihrem rechten Orte steht. Ich will nur ein Beispiel davon anführen. Als ich eines Morgens mit Dr. *Maton* in der Apotheke des Westminster-Spitals war, kam eine Oberkrankenwärterin, und sagte ihm, es läge eine katholische Kranke auf dem ihr anvertrauten Zimmer, welche ein sehnliches Verlangen nach einem Priester habe; sie getraue sich aber nicht, so gerne sie es thäte, um solchen zu schicken, da es ihr wäre, als seie diess durch die Statute des Spitals untersagt. Dr. *Maton* erwiederte, dass, wenn ein solches Gesetz existiren sollte, es allerdings sehr abgeschmakt wäre; doch stünde es dann nicht in seiner Macht selbes zu verändern. Um zu wissen, woran man seie, liess er das Gesetzbuch des Spitals bringen, und durchgieng es, ohne irgend etwas über den erwehnten Punkt in demselben zu finden. Als er diess der Wärterin sagte, so las man die lebhafteste Freude auf dem Gesichte des guten Weibes. Indessen bemerkte sie, dass Dr. *Maton* anfieng das Buch von Neuem zu durchblättern. Schnell hielt sie seine Hände fest, und sagte mit dem den Engländerinnen eige-

nen gutmüthigen Tone; „lassen sie es doch dabei bewenden! — sie haben nachgesehen, kein Gesetz gefunden, das mich hindern könnte, so zu handeln, wie es mir mein Herz sagt, — diess reicht ja hin!" Nun versaumte die Gute keinen Augenblick, und rennte davon.

Die Wundärzte des Westminster-Spitals sind die Herren *Lynn*, *Morel* und *Carlisle*.

Hrn. *Lynn* kenne ich vorzüglich. Er gehöret zu den ersten Wundärzten Londons. Seine ungeheure Praxis lässt ihm keine Zeit als Schriftsteller zu erscheinen, was ich sehr bedaure. Ich habe Hrn. *Lynn* mehrmalen operiren sehen, und habe jedesmal dessen auserordentliche Fertigkeit bewundert. Noch mehr hat mir an diesem ausgezeichnetem Wundarzte gefallen, dass er äusserst behutsam in Bestimmung der Frage, ob operiret werden solle oder nicht? zu Werke gehet. Ich habe mehrere Pazienten als nicht operazionsfähig zurückschicken gesehen, die gewiss von mehreren Wundärzten operirt worden wären. Die interessanteste Operazion, welche Hr. *Lynn*, während dem ich das Westminster-Spital besuchte, vornahm, war jene des Aneurysma Arteriae popliteae, nach *John Hunter*. Er hatte diese Operazion schon mehrmal glücklich vorgenommen; diesmal starb aber der Kranke mehrere Wochen nachher, indem ein starker Blutfluss vorausgegangen war. Hr. *Lynn*

hat schon mehrmalen die Lythotomie an Weibern ausgeübt.

Middlesex - Spital.

(West - Minster.)

Die Lage dieses Krankenhauses, so wie selbst der Bau desselben ist äusserst vortheilhaft. Es liegt nemlich in einem der schönsten Theile von *West-minster;* stellt sich prächtig dar, und hat die Gestalt des Buchstaben H, folglich zwei Seiten, die in der Mitte verbunden sind, und vorne den Raum für einen Hof, hinten aber jenen für einen Garten, lassen.

Das *Middlesex-Spital* wurde 1745 für Kranke und Wöchnerinnen errichtet. Im Jahre 1792 stiftete ein Menschenfreund ein Institut für Kranke, die krebsartige Übel haben, hinzu. Er hatte dabei nicht allein die Absicht, die gegenwärtig damit behafteten Pazienten zu unterstützen; sondern auch den Ärzten eine Gelegenheit zu geben Versuche und Bemerkungen über diese bisher unheilbare Krankheit zu machen. Es werden desshalb auch alle Mittel dort versucht, die nur von irgend Jemand vorgeschlagen werden; aber leider geschahe diess bisher ohne Erfolg.

Das Einkommen dieses Spitals, welches blos einen Fond von 13735 Pfund Sterling 5 Schilling

3 Pence hat, rühren vorzüglich von jährlichen Subskripzionen her. Im Jahr 1801 belief es sich auf 3487 Pfund 12 Schillinge und 4 Pence, und im Jahr 1802 auf 2930 Pfund 1 Schilling und 9 Pence. — Es ist selbst wahrscheinlich, dass das Einkommen sich stets vermindern werde: indem dieses Spital durch die Zänkereien und Uneinigkeiten unter den Direktoren, in einen übeln Ruf gekommen ist.

Diese traurige Lage des *Middlesex* - Spitals macht, dass solches, anstatt 400 Kranke, für die es täglich Raum hätte, nur die Hälfte dieser Summe aufnehmen kann. Ein Theil des leerstehenden Spitals wird französischen Emigranten geliehen, und verschaft so ein kleines jährliches Einkommen. Die mit Kranken belegten Zimmer sind indessen nicht übel eingerichtet. Auch ist es beschlossen, für die Zukunft anstatt der hölzernen bereits bestehenden Bettstellen, andere von Eisen einzuführen.

Die Ärzte und Wundärzte besorgen dieses Krankenhaus unentgeltlich. Erstere sind Dr. *Holland*, Dr. *Gower*, Dr. *Mayo* und *Fearon*. Dieser, welchen ich allein kenne, hatte die Güte, mir das Spital zu zeigen. Die Wundärzte sind die Hrn. *Howard*, *Witham*, *Joberns* und Dr. *Poignand*, Accoucheur.

Vom ersten Jäner 1799 bis ersten Jäner 1803 sind im *Middlesex* - Spital

970 Kranke geheilet worden.
17 wurden wegen unordentlichem Betragen entlassen.
104 starben.
100 blieben im Hause.

Fieber - Spital.

(Gray's inn - lane - road.)

Wer sich überzeugen will, dass die Heilkunde im Allgemeinen mehr durch die Masregeln, die sie zur Verhütung der Krankheiten angiebt, als durch die Vorschriften, die sie zu deren Heilung anwendet, vermag; der werfe vorzüglich einen Blick auf die durch Ansteckung hervorgebrachten fieberhaften Krankheiten, wie z. B., — um von den Pocken nicht mehr zu sprechen, — auf die Pest, Masern, Scharlach, und sogenannten Faul - oder Nervenfieber. — Was vermag die Heilkunde gegen diese Plagen des menschlichen Geschlechtes, wenn sie nicht anders durch deren Abwendung mittelst zweckmässiger Polizeigesetze Hilfe schaft? — und worinn bestehen diese Polizeigesetze? — Allerdings vorzüglich in schneller Absonderung der bereits erkrankten von den noch gesunden Mitgliedern der Gesellschaft.

Von dieser Wahrheit überzeugt, geht in dem gegenwärtigen Augenblicke das Bestreben der Engländer dahin, eine der ergiebigsten Quellen der Sterblichkeit, besonders unter der armen Klasse des Volkes, die ansteckenden Faul- und Nervenfieber, durch zweckmässige Hilfsmittel auszutrocknen, und so auch von dieser Seite dem allgemeinen Besten einen Vorschub zu leisten. Die vorzüglichsten Ärzte Grossbritanniens haben diesem Gegenstande ihre ganze Aufmerksamkeit geschenkt, und von Seiten des Publikums die vollkommenste Unterstützung zur Ausführung ihrer Plane erhalten. Dr. *Haygarth* *), Dr. *Clark* **), Dr. *Percival*, Dr. *Ferriar* ***), Dr. *Lettson* ****), Dr. *Currie* †) und Dr. *Stanger* ††); dann die Einwohner der Städte *Newcastle*, *Manchester*, *Liverpool* und *London* haben sich hierin vorzüglich ausgezeichnet. Ich werde hier blos er-

---

*) *A letter to Dr. Percival on the prevention of infectious fevers, by John* Haygarth.

**) *Dr.* Clark's *Collection of Papers, intended to promote an Institution for the cure and prevention of fevers in Newcastle and other Populous towns.*

***) *Dr.* Ferriar's *Med. Hist. and reflect.*

****) *Medical Hints.*

†) *Dr.* Currie's *Medical Reports.*

††) *Remarks on the necessity and Means of Suppressing contagious fevers in the Metropolis. By Dr.* Stanger.

zählen, was in der Hauptstadt in dieser Hinsicht geschehen ist, und behalte mir vor, von den übrigen Städten am gehörigen Orte zu sprechen.

Eine ansehnliche Menge wohlhabender und edel gesinnter Einwohner Londons versammelte sich, um einen Rapport über die Errichtung eines Instituts zur Heilung und Verhütung der ansteckenden Fieber in der Hauptstadt anzuhören, welchen die Doktoren *Sir Walter Farquhar*, *Garthshore*, *Latham*, *Lettsom*, *Cooke*, *Willan*, *Murray* und *Stanger* den 17ten November 1801 abgestattet haben. Es wurde durch denselben vorgestellt, dass die ansteckenden Fieber meistens unter der armen Klasse von Menschen ihren Anfang nähmen, und sich schnell unter ihnen verbreiteten; — dass sie vorzüglich die Blüthe der Jugend, und am häufigsten Männer, folglich Familien-Väter, ergriffen und hinwegrafften, wodurch ganze Familien in die dringendste Noth versetzet würden. Man belegte diese Behauptungen durch deutliche Beweise, die man aus den Sterbelisten mehrerer grossen Städte, und vorzüglich London's *) zog; und bewies so, auf eine Jedermann einleuchtende Art, dass nebst den Pocken und der Pest, die, dieser letzteren so ähnlichen, Faul- oder Nervenfieber die gröste Anzahl Opfer dem Tode brächten. — Alle diese Bemerkungen bewogen

*) *Bills of Mortality*. — *London's dreadfull Visitation: or a Bill of mortality for* 1664.

die erwehnten edelgesinnten Menschen, alsogleich eine Subskripzion zu eröffnen, und ein Spital blos für Fieber ansteckender Natur zu stiften. Man wählte dazu ein Privathaus, das sich an einem freien, hohen, gesunden Orte, beinahe ausser der Stadt, nicht sehr weit von dem Findelhause, befindet. Es wurden einstweilen achtzehn Bette eingerichtet. Der allda angestellte Arzt, Dr. *Dimsdale*, ein wackerer, eifriger Mann, begleitete mich mehrmalen dahin. Ich fand die äusserste Reinlichkeit, und die Zimmer auf das Allerzweckmässigste bestellt. Es liegen gewöhnlich nur 3 bis 4 Kranke in einem Zimmer, und geniessen darin einer auf die bekannte Weise stets erneuerten Luft. Die Bettstellen sind von Eisen. Die Bette sind sehr bequem. Hier war es, wo ich zum erstenmal Hrn. Dr. *Currie*'s Methode, die mit Faul- oder Nervenfieber behafteten Kranken, unter gewissen Umständen, durch das Begiesen mit kaltem Wasser zu behandeln, beobachtet habe. Ich werde von dieser Behandlungsweise als einem Gegenstande der grösten Wichtigkeit, unter dem Artikel *Liverpool*, wo ich einige Tage mit Dr. *Currie* selbst verlebt habe, sprechen. Hier verweise ich blos auf einige Krankengeschichten, die Dr. *Dimsdale* bekannt gemacht hat *), und gestehe, dass mich wenig in meinem Leben so sehr frappirt hat, dann einen gefährlichen

*) *Cases of typhus-fevers &c:*

Fieberkranken aus dem Bette nehmen, in einen Kasten sperren, und mit einem Eimer kalten Wasser begiessen zu sehen. Der Erfolg dieser Methode war indessen, so glücklich, als man ihn nur wünschen konnte; und diess nicht allein bei den wenigen Kranken die ich behandeln sahe; sondern beinahe bei der grössern Menge, deren Geschichte sich im Protokolle dieses Krankenhauses, das ich genau untersucht habe, befindet. Ein jeder kann sich hievon überzeugen, der bedenket, dass in dieses neue Spital seit dem 9ten Februar 1802 bis den 5ten Mai 1803

164 Pazienten aufgenommen wurden, wovon
142 geheilt entlassen, und
13 gestorben sind.

Unter letzteren waren noch vier, von welchen nicht ausgemacht seyn solle, dass sie am Fieber gestorben seien.

9 blieben im Hause zurück.

Bethlem - Spital.
(Moor fields.)

Bekanntlich ist dieses Spital eines der beträchtlichsten Irrenhäuser in Europa. Der gröste Theil des Gebäudes wurde 1675 errichtet. Dessen Länge beträgt 540 Fuss, und die Breite 40. In der Folge wurden zu dem Hauptgebäude noch zwei Flügel durch freiwillige Beiträge zugesetzt, dann im Grund

ist das *Bethlem*-Spital ein königliches Institut, das unter der unmittelbaren Aufsicht des *Lord-Mair* steht. Dessen Einkommen rühret von eigenen Fonds her, die grösstentheils durch Vermächtnisse dem Spitale zugefallen sind. So vermachte demselben Jemand vor Kurzem die Summe von 8000 Pfund Sterling.

Vor dem Spitale ist ein mit einer hohen Mauer umgebener Garten angebracht, in welchem die Pazienten spazieren gehen können. Der Eingang in das Spital ist mit einem eleganten eisernen Gatter versehen, und biethet zwei Statuen dar, nemlich die eines melancholischen, und die eines rasenden Narren. Das Innere besteht vorzüglich aus zwei Gallerien, von denen man in die Zimmer der Kranken geht. Diese liegen einzeln, und haben nebstdem Versammlungszimmer; so dass sie sich nicht den ganzen Tag in den Schlafstuben aufzuhalten brauchen. — Letztere sind hier auch mit Holz tapeziert. Die reinlichen Kranken haben gute Bette; die unreinlichen liegen auf Stroh.

Eine ausführlichere Beschreibung dieses Krankenhauses würde überflüssig seyn, indem man dasselbe nächstens niederreissen, und statt dessen, ein neues in *Islington*, einem kleinen Dorfe nahe bei London, errichten wird.

Im Ganzen genommen, sind die Pazienten, deren Anzahl sich auf 200 beläuft, im *Bethlem*-

Spitale nicht so reinlich gehalten, als in den übrigen Krankenhäusern dieser Art in England. Auch sahe ich mehrere Kranke an Ketten liegen, oder sonst geschlossen.

Hr. *Haslam*, Apotheker, führet eigentlich die Aufsicht über die in Bethlem befindlichen Kranken, und besuchet sie täglich als Arzt. Er hat sich durch ein interessantes Werk über Manie bekannt gemacht. Ich habe einen sehr geistreichen, gefälligen Mann an Ihm gefunden, und alle Gelegenheiten benützet, mir dessen Umgang lehrreich zu machen. Was die Methode des Hrn. *Haslams* betrift, so erhellet sie bereits aus dessen Schriften. Es ist mir sehr aufgefallen, dass dieser erfahrne Mann von den meisten übrigen Ärzten darin abweichet, dass er die Aderlässe so oft in Manie anwendbar findet. Eben so denkt er von den abführenden Mitteln. In Hinsicht des Tartarus emeticus stimmt auch er dem allgemeinen Lobe bei. Hyosciamus, Digitalis purpurea, und Quecksilber sollen Ihm nie etwas geleistet haben.

Hr. *Haslam* weichet ferner darin von den meisten seiner Collegen ab, dass er behauptet, bei den Leichenöffnungen der Wahnsinnigen fände sich immer etwas Besonderes im Gehirne.

Ich habe Gelegenheit gehabt mehrere wichtige Kranke in Bethlem-Spitale zu sehen. Unter diesen fand sich einer mit einem Grad von Stolze, der mir bisher nicht vorgekommen ware. Er glaubte Beherrscher des ganzen Erdbodens zu seyn, und nannte sich daher *Erz-Kaiser (Archy Emperor)*. Dessen ganzes Zimmer war mit Landkarten und Wappen behängt, ein Umstand, den ich nicht dulten würde: indem so die Heilung, wenn sie auch noch möglich wäre, nie erhalten werden könnte, wie diess aus meiner Unterredung mit Dr. *Willis* erhellen wird. So eben beschäftigte sich der Pazient mit dem Entwurfe seines Residenzschlosses. — Als ich ihm als Deutscher vorgestellt wurde, empfieng er mich sehr gnädig, und mit der Versicherung, dass er von jeher eine gute Meinung von den Deutschen gehabt habe, und unter allen Völkern seien ihm, nach den Engländern, die Deutschen und Russen die Liebsten. Hierauf liess er sich in Discourse über die verschiedenen Regierungsformen ein, worinn er seine närrische Ideen mit einer Beredsamkeit vortrug, dass man hätte glauben sollen, man hätte *Barrere* und *Compagnie* vor sich.

Ein Kranker, der einen weit wichtigeren Umstand darboth, hatte kurz vorher Bethlem verlassen. Ich führe dessen Geschichte so an, wie sie mir von Hrn. *Haslam* mitgetheilet wurde, indem ich sie von der äussersten Wichtigkeit und einzig in ihrer Art glaube. Ein Knabe von zehn Jahren

verrieth seit seinem zweiten Jahre deutliche Spuren von Manie, die stets in einem besonderen Hange Übels zu thun bestanden. Thiere zu martern, Kinder zu beschädigen, alles, was nur zerbrechlich ist, zu zerstören, mit einem Worte, alles mögliche Unheil zu stiften, dafür hat der Pazient eine Begierde, die alle Begriffe, die man sich davon machen kann, übersteigt. Hiebei handelt er so rasch und unversehen, dass dessen Thaten ganz deutlich das Gepräge von unwillkührlichen Bewegungen an sich tragen. Mit dieser krankhaften Bosheit verbindet der kleine Pazient eine solche Liebe zur Wahrheit, dass er von dieser Seite höchst tugendhaft erscheint: denn nicht allein lehnet er die verursachten Übel nicht von sich, sondern immer ist er der erste, welcher sich anklagt, obwohl diess ernsthafte Züchtigung nach sich zieht. Dass diese Züchtigungen nicht ohne allen Nutzen seien, gesteht er dadurch, dass er den Stock seines Aufsehers, der ihn manchmal traf, verehret, und mehr als einmal davon sagt, diess seie das nöthigste *Moeuble* für den, der mit ihm auskommen wolle. Auch rief er, da man ihn nach Bethlem brachte, alsogleich aus: hier gehöre ich her! Aus allem diesem sieht man, dass der Kranke weit entfernt ist Schwachsinnig oder kindisch zu seyn. Im Gegentheile! Hr. *Haslam* behauptet sogar, er habe in manchen Stücken ausgezeichnete Fähigkeiten. — In Hinsicht der Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung, konnte platterdings nichts entdeckt werden. Das Übel

ist keine Familien-Krankheit, es ist auch durch keine exotische Erziehung veranlasst worden. — Der Schädelbau des Kranken biethet nichts Sonderbares oder Ausgezeichnetes dar, u. s. w. — Ich habe Hrn. *Haslam* beschworen, diesen Knaben, den er seinen Ältern nach *Portsmouth* zurück gab, nie ausser Gesicht zu verlieren, damit man den Ausgang dieser sonderbaren Geschichte erfahren möge.

In dem verflossenen Jahre wurden von dem Bethlem-Spitale:

204 Kranke geheilt entlassen;
17 starben, und
201 blieben zurück.

Dr. *Monro*, Arzt dieses Spitals, habe ich nicht kennen gelernt. Dessen verstorbener Vater schrieb ein schönes Werk über Manie: *Remarks on* Dr. *Battie's Treatise of Madness by John* Monro.

H. Lucas-Spital.

(Old-Street.)

Wenn ich den Plan zu einem formellen grossen Irren-Spitale — zu welchem ich nicht unbedingt rathen würde, angeben sollte; — so würde ich das H. Lucas-Spital zum Modelle nehmen. Man kann nichts Prächtigeres und nichts Zweckmässigeres sehen, als diese, auf Privat-Unkosten errichtete,

Anstalt. Sie entstand im Jahr 1751, wo sich mehrere wohlthätige Menschen entschlossen, der grossen Anzahl von Kranken, die das Bethlem-Hospital nicht aufnehmen konnte, zu Hilfe zu kommen. Die Gesellschaft der Unternehmer vergrösserte sich in kurzer Zeit, und die ungeheuren Summen, welche eingiengen, brachten das Vermögen des Spitals in dem gegenwärtigen Augenblicke auf 115,015 Pfund Sterling, 8 Schilling und 2 Pence. Ich will nur die Nahmen einiger unter den vorzüglichsten Wohlthätern, mit den Summen, die sie dem Spitale geschenkt haben, anführen.

	Pfund Sterling.
Hr. *Richard Cooke.*	
— *Francis Craiesteyn.*	
— *Edward Holden.*	
— *Thomas Schewell.*	
Mad. *Francis Byrd.*	Jeder 1000
— *Mary Sambourne.*	
— *Mary Bourne.*	
— *Mary Misenor.*	
Hr. *Jennix Dry.*	2840
— *Thomas Clarke.*	30,000
— *William Robinson.*	2000
Lord Godolphin.	4000

Die Einrichtung des Spitals kostete 40,000 Pfund Sterling. Es ist drei Stockwerke hoch, und hat 493 Fuss in der Länge. Die Front verbindet ein prächtiges Ansehen mit der edelsten Einfachheit.

Der Eingang ist im Mittelpunkt, und einige Treppen hoch. Man kömmt gleich in einen Saal, der zum Vorzimmer dienet, und wo die Wohnung einiger zur Aufnahme der Kranken bestimmten Personen ist. Die Stiege, welche von da in die übrigen Stöcke führet, leitet zu dem Versammlungs-Saale für die Direktoren, und zu dem Wohnzimmer des Oberkrankenwärters und der Wärterinn, so wie zu jenen einiger anderen zu dem Spitale gehörigen Personen. — Von jeder Seite, und in jedem Stocke ist eine Gallerie, welche zu den Zellen der Kranken führet; diese sind sich jedoch nicht gegenüber, sondern befinden sich grösstentheils nur auf *einer* Seite, so dass sie fast durchaus unmittelbar Luft und Licht von äussen durch die Gallerie erhalten. Von der hinteren Seite hat ferner jede Zelle ihr eigenes Fenster, welches dem Fensterchen an der Thüre gegenüber steht, und daher die vollkommenste Ventillation gewähret. An dem äussersten Ende jeder Gallerie ist ein Saal angebracht; dort wo die Gallerie von beiden Seiten an das Vorzimmer, an den Versammlungs-Saal, oder an die Zimmer der Oberwärter gränzet, befinden sich eiserne Gatter zu Thüren. Die Fensterscheiben sowohl der Gallerie, als der Zellen, sind hinten mit hölzernen Gattern versehen. Die Thüren letzterer haben eine Öffnung, vor welche man von aussen ein Brett schieben kann. Die Zellen selbst sind sehr geräumig, und bis zur Mannshöhe mit Holz tapezirt. Innerhalb ist kein Schloss an der Thüre,

und von aussen kann diese durch einen einfachen Riegel, der jedoch mittelst eines *kleinen Schlüssels* befestiget wird, verschlossen werden. Die Bette sind mit Matrazzen und guten Decken versehen. In der Bettstelle selbst, die etwas inklinirt steht, ist eine Furche angebracht, die zu einer kleinen Röhre führet, und bei unreinen Kranken dazu bestimmt ist, den Urin aufzufangen, und ausserhalb des Zimmers zu leiten. Das ganze Haus ist reichlich mit Wasser versehen; die Küche, das Waschhaus, wo Kranke zum waschen gebraucht werden, sind sehenswerth. Das Gebäude selbst steht ganz frei, und hat zwei schöne Gärten hinter sich, in welchen die Kranken von beiden Geschlechtern abgesöndert spazieren gehen können.

Die Aufnahme der Kranken geschieht nach folgenden Grundsätzen:

Die Freunde oder Anverwandten des Kranken wenden sich vor allem an das Spital, oder den Sekretaire desselben, und machen ihre Forderung. Hierauf erhalten sie einen gedruckten Zettel, worin die Aufnahmsbedingnisse als Fragen, deren Beantwortung sie schriftlich hinzufügen, aufgestellt sind. Dieser ausgefüllte Zettel wird dann von dem Pfarrer oder Armen-Vorsteher des Bezirkes, in welchem sich der Kranke befindet, so wie von dem Arzte, Wundarzte, oder Apotheker, der ihn behandelt hat, unterschrieben. Die Person, oder die

Personen, welche bei diesen Unterschriften gegenwärtig waren, stellen sich sodann vor einen der Friedensrichter, oder vor sonst einen zur Aufnahme eines Eides berechtigten Mann; schwören, oder wenn es sich von Quäckern handeln sollte, *bestätigen* die angegebene Formel. Sie schwören, oder bestättigen nemlich: dass der Kranke

1tens Arm, und wahnsinnig seye;

2tens dass er nicht über ein Jahr am Wahnsinne leide;

3tens dass er nicht aus einem anderen Irrenhause als unheilbar entlassen worden seye;

4tens dass er nicht an konvulsivischen Anfällen leide.

5tens dass er nicht als blödsinnig betrachtet werden könne;

6tens dass er zugleich keine venerische Krankheit habe.

7tens dass keine Schwangerschaft vorhanden seie.

Es wird dabei vorbehalten, dass, sollte man sich aus Versehen, oder wegen schlecht erhaltener Information betrügen, und einen Kranken aufnehmen, bei dem einer oder der andere dieser Punk-

te Platz fände, der Pazient auf der Stelle entlassen werden könne. Um diess ohne weitere Umstände thun zu können, wird kein Kranker aufgenommen, wenn nicht zwei Hausinhaber von London sich schriftlich, unter einer Strafe von 100 Pfund Sterling, verpflichten, den Kranken, in dem Falle, wo er nicht für das Spital geeignet wäre, innerhalb sieben Tagen nach erhaltener Nachricht zurückzunehmen. Endlich haben die Ärzte, Wundärzte, oder Apotheker, welche den Kranken vorher behandelt haben, die Geschichte seines Übels dem Arzte des Lucas-Spitals zu übersenden.

Nachdem die Bittsteller ihre Papiere in Ordnung gebracht haben, müssen sie sich mit denselben bei einem der Direktoren des Spitals (d. h. bei einem derjenigen, die sich durch jährliche Unterstützungen, oder durch ein grosses Geschenk auf einmal das Recht der Direktion erworben haben) melden, und sich dessen Unterschrift erbitten. Alsdann können sie sich erst an den Secretaire wenden, welcher die ganze Sache dem Ausschusse der Direktoren, der sich alle Freitage um eilf Uhr, im Spitale versammelt, vorträgt: worauf denn die Kranken gewöhnlich, wenn Raum für sie da ist, gleich angenommen, oder sonst vorgemerkt, und bei eintretender Vacatur berufen werden.

Bei dieser nemlichen Versammlung des Ausschusses, werden auch die Geheilten, oder die nicht

für das Spital geeigneten Wahnsinnigen, auf Antrag des Arztes, entlassen. Es steht jedoch in der Macht der allgemeinen Versammlung der Direktoren, auch Kranke, die für unheilbar gehalten werden, gegen den Erlag von fünf Schilling die Woche, bis zur Anzahl von 120 aufzunehmen.

Die in dem Spitale einmal aufgenommenen Kranken, deren Anzahl sich auf 300 beläuft, wobei sich die Weiber zu den Männern, wie 5 zu 4 verhalten, geniessen der grössten Stille und Ruhe. Es wird nemlich niemand der Zutritt erlaubt, der nicht ein Einlas-Billet von Seiten des Ausschusses der Direktoren hat; und dieses erhält er nicht, ohne gründliche Ursachen anzugeben. Aber auch in dem Falle, wo er den Zutritt erhält, kann er blos einen Theil des Locale, und nie die Kranken selbsten, sehen; sogar diejenigen, welche ihre Anverwandte besuchen wollen, und dazu die Erlaubniss erhalten, bekommen, ausser diesen, keine andere Kranken zu Gesichte, indem bestimmte Sprachzimmer vorhanden sind, wohin sich allein die Kranken, die begehret werden, begeben.

Es werden wenige unter meinen Lesern seyn, die nicht einmal in ihrem Leben Gelegenheit gehabt haben, ein deutsches Irrenhaus zu sehen. Sie werden sich folglich mit Schaudern an das Gesehene zurückerinneren.

Ja, es ist schreckbar, wenn man sich solch' einem Orte des Unglücks und des Jammers nähert! wenn man einem aus Jauchzen und Geheule der Verzweiflung zusammengesetzten Gebrülle entgegen geht, und dann bedenket, dass da *Menschen* beisammen wohnen, die sich ehmals durch Talente und Empfindsamkeit ausgezeichnet haben. — Es ist entsetzlich, wenn man sich in den Ort selbsten begiebt, und sich von diesen mit Schmutz und Lumpen bedekten Unglücklichen bestürmen sieht, während dem andere nur durch Ketten und Bande, oder Rippenstösse der Aufwärter abgehalten werden ein Ähnliches zu thun. Und wie benehmen sich diese Aufwärter? Sehen sie nicht eher Henkersknechten, dann Krankendienern gleich? — Lässt sich etwas Gräulicheres denken, als die Gewohnheit dieser Unthiere, Fremden den *Cicerone* über die Ursachen, die diesen oder jenen Kranken verrückten, oder über die Idee, die ihn beherrschet, zu machen, und auf solche Art Saiten zu berühren, die nie berühret werden müssten, wenn anders die Heilung möglich werden solle! Kömmt zu diesen Umständen noch ein finsterer, menschenfeindlicher Arzt, der als Despot seine Kranken besuchet, sich auf die Rapporte der Wärter verlässt, hier mit Hunger, dort mit der Peitsche bestrafet; — ja dann ist das Unglück solcher Menschen auf den höchsten Gipfel gestiegen.

Möge doch Jeder, der von der Richtigkeit dieser Schilderung überzeugt ist, zu sich selbsten sagen; — du könntest doch etwas zur Linderung solcher Leiden beitragen! — so wäre der erste Schritt zur Errichtung eines Werkes gethan, das vielleicht die einzige auf unserem Vaterlande liegende Schande beseitigen würde. Ich habe Hoffnung, dass endlich doch etwas geleistet werden möge. Nie ist die Sache so zur Rede gekommen, als in jetzigen Zeiten. Unser fürtreflicher Professor *Reil* in Halle, ist mit dem besten Beispiele vorgegangen *) — und dafür seie ihm Dank gesagt. Ob derselbe aber den rechten Weg eingeschlagen habe? — diess befürchte ich sehr, verneinend beantworten zu müssen, wenn ich bedenke, dass dieser Gelehrte sein Werk nicht in dem Mitleid einflössenden, und ernsthaften Tone geschrieben habe, der auf gute Seelen mächtig einwirke, und sie zu festen Entschlüssen sporne; — wenn ich bedenke, dass Er mehrere metaphysische Meinungen darin vorgetragen habe, die mit der Ausführung der Sache an und für sich nichts zu thun haben, und die vorzüglich gegen die Überzeugung derjenigen Menschen, von denen sich am leichtesten eine Aufopferung zum Besten der leidenden Menschheit erwarten liesse, gerichtet sind; und endlich, wenn ich bedenke, dass durch das Ideal, welches er von einer Irrenanstalt giebt, einem jedem der Glaube an die Möglichkeit, je so etwas,

*) Rapsodien.

ich möchte sagen Unmögliches, ausgeführt zu sehen, benommen wird. Bei allem dem, verdienet dennoch *Reils* Beispiel nachgeahmet zu werden. Ich habe mir daher vorgenommen, den ersten Augenblick von Musse zu benützen, ein Ideal einer Irrenanstalt zu entwerfen, und das Gute, das ich in dieser Hinsicht in den italiänischen, französischen und englischen Spitälern für Wahnsinnige gesehen habe, mit dem Resultat meines über diesen Gegenstand lange fortgesetzten Nachdenkens so zu vereinigen, damit die Realisirung meines Ideals sowohl, im Grossen, als im Kleinen, das Vermögen der meisten Staaten, und selbst jenes von Privat-Gesellschaften, nicht übersteige.

In Hinsicht des Lucas-Spitals, welches zu einer, vielleicht am rechten Orte stehenden Digression Anlass gegeben hat, habe ich noch zu erinnern: dass dort die Kranken (ausgenommen einige sehr ruhige und dem Zustande der Rekonvaleszenz nahe) einzeln schlafen; ich sage schlafen, weil jene sich gewöhnlich unter Tags nicht in ihren Zellen, sondern in Versammlungszimmern aufhalten, und so Gelegenheit verschaffen, erstere zu lüften und zu reinigen.

Solcher Versammlungszimmer giebt es mehrere im H. Lucas-Spital. Es fällt daher auch leicht, die Kranken, je nachdem sie ruhig oder unruhig,

— wohl oder übel erzogen, — reinlich oder unreinlich sind, zusammen zu bringen. In diesen nemlichen Versammlungszimmern wird auch gespeiset. Die Nahrung hat nichts Besonderes; nur viermalen die Woche wird Fleisch gegeben.

Dr. *Simmons* ist seit 22 Jahren Arzt im Lucas-Spitale. Er hat sich den Ärzten durch mehrere interessante Schriften bekannt gemacht; nur schade, dass Er nie den Theil bearbeitet hat, in welchem er so grosse Erfahrung und Kenntnisse besitzt! So viel ich aus Dr. *Simmons* Gesprächen habe vernehmen können, lässt er äusserst selten zur Ader, indem er bemerket hat, dass die Pazienten meistens irritabler darauf wurden. Die moralische Behandlung steht bei Ihm auch oben an. Ich verdanke Dr. *Simmons* viele Höflichkeiten, und selbst die Erlaubniss, die mich in den Stand setzte, das H. Lucas-Spital genau sehen zu können; doch wird er den Vorwurf, mich weder zu seinen Kranken mitgenommen, noch mir seine Methode so ausführlich, als ich es gewünschet hätte, mitgetheilt zu haben, als einen Beweiss des Werthes, den ich auf dessen Kenntnisse und Erfahrungen lege, anzusehen belieben.

Ich schliesse meine Bemerkungen über das *Lucas-Spital*, indem ich das Verzeichniss der, von

Eröffnung des Spitals 1751, bis auf den 1[ten] Junius 1800 allda aufgenommenen Kranken anführe.

Pazienten, die in das Haus aufgenommen wurden — 6458.

Pazienten, die sich wirklich im Hause befinden.	178
— — geheilt entlassen.	2811
— — ungeheilt entlassen. . . .	2206
— — als blödsinnig.	565
— — gestorben.	478
— — auf Verlangen ihrer Freunde entlassen.	185
— — entlassen, weil ihre Freunde den Verordnungen des Spitals nicht Genüge geleistet haben. . .	3
— — entlassen, da sie wegen verschiedenen Ursachen nicht für das Haus geeignet waren. . .	2
— — entlassen, weil sie vorher schon aus einem Irrenhaus als unheilbar fortgeschickt wurden. . .	3
— — entlassen, weil sie über ein Jahr vor ihrer Aufnahme schon wahnsinnig waren.	2
— — entlassen, weil ihr Wahnsinn sich nicht bestätigte. . . .	1
— — entlassen wegen venerischen Übeln.	7
— — entlassen, weil sich eine Schwangerschaft nach der Aufnahme entdeckte.	15
	6458

Pazienten, die als ungeheilt entlassen, und gegen den Erlag von 5 Schillinge, wochentlich, wieder aufgenommen wurden — 285.

Pazienten nur für 5 Schillinge wöchentlich in dem Hause. . .	121
— — Auf Befehl der allgemeinen Versammlung der Direktoren unter sehr Vortheilhaften Bedingnissen für das Haus angenommen.	1
— — auf Verlangen ihrer Frennde entlassen.	47
— — gestorben.	101
— — geheilt.	14
— — entlassen, weil ihre Freunde den Verordnungen des Spitals nicht Genüge leisteten.	1
	285

Endlich habe ich noch zu erinnern, dass mehrere Ärzte, sogenannte *Privatinstitute*, d. h. Privathäuser haben, wo sie Wahnsinnige behandeln. Ein solches Institut kann nur mit Genehmigung der Regierung errichtet werden, indem das Gesetz ohne diese verbiethet, mehr dann einen Wahnsinnigen in *einem* Hause zu halten. Diess Gesetz wird so strenge befolgt, dass vor Kurzem zwei Brüder, die beisammen wohnten, und das Unglück hatten beide in eine *Manie* zu verfallen, getrennt werden mussten. Nebstdem werden diese Privatinstitute einmal des Jahres untersucht. Viele der Kranken, die sich daselbst befinden, halten

sich Equipage. Ein Reicher, welcher das Unglück hat wahnsinnig zu werden, behält nemlich ein Recht auf sein Vermögen, d. h. so dass ihm für seine Verköstung eine mit solchem im Verhältniss stehende Summe angewiesen werde. So behandelte Dr. *Simmons* vor Kurzem einen Wahnsinnigen, der von seinem jährlich in 10,000 Pfund Sterling bestehenden Einkommen, 4000 Pfund erhielt. — Es ist dabei die Einrichtung getroffen, dass, wenn der Kranke Brüder hat; — der ältere, die Güter, der jüngere aber, die Person des Kranken administrire.

Kinderpocken- und Inoculations-Spital.

(Pancras.)

Dieses, im Jahre 1746 errichtete, und wie alle übrige Krankenhäuser durch Privatleute gestiftete und erhaltene, Spital, hat eine hohe und fürtrefliche Lage. Dessen erste Bestimmung war, als Niederlage der mit natürlichen Pocken behafteten Pazienten Londons, und als Inoculations-Anstalt dieser Krankheit zu dienen. Seit der Entstehung des erwehnten Spitals, bis ersten Jäner 1803, sind 20,900 Kranke mit natürlichen Pocken da verpfleget worden. Im verflossenen Jahre wurden 175 *Pockenkranke* aufgenommen, und 56 Kinder, welche an dem nemlichen Übel litten, zu Hause mit ärztlichem Rathe und Arzneien versorgt. Während gegenwärtigem Jahre (1803) hat sich die Anzahl der Kranken mit

natürlichen Pocken sehr vermindert: indem bis auf den 16ten Juni, blos 42 derselben dahin gebracht wurden.

Die *Impfungsanstalt* hat seit der Errichtung des Spitals, bis den ersten Jäner 1802,— 31,352 Menschen ihre Hilfe angedeihen lassen. Im verflossenen Jahre belief sich ihre Anzahl nur auf 88, worunter 39 die Krankheit in ihren eigenen Wohnungen überstanden haben. Vom ersten Jäner 1803 bis 16ten Juni desselben Jahres, haben sich blos 10 Personen für die Inoculation der Kinderpocken gemeldet. So sehr ist letztere durch Dr. *Jenner*'s unsterbliche Entdeckung verdränget worden!

Die Kuhpocken wurden nemlich allda den 21ten Jäner 1799 zuerst, unter der Direktion des Dr. *Woodwill*'s und des Hrn. *Wachsell*'s, residirenden Hauswundarztes, eingeführet. Von diesem Augenblicke, bis den ersten Jäner 1802, wurden vaccinirt,

und im Hause behalten	1580
Ausser demselben nach verrichteter Impfung entlassen	5912
Im Jahre 1802.	
In das Haus aufgenommen . . .	337
Blos da geimpfet	3990
Vom 1*ten Jäner* 1803 *bis* 16*ten Juni.*	
In das Haus aufgenommen . . .	70
Blos da geimpfet	1826
	13,715

Bei 2500 vorher mit den Kuhpocken Geimpften, ist nachher die gewöhnliche Inoculation *ohne alle Wirkung* angewandt worden. Auch ist der Direktion dieses Spitals kein Fall zu Gehör gekommen, wo eine geimpfte Person nachher die natürlichen Pocken bekommen hätte.

Dr. *Woodwill* hatte die Güte mich in diese Anstalt zu führen, welche ich auch nachher mehrere Male in dessen Gesellschaft, so wie in jener des Dr. *Valentin* aus Nancy, eines Mannes, der sich besonderes Verdienste um die Kuhpocken gesammelt hatte, besuchte. Die Menge von Menschen, welche hier ihre Kinder zur Einimpfung der Kuhpocken herbringt, ist unglaublich. Es werden deren gewöhnlich 200 in einer Woche inoculirt.

Dr. *Woodwill*, welcher keine Gelegenheit versäumte, mir etwas Angenehmes zu erweisen, trug mir an, einige darunter selbst zu impfen. "Es „wird ihnen nicht unangenehm seyn, sprach er, „sagen zu können, dass sie selbst in *der* Anstalt, „wo die ersten Versuche mit den Kuhpocken im „Grossen vorgenommen worden sind, dieselben ein„geimpft haben!„ — und unter der Leitung eines *Woodwill*'s geimpfet haben, — setzte ich hinzu. Ich inoculirte hierauf selbst Kinder, deren Namen, samt dem meinigen, in das Protokoll eingetragen wurden.

Ich habe mich allerdings gewundert, dass Dr. *Woodwill* dem Gebrauche auf jedem Arme doppelt zu impfen, getreu geblieben seie; indem es doch nicht selten geschehen ist, dass auf diese Art die Höfe der beiden Kuhpocken zusammenflossen, und so einer heftigen Entzündung der Haut Anlass gaben. — Eben so ist mir es aufgefallen, dass jedem Inoculirten ein Pülverchen aus einem Gran Calomel, fünf Gran Rhabarbar, und vier Gran Jalappa, blos in der Absicht mitgegeben wurde, um dem Vorurtheile des Publikums, nach welchem jeder Geimpfte sollte abgeführet werden, nachzugeben.

In dem Spitale selbsten, lagen drei Kranke mit natürlichen Pocken; doch in einem ganz getrennten Flügel; eine Sache, die ich auch nicht billigen kann; indem doch einige Kommunikazion durch den Arzt, der sie besucht, und die Kuhpocken einimpfet, geschehen kann. Diejenigen, welche mit der Geschichte letzterer bekannt sind, wissen, dass diess auch wirklich bei den ersten Versuchen des Dr. *Woodwill*'s der Fall war, indem die mit Kuhpocken Eingeimpften einen Ausschlag von natürlichen Pocken bekamen, welcher Umstand hätte hinreichen können, um Dr. *Jenner*'s Entdeckung in der Entstehung zu ersticken. So wie die Sache indessen auslief, war sie nicht allein nicht schädlich, sondern interessant. Jede der beiden Krankheiten gieng nemlich ihren gewöhnlichen Gang, ja selbst in dem Hofe der Kuhpocken entstanden gewöhnli-

che Pocken. Von beiden wurde Stoff zum inoculiren genommen, — mit dem Erfolge, dass jene, wieder Kuhpocken, — diese, wieder natürliche Pocken erzeugten.

Die Anstalt, von welcher ich bisher gesprochen habe, ist nicht die einzige der Art in London, wie aus folgender Erzählung, welche ich nicht als einen unwichtigen *Beitrag zur Geschichte der Kuhpocken* betrachte, erhellen wird.

Dr. *Jenner* hatte schon vor mehr dann zehn Jahren in einer medizinischen Gesellschaft, welche sich dreimal des Jahres in dem Dorfe *Rodborough*, das im Mittelpunkt von *Glostershire* liegt, seine Ideen über die Kuhpocken geäussert. Diess erzählte mir eines unter den Mitgliedern von jener Gesellschaft, nemlich Dr. *Parry* aus *Bath*. Die übrigen Mitglieder waren, wie mir nachher Dr. *Jenner*, welcher Dr. *Parry*'s Aussage bestätigte, sagte, die Doktoren *Hicks*, *Ludlow* und Hr. *Paytherus*. Von Anfange betrachteten sie insgesammt die Ideen des Dr. *Jenner* für Grillen; da sie indessen sahen, dass er darauf beharrte: so munterten sie ihn auf, damit er doch entscheidende Versuche vornehmen mögte. Diess konnten sie nicht so leicht erhalten: denn vieles Zureden und Aufmuntern war nöthig, um Dr. *Jenner*, der etwas bequem ist, zu bewegen, sich die Mühe zu geben, die Versuche anzufangen. Endlich gelang es ihnen; —

der Erfolg ist dem Publikum bekannt. Dr. *Jenner*, der damahls noch in *Berkeley* wohnte, stand über seine Entdeckung in Briefwechsel mit Dr. *Pearson* in London. Im Juni 1798 machte derselbe sein erstes Werk durch den Druck bekannt *). Es wurde hierauf, wie gesagt, in dem Pockenspital, so wie in ganz London, mit Kuhpocken geimpfet. Dr. *Pearson* warf sich als *Stifter eines Instituts für die Kuhpocken* auf. Wegen diesem Entzwecke, wurde den 2ten Dezemb. 1798 eine Versammlung in dessen Haüse gehalten. Es fiel ihm nicht schwer eine Menge Personen zu finden, die denselben in diesem wohlthätigen Unternehmen unterstützten. Es eröffnete sich daher bald eine reichliche Subskription; man miethete das Haus eines gewissen Hrn. *Lewis*, Apothekers und Accoucheurs, in *Golden-Square*, welcher zugleich Antheil an dem Institut nahm. Für das Institut wurden ihm 40, und für seine Mühe 20 Guineen jährlich bewilliget. Dr. *Pearson* versprach dabei, dass letztere Summe in der Folge erhöhet werden sollte. Als man den Ort für das Institut bestimmt hatte, kündigte man dem Publikum an, dass Jedermann, der sich an demselben, mit der Empfehlung eines Wohlthäters versehen, melden würde, gratis mit den Kuhpocken inoculirt werden sollte. Nichts war leichter, dann eine solche Empfehlung zu erhalten: indem jeder, welcher jährlich eine Guinee zum Be-

*) *Enquiry into the causes and effects of the* Variolae vaccinae.

sten des neuen Instituts unterschrieb, das Recht hatte, so viele Personen zu empfehlen, als er nur immer wollte.

Dr. *Pearson* hatte bisher an Dr. *Jenner*, über seinen Plan, ein Institut in London zu errichten, kein Wort geschrieben; — Hingegen wandt er sich an Seine königliche Hoheit, den Herzog von *York*, um Denselben zum Protektor des neuen Instituts aufzufordern: welche Bitte auch auf der Stelle gewähret wurde. Es ward dem zufolge auf das Cartel, das vor dem Hause, in welchem sich das Institut befande, angeschlagen wurde, geschrieben:

Institut,
zur
Einimpfung der Pocken,
unter dem
Patrocinium
Sr. königl. Hoheit des
Herzogs von York.

Dr. *Pearson* gesellte sich einige andere Ärzte und Wundärzte zu, nemlich die Doktoren *Nihell* und *Nelson*, so wie die Herren *Keate*, *Payne*, *Thompson Forster*, *Robert Keate*, *Gunning* und *Carpue*; — Diese Ärzte und Wundärzte begaben sich wechselweise, zweimal die Woche, in das Institut, um die Personen, welche sich darbothen,

zu untersuchen, und mit Kuhpocken zu impfen. Ich habe dieser Verrichtung den 5ten April 1803 beigewohnet. Seit der Entstehung dieses Instituts wurden allda inokulirt:

Vom 18ten Jänner, bis 31ten Dezember 1800.	317
Vom 1ten Jänner 1801, bis 31ten Dezember.	287
Vom 1ten Jänner 1802 bis 31ten Dezember.	569

Zu gleicher Zeit hat sich das Institut zur Pflicht gemacht, beständig Kuhpocken-Materie vorräthig zu haben, um diejenigen Inoculatoren des Inn- und Auslandes, welche sich an dasselbe wändten, damit zu versehen. Die Materie, welche das Institut einzig und allein für die Seinige erkennet, ist mit einem Sigel, das die Inschrift, *Feliciores inserit*, führet, versehen.

Und von allem diesem erfuhr der Entdecker, oder, wie ihn Dr. *Pearson nun* *) zu nennen

*) Ich sage *nun*! weil Dr. *Pearson* selbst ehemals, in seinem Werke *An Enquiry Concerning the History of Cow-Pox*. pag. 3, sagt: „Die Erklärung, dass ich nicht in der entferntesten Erwartung bin, den geringsten Antheil an der Ehre der vorgetragenen Thatsachen zu erhalten; — dass diese Ehre ganz und gar ausschlieslich dem Dr. *Jenner* zugehöre; und dass ich nicht einen Sprossen von dem Lorbeerkranze, der dessen Stirn umgiebt, pflücken möchte, — diese Erklärung dürfte vielleicht nicht überflüssig sein."

beliebt, der *Verbreiter (Promulgator)* der Kuhpocken nichts früher, dann bis die Sache allgemein bekannt ward, und Dr. *Pearson* ihm, in einem Briefe vom 10ten Dezember 1799, das Amt *eines korrespondirenden Mitgliedes* antrug. Dr. *Jenner* begab sich hierauf alsogleich nach London zu seinem Freunde, dem Grafen *Egremont*, der bereits von dem ganzen Verlauf der Sache unterrichtet war, und daher auch Dr. *Pearson*'s Anerbieten, Präsident des Institutes zu werden, ausgeschlagen hatte. Graf *Egremont* liess es nicht dabei bewenden, sondern entdeckte selbst dem Herzog von *York* das Betragen von Dr. *Pearson* gegen Dr. *Jenner*. Seine königl. Hoheit gaben sogleich den Befehl, man solle die Worte — *unter dem Patrocinium Sr. königl. Hoheit des Herzogs von York*, *auf dem vor dem Institut hängenden Cartel ausstreichen.*

Diese Anekdote verschweigt Dr. *Pearson* in der Geschichte, welche er von den Fortschritten seines Instituts herausgegeben hat. *) In London ist sie dessen ohngeachtet wohl bekannt.

Es war sehr leicht vorauszusehen, dass ein grosser Theil derjenigen, welche Dr. *Pearson*'s Institut unterstützten, ebenfalls über dessen Betragen sehr aufgebracht sein musste. Kaum hatten meh-

*) *The Report on the Cow-Pock Inoculation. London* 1803.

rere unter ihnen von Dr. *Jenner's* Ankunft in London gehört, und davon den übrigen Nachricht ertheilt; als sie sich den 11ten Februar 1800 versammelten, und beschlossen, den Präsidenten der Versammlung, Hrn. *Brande*, als Deputirten zu Dr. *Jenner* zu schicken, und ihn bitten zu lassen, an dem Institut Antheil zu nehmen, und ihn zu versichern, dass er an dem Plane desselben jede Veränderung machen könne, die er für thunlich hielte: ja selbst, dass wenn ihm irgend Jemand unter den bei dem Institut angestellten Personen unangenehm wäre, derselbe kein Bedenken tragen würde zu regnisiren. Dr. *Jenner* dankte hierauf Hrn. *Brande*, versicherte ihn aber, dass er nie an einem Institute, an welhem Dr. *Pearson* angestellt wäre, Antheil nehmen würde.

Hätte ich mir nicht vorgenommen, bei dieser ganzen Geschichte blos als Erzähler zu erscheinen, — und jede Anmerkung von meiner Seite zu unterdrücken; so würde ich mich nicht enthalten können, die Antwort Dr. *Jenner's* etwas hart zu finden; — so aber muss ich meinem Vorsatze gemäss, blos Thatsachen sprechen lassen. — Es rede also folgende! Es erschien 1803 eine Schrift unter dem Titel, *Explanatory Statement humbly submitted to the Right honorable the President and Governors of the Vaccine Institution in Golden Square.* — Der Verfasser derselben ist der nemliche Hr. *Lewis*, von welchem das Institut das Haus in *Golden Square*

gemiethet hatte. Der Verfasser beklagt sich darin über mehrere durch Dr. *Pearson* veranlasste Streitigkeiten, die Verpachtung des Hauses betreffend, welche das Publikum nicht interessiren können, und sagt unter andern S. 7. „Die angeführten Thatsachen werden, wie ich glaube, hinlänglich sein, um meinen Wunsch, die Connektion mit einem Institute zu brechen, in welchem ich stets dem verdrieslichen und herabwürdigenden Betragen des Dr. *Pearson*'s ausgesetzt bin, zu rechtfertigen."

Als 1802 Dr. *Jenner*'s Entdeckung ein Gegenstand wurde, dem das Parlament seine Aufmerksamkeit schenkte; und als den 2ten Juny desselben Jahres ihm von dem Unterhaus eine Belohnung von 10,000 Pfund Sterling accordirt wurde; — da fieng erst Dr. *Pearson* an, als offenbarer Feind des Dr. *Jenner*'s aufzutreten. Er schrieb nemlich alsogleich seine Bemerkungen über die von Seiten des Parlaments dem Dr. *Jenner* bewilligte Belohnung. *) In diesem Werke sollte nemlich *bewiesen* werden, dass Dr. *Jenner* nicht der Entdecker der Kuhpocken seie; dass er selbst diese Krankheit äusserst unvollkommen beschrieben habe; — und dass das Parlament sehr partheiisch gegen Dr. *Jenner* gehandelt habe! !

---

*) *An Examination of the Report of the Committee of the House of Commons on the claims of Remuneration For the Vaccine Pock Inoculation, containing, a statement of the Principal historical Facts of the Vaccine.* By Georg Pearson. *London* 1802.

Dr. *Jenner* hielt es nicht seiner würdig, auf Dr. *Pearson*'s Werke zu antworten. Einer seiner Freunde, Dr. *Hicks*, übernahm dieses, eben so unangenehme, als leichte Geschäft. *) Er hätte sich nemlich diese Mühe ersparen können: denn ich kann auf meine Ehre versichern, dass ich durch ganz England und Schottland nur *eine* Stimme hörte, man habe Dr. *Jenner* viel zu wenig belohnet! — zwar seie Er gar nicht zu belohnen; aber dennoch hätte die Ehre der Nation erfordert, dass man Ihm grössere Beweise von Erkenntlichkeit gegeben hätte.

Die Erfahrung hat auch gelehret, dass das englische Publikum von allen Seiten *das* dem Dr. *Jenner* zu ersetzen suchte, was ihm von Seiten des Parlaments, wie es glaubte, hätte erwiesen werden sollen.

Wenige Tage bevor ich London verliess, wurde Dr. *Jenner* das Bürgerrecht dieser Stadt in einer goldenen Dose von 200 Guineen an Werth präsentirt, u. s. w.

Nichts beweiset indessen deutlicher die Hochachtung, welcher Dr. *Jenner* in seinem Vaterlande geniesset, dann die Errichtung der

*) *Observations on a late Publication of Dr.* Pearson *entitled an Examination etc. By Henry Hicks Strand* 1803.

Königlich - Jennerschen Gesellschaft
zur
Vertilgung der Kinder - Pocken.

Ich war so glücklich diese Gesellschaft unter meinen Augen bilden zu sehen, und hatte die Ehre mehrern ihrer Verrichtungen beizuwohnen. Ich schmeichle mir daher, dass niemand das Publikum besser von ihrer Entstehung und ihren Fortschritten unterrichten könne, als ich es zu thun versuchen werde.

Die Jennersche Gesellschaft entstand im Jäner 1803, und erhielt, da sie des Königes und der Königin Majestäten Ihres Patrociniums beehrten, den Beinahmen *Königliche*. Der erste Grund dazu wurde bei einer Versammlung in der Londner Tavern, durch Seine königl. Hoheit dem Herzog von *Clarence*, und mehrere Personen unter dem Adel, so wie durch den Lord *Mair* gelegt. Kaum hatte sich die königl. Jennersche Gesellschaft gebildet; so erliess sie eine Proklamation an das Publikum, und eröffnete eine Subscription.

Alle diejenigen, welche dieser Subscription, entweder durch einen jährlichen Beitrag von einer Guinee, oder durch ein Geschenk von fünf Guineen ein für allemal, beitreten, werden als Gouverneurs der Gesellschaft betrachtet.

Diese Gouverneurs halten jährlich vier allgemeine Versammlungen. Die Einladung dazu wird wenigstens eine Woche vorher in sechs Morgenszeitungen eingerückt.

Sie wählten sogleich bei der ersten dieser Versammlungen acht und vierzig Direktoren, — von welchen jährlich ein viertel Theil austritt, und durch neu erwählte Mitglieder erneuert wird. Keiner unter diesen Direktoren darf Arzt seyn.

Die Direktoren versammeln sich einmal des Monats, oder öfters, wenn es nöthig ist. Sie führen durchaus alle Geschäfte der Gesellschaft.

Nebst ihnen existirt ein *medizinischer Rath*. Dieser besteht ebenfalls aus acht und vierzig Mitgliedern, die aber unter denjenigen Ärzten und Wundärzten gewählet werden, welche subscribiret haben, und daher Gouverneurs sind. Auch dieser Rath wird jährlich durch ein Viertel erneuert.

Derselbe leitet alle medizinische Geschäfte, und stattet dem Ausschusse der Direktoren Rapport ab. Sowohl er, als der Ausschuss der Direktoren, halten ihre Sitzungen in dem Central-Hause der *Vaccination*, von welchem gleich gesprochen werden wird.

Die Gesellschaft nimmt auch Fremde, sowohl Ärzte, als Nichtärzte, die sich um die Kuhpocken verdient gemacht haben, zu Mitgliedern auf.

Alle anwesende Mitglieder derselben versammeln sich den 17ten May eines jeden Jahres, um den auf diesen Tag fallenden Geburtstag des Dr. *Jenners* durch ein Mittagmal zu feiern.

In der allgemeinen Versammlung, welche im Monat März statt findet, wird ein Bericht über die Lage, in welcher sich die Gesellschaft befindet, abgestattet; — Hier geht auch die Wahl derjenigen von statten, welche das austretende Viertel unter den Direktoren und dem medicinischen Rathe ersetzen sollen.

Die Gesellschaft hat sich ein bequemes Haus in *Salisbury Square* gemiethet. Es wird *Central-Haus* der *Vaccination* genannt. Es ist täglich, ausgenommen Sonntags, von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags offen. Während dieser Zeit kann sich jeder, um *vaccinirt* zu werden, oder um Rath in Sachen einzuholen, welche sich auf die Kuhpocken beziehen, so wie auch, um Kuhpocken-Materie zu haben, melden. Diess alles ist nicht mit den geringsten Kosten verbunden.

In dem Central-Hause wohnet ein *residirender Arzt.* Er erhält jährlich, nebst freier Wohnung,

Kohlen und Licht, 200 Pfund Sterling Besoldung; und ist zugleich Sekretair des medicinischen Rathes der königl. Jennerschen Gesellschaft. An diesen Arzt, und *nicht* an Dr. *Jenner* *) hätte jeder sich zu wenden, welcher, sowohl vom In- als vom Auslande etwas der Gesellschaft mittheilen, — oder von einigen Dingen Nachricht einziehen wollte.

Die Mitglieder des medizinischen Rathes besuchen, je nachdem die Reihe an sie kömmt, das Gentral-Haus zu jeder Stunde, wo es für das Publikum offen steht.

Nebst dem Central-Hause, sind noch dreizehn *Filial-Anstalten* in den verschiedenen Bezirken dieser ungeheuren Hauptstadt. Diese sind aber blos viermal die Woche, von halb 10 bis 11 Uhr, offen. Zwei Wundärzte haben das Geschäft des Inoculi-

*) Ich führe diesen Umstand geflissentlich an, weil Dr. *Jenner* mit Briefen von allen Theilen der Welt gleichsam bombardirt wird; — und bereits einen grossen Theil seiner Belohnung für Brief-Porto ausgegeben hat. Überhaupt kann ich nicht umhin diese Gelegenheit zu benutzen, um alle diejenigen, welche mit Britannien in Correspondenz stehen, zu ersuchen, wenigstens einfache Briefe dahin zu schicken, indem dort das Brief-Porto über allen Begrif theuer ist. Ein Brief mit einer Couverte, wenn er auch einfach ist, zahlet immer doppelt das Nemliche, wenn auch nur ein Blättchen Papier darin läge. Es herrschet in Hinsicht dieses Punktes eine allgemeine Klage über die deutschen Korrespondenten in England.

rens auf sich. Zwei Mitglieder des medizinischen Rathes sind im Besitze der Oberaufsicht einer jeden dieser Filial-Anstalten.

Diejenigen die sich sowohl da, als in dem Central-Hause zur Inoculation melden, müssen sich verbindlich machen, wenigstens viermal, je nachdem es die Ärzte oder Wundärzte, welche die Operation vornahmen, für gut halten, zurückzukommen, damit man den Verlauf und das Resultat der Impfung beobachten und bestimmt wissen könne. *)

Um das Publikum von den Vorzügen der Kuhpocken-Einimpfung vor der gewöhnlichen Inoculation zu überzeugen, — überhaupt um ihm die

*) Bei einem so sehr an Ordnung gewöhnten Volke, wie der Engländer ist, lässt sich die Erfüllung einer solchen Ordnung, wenige Fälle ausgenommen, erwarten; — nicht so an andern Orten. Die Erfahrung hat nemlich gelehret, dass viele der in den Vaccinations-Anstalten Deutschlands Geimpften sich nachher nicht mehr sehen liessen, so, dass man nicht bestimmen kann, ob die Kuhpocken ihren rechten Verlauf gemacht haben, und daher vor den Pocken schützen können oder nicht. Dieser Umstand ist auch viel der Furcht, welche gemeine Leute haben, dass man sich ihrer oder ihrer Kinder bedienen möchte, um andere zu impfen, zuzuschreiben. Fürtreflich war daher der Gedanke des verdienstvollen Hrn. Hofrathes *Bremer* in Berlin, durch eine kleine Denkmünze, mit der Aufschrift: *Zum Andenken an erhaltenen, und mitgetheilten Schutz*, die allhier Geimpften zur Wiederkehre in die Anstalt, zu locken, wie diess wirklich in der Hauptstadt der Preussischen Monarchie geschieht.

Gefahren der natürlichen Pocken, folglich den unbeschreiblichen Nutzen der Jennerschen Entdeckung begreiflich zu machen, wurde beiliegende Tabelle verfertiget. Ich schliesse ihr auch die Tabelle bei *(Tab. VI.)*, in welcher das Protokoll der im Institut Geimpften u. s. w. eingetragen wird.

Als ich nach London kam; waren die mehrsten dieser Einrichtungen noch nicht beschlossen, — ehe ich aber diese Stadt verliess, waren sie bereits alle ausgeführt. So gross ist dort der Eifer, das Gute so geschwind als möglich in Ausübung zu bringen!

Ich verdanke die Bekanntschaft des unsterblichen Dr. *Jenners*, einem Briefe meines Freundes, des Drs. *De Carro* in Wien; und dann Dr. *Marcet*, welcher die Güte hatte mich zu ihm zu führen. Dr. *Jenner* ist ein sehr einfacher, einnehmender Mann. Das Bildniss, welches die *englischen Miscelen* von ihm geben, ist ihm äusserst ähnlich. Man wird aus demselben hinlänglich die Gutmüthigkeit dieses fürtreflichen Mannes erkennen.

Es hat mehrern beliebt zu sagen, Dr. *Jenner* wäre durch Zufall auf die Entdeckung der Kuhpocken gekommen, und seie übrigens ein Mann von gemeinem Schlage. Was das Erste betrift, so ist das Publikum hinlänglich unterrichtet, wie viel Scharfsinn und Genauigkeit erforderlich war, um in einer Sache von diesem Belange so vor den Au-

gen der ganzen Welt aufzutreten, wie Dr. *Jenner* aufgetreten ist. In Hinsicht des zweiten, wäre es verwegen von mir, als Richter der Fähigkeiten eines solchen Mannes auftreten zu wollen. Ich lasse daher die Stimme aller derjenigen, die ihn genau kennen, reden. Sie versichert, dass Dr. *Jenner* von jeher ein Mann von den ausgezeichnesten Fähigkeiten wäre, und stets mit sonderbaren Ideen umgieng, — deren er, wie ich aus mehrern Gesprächen urtheilen konnte, noch einige, sehr wichtige Gegenstände betreffend, in *petto* hat. Ja, als ich Dr. *Jenner* einstens in vertraulichem Gespräche sagte, — es wäre ohnmöglich, dass er seine Reputation in der Welt noch vermehren könnte; er möchte mir deswegen einige seiner Ideen zur Ausarbeitung abtreten, — so trug er kein Bedenken mir einiges mitzutheilen, was von der grössten Wichtigkeit seyn dürfte. Es wäre unbescheiden von mir, die, beinahe noch rohen, freundschaftlich mitgetheilten Gedanken eines solchen Mannes, bekannt zu machen; — ja ich hätte nie so viel gesagt, wenn Dr. *Jenner* nicht selbst mehrern Personen erzählet hätte, — er habe mir einige seiner Lieblings-Ideen zur Ausarbeitung mitgetheilet.

Da, wie gesagt, während meines Aufenthaltes in London der Plan zur Organisation des K. Jennerschen Instituts entworfen wurde; so hatte Dr. *Jenner* die Güte, mich an einer Sitzung des medizinischen Rathes Theil nehmen zu lassen, damit

ich sehen könnte, wie man hierzuland Geschäfte dieser Art abhandlet. Da es jedoch, nicht von ihm allein abhieng, mir diese Gefälligkeit zu erweisen; so sahe er sich gezwungen, die Erlaubniss dazu von dem ganzen Rathe auszubitten. Diese ward ihm auch, doch unter der Bedingniss, dass sogleich ein Gesetz entworfen werden sollte, welches einem jeden, der nicht Mitglied von dieser Gesellschaft wäre, der Zutritt zu derselben untersagen sollte, bewilliget.

Die Geschäfte, welche in der Sitzung, der ich den 7ten April beizuwohnen die Ehre hatte, vorkamen, so wie die Art sie zu führen, sind so beschaffen, und gereichen so sehr zur Ehre der Gesellschaft, dass ich kein Bedenken trage, von beiden Meldung zu machen.

Da Dr. *Jenner*, nachdem er mich dem medizinischen Rathe vorgestellet hatte, sogleich zu der Versammlung der Direktoren gehen musste, und folglich seinem Amte jetzt nicht vorstehen konnte, so vertrat der berühmte Dr. *Denmann*, ein ehrwürdiger Greis, die Presidenten-Stelle. Unter den übrigen Mitgliedern erkannte ich die Doktoren *Lettsom*, *Babington*, *Bradley*, *Chrichton*, *Powell*, *Hooper*, *Marcet*, *James Sims*, *Skey*, *Fox*, u. s. w. dann die Hrn. *Home*, und *Ring*.

Das erste, was vorkam, war ein von Dr. *Jenner* und *Ring* abgefasster Brief an *, in welchem von der besten Weise die Kuhpocken mitzutheilen gehandelt wurde. Der Vorschlag war, wo möglich die Impfung von Arm zu Arm vorzunehmen; sonst wurden als ein gutes, bequemes, und wohlfeiles Mittel gewisse von Hrn. *Ring* angegebene, und vorher in Kuhpocken-Eyter getauchte Lanzetten von Horne vorzüglich anempfohlen. Dieser Brief fand allgemeinen Beifall.

Hierauf folgte die Bestimmung der Eigenschaften, welche der residirende Arzt im Central-Vaccinations-Hause haben sollte. Man war bald einig folgendes festzusetzen. Der residirende Arzt muss Doktor seyn, oder wenn er Chirurgus ist, durch Zeugnisse beweisen, dass er seine Studien gehörig absolvirt, und überhaupt eine medizinische Erziehung genossen habe; — dass er die Lehre der Vaccination verstehe: — und besonders die wahren Kuhpocken von dem ihnen gleichendem Hautausschlage zu unterscheiden wisse; — dass er überhaupt Kenntnisse in der Behandlung von Kinderkrankheiten besitze; — und endlich, dass er einen untadelhaften Charakter habe.

In Hinsicht der Pflichten des residirenden Arztes, wurde ausgemacht, dass er sich zu den bestimmten Stunden im Hause aufhalten solle; — dass er jeden, während dieser Zeit sich meldenden gratis

zu inoculiren habe, — dass er die ganze Correspondenz mit dem In- und Auslande führen, und der Gesellschaft die Resultate der gemachten Beobachtungen von Zeit zu Zeit vorlegen müsse. Bei dieser Gelegenheit erinnerte Hr. *Ring*, dass man dem armen residirenden Arzte so viele Schreibereien auferlege; dass er am Ende bei der Impfung zittern müsse. Dieser wohl angebrachte Scherz hatte die Folge, dass man beschloss, dass, wenn sich die Correspondenz-Geschäfte sehr häufen sollten, dem residirenden Arzte ein Gehilfe zugetheilet werden könne.

Nun wurde dem medizinischen Rathe gemeldet: zwei Deputirte des Ausschusses der Direktoren wünschten demselben etwas vorzutragen. Sie wurden alsogleich hereingelassen, ihnen Sitze angewiesen, worauf sie sich folgender Massen erklärten.

„Die Direktoren wünschen zu wissen, ob der medizinische Rath dem residirenden Arzte die Privatpraxis erlauben, oder versagen werde? damit sie dem zu folge dessen jährliche Besoldung bestimmen könnten."

Der Präsident antwortete hierauf, dieser Gegenstand würde noch in der heutigen Sitzung in Berathschlagung gezogen, und das Resultat dersel-

ben dem Ausschusse der Direktoren mitgetheilet werden. Die Deputirten zogen sich hierauf zurück.

Nichts war mir interessanter, als die Debatten hierüber zu hören. Ich war unentschlossen, was ich bewundern sollte, ob die solide natürliche Beredsamkeit der Sprechenden, oder den Anstand und die Ordnung, welche bei dieser ziemlich lebhaften Sitzung beobachtet wurden. — Der Gegenstand, über welchen debattirt wurde, hatte noch darum ein besonderes Interesse für mich, weil bei jedem Spitale die Frage entstehen kann, ist es besser dem dabei angestellten Arzte und Wundarzte freie Praxis zu erlauben, oder sie ihm zu untersagen?

Das Resultat der Debatten des medizinischen Rathes, so wie es dem Ausschusse der Direktoren von zwei Mitgliedern, den Doktoren *Lettsom* und *Sims*, überbracht wurde, war folgendes.

„Dem residirenden Arzte ist in so ferne freie Praxis erlaubt, als er sich dadurch nicht von seinen Amtspflichten abhalten lässt."

Die Antwort, welche der medizinische Rath auf diese Resolution von Seiten der Direktoren erhielt, lautete:

„Es wird dem residirenden Arzte eine hinlängliche Besoldung ausgeworfen werden, damit er sich nicht nothwendiger weise, um zu leben, Praxis nehmen müsse, und diess, bei Versäumung seiner Amtspflicht, als Entschuldigung anführen könne."

Endlich kamen die Suppliken von drei Ärzten, welche um den Platz eines residirenden Arztes anhielten, zur Berathschlagung vor. Hier kam ich in eine grosse Verlegenheit, weil einer der Supplikanten mein Freund war, ein Umstand, welchen viele unter den anwesenden Mitgliedern des Rathes wussten. Zum Glück ward bei dieser Sitzung nichts entschieden. Leider fiel mein Freund bei der, später erfolgten, Wahl durch, obwohl der *Prinz von Galles*, so wie die meisten anderen Prinzen ihn auf das Wärmste dem medizinischen Rathe, von welchem die Wahl abhieng, anempfohlen hatten. — Jedoch hatte er die Ehre eine Ansehnliche Anzahl von Stimmen für sich zu haben. Die Wahl fiel auf Dr. *John Walker*.

Inzwischen näherte sich der 17te May — und in mir wuchs, durch die Güte mehrerer Mitglieder der K. Jennerischen Gesellschaft, die Hoffnung, an der Geburtsfeyer des Dr. *Jenners* Antheil nehmen zu können. Diese Feyer musste um so interessanter seyn, als sie die erste, folglich ein neues Schauspiel für alle Anwesende war. Hier folgt die Beschreibung derselben.

Um 5 Uhr versammelten sich gegen 300 theils Mitglieder der Gesellschaft, theils Fremde in der *Crown and anchor tavern. Lord Egremont* präsidirte bei Tische, oder wie die Engländer zu sagen pflegen, Er war *Chairman.* Der Graf *Egremont*, Lord *Carrington*, der Lord *Mair*, Sir *Walter Farquhar*, Dr. *Lettsom*, und noch sieben andere Herren versahen das Amt der *Stewards.* — *) Dr. *Jenner* sass zur Rechten des *Chairman.* Wie man sich zu Tische setzte, ertönte von der Mitte desselben das Tischgebeth, von einigen Opernsängern sehr männlich gesungen. Eben so, als das Speisen vorbei war, und bevor man zu dem *Toast* übergieng, das, *Non nobis Domine.* Dann folgte die Gesundheit des Königs, Patron's der Gesellschaft; worauf dann von allen Seiten das *God Save the King!* erschallte. Nach diesem göttli-

*) Bei allen grossen *Dinés* dieser Art versehen einige unter den Mitgliedern der Gesellschaft das Amt der *Stewards*, d. h. sie machen die Ehre des Hausherren. Gewöhnlich wählet man die angesehensten, reichsten, oder wenigstens freigebigsten Mitglieder dazu, indem die *Stewards* mehrere Nebenauslagen haben. Da nemlich der Preiss des *Dinés* (eine halbe Guinee) für gesammte Mitglieder bestimmt ist, und es sich doch nicht bestimmen lässt, ob der Wein mehr dann diese Summe betragen dürfte; so zahlen die *Stewards* dasjenige, was mehr daran aufgeht, aus ihrem Beutel; ein Spass, der manchmal auf 5 Guineen, und darüber für jeden unter ihnen zu stehen kömmt. Eben so machen sie den Aufwärtern Presenten, und bestreiten die übrigen Auslagen.

chen Gesange, wurde Ihrer Majestät, der Königinn, und des Prinzen von *Galles* Gesundheit getrunken. Bei dieser Gelegenheit las der *Chairman* einen, auf Befehl des Prinzen von *Galles* geschriebenen, Brief vor: in welchem Se. königliche Hoheit versichern, dass sie sehr bedauerte durch eine strenge Etiquette von dem Vergnügen, an dem Feste selbst Theil zu nehmen, und dessen respektabeln Urheber ihre Bewunderung erkennen zu geben, abgehalten zu werden. — Hierauf wurde die Gesundheit der Prinzessin von *Galles*, deren Geburtstag ebenfalls heute eintraf, mit Enthusiasmus getrunken. Dann folgte ein *Toast* für die *Marine*, — und der bekannte Gesang *Rule Britannia*; — so wie ein zweiter, für die Armeen, und das Lied *Britons Strike Home*. Nach der Gesundheit des Herzogs von *Bedford*, Präsidenten der Gesellschaft, trank man jene des Dr. *Jenner*'s. Hier stieg der allgemeine Enthusiasmus auf den höchsten Grad. Dr. *Jenner* versuchte mehrmal seine Dankrede anzufangen, konnte aber lange nicht zur Sprache kommen; ja, als er dazu kam, verhinderten ihn seine Modestie, und die Gefühle der innigsten Rührung so rednerisch zu erscheinen, wie es manchem andern vielleicht in einer solchen Lage gelingen hätte können. Die lebhaftesten Zurufungen folgten nichts destoweniger auf Dr. *Jenner*'s Dankrede. Nun ergrif Hr. *Dibdin* das Wort, und erhob die Verdienste des Dr. *Jenner*'s besonders dadurch, dass er die Folgen der Pocken nicht allein auf die Sterblichkeit, sondern

auch auf die Art der Existenz der Menschen, sehr schön schilderte. Unter andern sagte er: — „Meine Herren! — wir werden nun eine zahlreichere, schönere und vollkommnere Generation unter unsern Augen aufwachsen sehen; — der Sohn wird seinem Vater eben so erhalten werden, wie die Tochter die Blüthe und Lieblichkeit ihrer Mutter erben wird!" — Diese Rede wurde mit grossem Beifall aufgenommen: worauf man auf den Erfolg der K. Jennerschen Gesellschaft, und auf die Ausrottung der Pocken trank. Nun lass Hr. *Isaac Brandon* eine Lobeserhebung auf Dr. *Jenner* in Versen vor. Diese erhielt aber keinen besonderen Beifall. Gelegenheitlich kam die Anekdote darin vor, dass einige Vorsteher der Cherokee in Indien den Präsidenten der vereinigten Staaten von Amerika angegangen sind, und ihm sagten, „sie hätten vernommen, dass der grosse Geist einem weisen Manne über dem grossen Wasser, die Gabe mitgetheilet habe, vor den Pocken bewahren zu können." — Dem zufolge zogen sie die nächsten Nachrichten darüber ein, liessen sich mit Kuhpocken impfen, und brachten dieselben auf ihren eigenen Armen in die Mitte ihrer Horden. Sie sollen jene nachher allgemein unter sich verbreitet haben. Diese nemlichen Wilden bereiten wirklich ein rohes, aber wohlgemeintes Geschenk für Dr. *Jenner*.

Dr. *Bradley* stand nun auf, und theilte der Gesellschaft, in einer kurzen, aber sehr eleganten

Rede, die Geschichte der Fortschritte der Kuhpocken mit. Er spielte darin besonders auf den Erfolg an, welchen Dr. *De Carro* *) in Wien hatte, die Kuhpocken nach Indien fortzupflanzen. Es wurde hierauf auf Dr. *Bradleys* Gesundheit getrunken. Dann brachte man mehrere *Toast* dem Lord *Egremont*, Lord *Mair*, und vielen andern, die sich durch die den Kuhpocken ertheilte Protektion um die Gesellschaft verdient gemacht haben: welches dann zu mehrern schönen An- und Dankreden Anlass gab.

Endlich ergrief Dr. *Lettsom* das Wort: Er theilte der Ceselischaft die Nachricht mit, dass Dr. *Woodvill* so eben den Saal verlassen habe, und dass man diesen Augenblick benutzen soll, um dessen Gesundheit zu trinken. Er fügte folgende, zur Ehre des Dr. *Woodvills* gereichende, Bemerkungen an. Dr. *Woodvill*, als Arzt bei dem Kinderpocken-Spitale, hatte durch die viele Gelegenheit Blattern zu sehen, so grosse Erfahrung in diesem Fache er-

*) Dass die Engländer Dr. *De Carro* ganz besonders hochachten, und dessen Verdienste um die Vaccination allgemein anerkennen, — darüber kann ich jeden Zweifel, wenn solcher herrschen sollte, benehmen. Nicht weniger lassen diejenigen unter ihnen, die ihn persönlich kennen, dessen fürtreflichem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren. Dr. *Jenner* gab mir bei dem Abschiede eine Tabatiere für diesen meinen Freund, mit der Aufschrift: Dr. *Edward Jenner to Dr. De Carro!* wessen Auftrages ich mich auch mit vielem Vergnügen entledigte.

langt, dass er beinahe bei allen wichtigen Fällen dieser Art Krankheit, von andern Ärzten zu Consilium gezogen wurde, was ihm eine grosse Summe Geldes jährlich eintrug. Dessen ohngeachtet hat er alsogleich Dr. *Jenners* Entdeckung geprüfet, angenommen, und so sein eigenes Interesse dem allgemeinen Besten aufgeopfert. Bei dieser Gelegenheit unterliess Dr. *Lettsom* nicht, eine ähnliche Bemerkung im allgemeinen auf die ganze medizinische Fakultät auszudehnen: da doch die meisten Mitglieder derselben zur Verbreitung der Kuhpocken, also auch zur Verminderung ihres Einkommens, beitrugen. Man kann annehmen, sagte Dr. *Lettsom*, dass jährlich 3000 Personen in London an den Pocken sterben. Hieraus lässt sich schliessen, dass 30,000 von dieser Krankheit befallen waren. Nimmt man nun an, dass jeder Kranke der ärztlichen Hilfe auch nur drei Guineen gewidmet hätte; so folget für die ganze Fakultät ein jährlicher Verlust von 90,000 Guineen. —

Gegen Abend entfernte sich Lord Egremont: worauf Dr. Jenner dessen Platz als Chairman annahm. So wurde dieser wichtige, ehrenvolle Tag durch freundschaftliche Gespräche geschlossen.

Ich kann aber meine Beschreibung der Kuhpocken-Anstalten in London nicht schliessen, ohne eines Mannes zu erwehnen, der sich vorzüglich um diese neue Einrichtung berühmt gemacht, und

die grössten Verdienste darum gesammelt hat: — ich spreche von Hrn. *Ring*, Wundarzte in London. Dieser edle Mann hat nicht allein durch ein wichtiges Werk über die Kuhpocken der litterarischen Republik ein grosses Geschenk gemacht; sondern er hat auch zur Verbreitung der unsterblichen Entdeckung Dr. *Jenners* unter allen Klassen des Volkes, ausserordentlich viel beigetragen. Hr. *Ring* fährt nemlich noch jetzt in den Theilen der Stadt, wo besonders arme Familien wohnen, herum; — springt aus seinem Wagen, sobald er ein Kind auf der Strasse sieht; frägt, ob es die Pocken gehabt habe? ob es inokulirt worden seie? u. s. w.; — Die nämliche Frage stellt er in den Häusern, die er ohngerufen, betritt; und lässt sich nach Umständen in Unterredungen mit den Ältern der Kinder ein, hört ihre Einwürfe, widerlegt sie, — und macht so, dass viele hunderte sich der Inokulation der Kuhpocken unterziehen, welche sich sonst derselben widersetzt hätten, oder von ihr wenig oder nichts erfahren haben würden. Ich habe Hrn. *Ring* bei einer solchen Expedition selbst begleitet, und nicht genug dessen Eifer, und dessen Gedult bewundern können.

Lock Hospital.

(Near Hyde — Park Corner.)

So heist ein Spital, welches ausschlieslich für *venerische Kranke* bestimmt ist.

Da ehemals diese Gattung von Krankheit aus allen übrigen Spitälern ausgeschlossen ware, und es mehr oder weniger noch immer ist; — da sie sich überlassen platterdings für unheilbar angesehen werden muss; — da sie so viele unschuldige Opfer, als betrogene Ehefrauen, Kinder u. dgl. ergreift; da selbst diejenigen, welche sich dieses Übel durch ein Muthwille zuziehen, wenn sie ihren Fehler bereuen, das Mitleid und die Hilfe eines jeden guten Menschen verdienen; — so hat sich im Jahr 1746 eine Gesellschaft gesammelt, und eine ansehnliche Summe zur Errichtung eines venerischen Spitals in der Absicht ausgeworfen; nicht allein die allda aufzunehmenden Kranken zu heilen; sondern dieselben auch in Hinsicht auf Religion und Moral zu unterrichten, und sie auf diese Art in nützliche Mitglieder des Staates zu verwandeln. Verfallen hingegen die einmal geheilt Entlassenen in ihre alten Fehler; so wird es ihnen ohnmöglich von Neuem in das Spital aufgenommen zu werden.

Von der Stiftung des *Lock Hospitals* an, bis den 25ten März 1801 sind aus dem Spitale

27154 Kranke gesund entlassen, und
518 als ausserhalb Kranke *(Out - Patients)* behandelt worden.

Vom 25ten März 1801, bis 25ten März 1802 sind

337, mit Inbegrif der 69 noch im Hause Befindlichen, geheilet worden. Zu diesen gehören noch
16 sogenannte auswärtige Kranke *(Out-Patients)*.
60 sind, obwohl geheilt, davon gelaufen.
17 wurden wegen veranlassten Unordnungen weggeschickt.
4 sind gestorben.
79 sind wirklich (den 25ten März 1802) im Hause.

Totale 27672

Das Locale dieses Spitals gleicht ganz jenem eines Privathauses. Nur solche Kranke, welche eine Empfehlung von einem Direktor des Spitals mitbringen, werden, wenn Platz ist, gratis aufgenommen. Gegen den Erlag von drei Guineen für die ganze Kur, kann in diesem Falle jeder Andere Eintritt erhalten.

Die Kranken bekommen, wenn sie die ganze Speiseporzion haben, dreimal die Woche ein Pfund Fleisch, — drei andere Male ein Pfund Fleischbrühe, und den siebenten Tag einen Pudding.

Dr. *James Hervey* ist Arzt, und Hr. *John Pearson*, Verfasser mehrerer wichtigen Schriften über den Gebrauch einiger Arzneymittel, über krebsartige Krankheiten, u. s. w., — so wie Hr. *Blair*, ebenfalls durch seine Versuche über den Gebrauch der Salpetersäure in der *Lues venerea* bekannt, — sind Wundärzte in dem *Lock Hospital*. Ich habe blos das Vergnügen letzteren zu kennen; er hatte die Güte mir das Spital zu zeigen, und mich mit allen wichtigen Fällen bekannt zu machen, die sich darin befinden.

Die meisten Pazienten werden mit Friktionen behandelt. Von dem Gebrauche der Salpetersäure, statt dem Quecksilber, scheint Hr. *Blair* vollkommen abgegangen zu seyn; doch hält er es in einigen Fällen noch immer für ein schätzbares Mittel, besonders, wenn die Gefahr einer Salivation durch Mercurius bevorsteht.

Zu dem *Lock-Spital* gehört das sogenannte *Lock-Asylum*. So nennet man ein kleines Institut, welches im Jahre 1787 durch Subskription in der Absicht errichtet wurde, Frauenzimmer, die aus dem venerischen Spitale geheilt entlassen werden, aber aus Mangel an Unterkunft sich der Gefahr ausgesetzt sehen würden, eine schlechte Lebensart zu führen, einsweilen so lange zu beherbergen, bis sie auf eine gehörige Art in die Gesellschaft treten können. Während dem sie in dem Asylum sind, beschäftigen

sie sich mit Haus- und Frauenzimmerarbeiten; und ihr Erwerb beträgt jährlich gegen 100 Pfund Sterling. Zugleich sieht man strenge auf ihre Aufführung, und sucht ihnen Religion und Moral beizubringen. Seit dem Jahre 1787, bis 1802, wurden 364 Frauenzimmer in dieses Institut aufgenommen, wovon

40 von ihren Verwandten aufgenommen wurden,
89 in Dienste traten,
16 im Hause gestorben sind, und
15 daselbst zurückblieben.

160

Von den übrigen 200 sind viele nach Hause gegangen, andere entliefen, und noch andere wurden wegen übler Aufführung zurückgeschickt. Selbst unter diesen haben sich nachher mehrere gebessert, und haben Ehen eingegangen, in welchen sie glücklich und ehrlich leben.

Britisches Gebährhaus. *)

(Brownlow - street, long acre.)

Diese Anstalt wurde im November 1749, unter dem Nahmen *Gebährhaus*, gestiftet, und erhielt den Beinahmen *Britisch* im April 1756. Sie nimmt blos arme, eheliche Schwangere, besonders Weiber

*) *British Lying — In Hospital.*

oder Wittwen von Hauswächtern, Soldaten, Matrosen u. dgl. auf, und war die erste dieser Art, welche in London errichtet wurde. Beiliegende Tabelle (*Tab. VIII.*) bezeichnet die Anzahl der, seit der Stiftung dieser Anstalt, bis den 1ten Januar 1801, aufgenommenen Gebährenden.

Das Britische Gebährhaus dienet zugleich zu einer Hebammen-Lehranstalt. Diese besitzt eine interessante Sammlung von Präparaten, das Accouchement und die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes betreffend.

Ich habe dieses Spital nicht genau gesehen, weil ich niemand hatte, der mich darin hätte herumführen können. Dr. *Batty* ist zwar Arzt da; — allein, obwohl er übrigens ein sehr artiger Mann ist; so gelang es mir, wiederhohlter Versuche ungeachtet, dennoch nie ihn dazu zu bewegen, sein Wort, mir das Spital zu zeigen, zu halten.

Weit glücklicher war Hr. Dr. *Bollmann* *) aus Bremen, welcher durch die Güte des Dr. *Combe*,

*) Dieser wackere junge Mann begab sich nach einem ziemlich langen Aufenthalte in Paris, nach London, an welchem letzteren Orte er mehrere Monate hindurch die Spitäler äusserst fleissig besuchte, und sich besonders genau mit dem Zustande der Wundarzneikunde in England bekannt machte, über welchen Gegenstand er im Sinne

ebenfalls Arztes an dem Britischen Gebährhause, mehrere Male den Besuchen allda beizuwohnen Gelegenheit hatte. Dr. *Bollmann* versicherte mich, dass die ganze Einrichtung dieses Gebährhauses fürtreflich seie, und verschafte mir die über dasselbe mitgetheilten Nachrichten.

Gebährhaus der Stadt London. *)
(*City Road.*)

Eine Anstalt, die den nemlichen Zweck, wie die vorhergehende hat, und deren Besichtigung mir das gröste Vergnügen machte. Sie befindet sich in einem Hause, welches eine wahrhaft schöne Lage hat, und äusserst elegant und zweckmässig gebaut ist. Nichts gehet über die allda herrschende Reinlichkeit und Ordnung. Die Anzahl der Bette beläuft sich auf 42, — die Gestelle sind alle von Eisen. In den Zimmern stehen nicht mehr, dann 6 bis 8 Bette. Kein Spital dieser Art kann reichlicher und mit schönerer Wäsche besorgt seyn, als dies hier der Fall ist. Auch die Kost ist fürtreflich. Die Wöchnerinnen bekommen täglich Brühen und Fleisch, wenn sie welches ertragen können. In der Küche herrschet ebenfalls der höchste Grad

---

hatte etwas drucken zu lassen, was nicht anders dann gut ausfallen kann.

*) *City of London Lying — in Hospital.*

seyn könnten? u. s. w. — Hierauf ertönte ein allgemeines *Nein!* — Nun wurde die Oberhebamme abermal hereingerufen, und ihr die vollkommene Zufriedenheit des Ausschusses zu erkennen gegeben.

Eben so rührend solle die Kindstaufe seyn, welche blos den letzten Sonntag jeden Monats, abends um sechs Uhr, in einer in dem Hause befindlichen, sehr schönen Kapelle Platz findet. Alle Mütter erscheinen dann mit den, während dem verflossenen Monate gebohrnen Kindern. Nach der Taufe wird eine analoge Predigt gehalten, worauf verschiedene für die Anstalt verfertigte Hymnen unter Begleitung der Orgel abgesungen werden. Dieser Ceremonie können Fremde beiwohnen, wenn sie eine Woche vorher um ein Eintrittsbillet bei der Anstalt einkommen.

Die Ausgaben dieser fürtreflichen Anstalt beliefen sich vom 25ten März 1802 bis den 25ten März 1803 auf 1905 Pfund Sterling und 6 Schillinge. — Seit ihrer Errichtung 1750, bis den 25ten März 1803 wurden

22544 Weiber, wovon 269, Zwillinge, — und zwei, Drillinge gebahren, verpfleget, und

11765 Knaben } zusammen 22815 Kinder
11050 Mädchen }
gebohren.

Ich habe dem Dr. *Walker*, Arzte und Accoucheur, zu verdanken, mir nicht allein die Gelegenheit verschaft zu haben, das Gebährhaus der Stadt London zu sehen; sondern auch die Bekanntschaft mehrerer Hrn. Direktoren gemacht zu haben. Ich glaube, letztere können sich schmeicheln, die vollkommenste Anstalt dieser Art in Europa zu leiten, und zu unterstützen. Möge *Madame Newby*, welche als Oberhebamme die Hauptgeschäfte desselben, mit einer Einsicht und mit einem Eifer führet, die schwer ihres gleichen finden werden, lange zum Wohl der Menschheit und zu ihrer Ehre leben! Ich werde in der Folge von dieser fürtreflichen Frau noch etwas Interessantes zu sagen haben; ich bitte daher vorläufig meine Leser, sie in ihrem Gedächtnisse zu behalten.

Westminster-Gebährhaus.

(Nahe an der Westminster-Brücke.)

Dieses wurde im Jahr 1765 durch Subskription, wie die übrigen Anstalten, gestiftet; ist aber weit kleiner, und nicht so reich, als die vorher beschriebene Anstalt. Dagegen besorget die Westminster-Anstalt nicht allein zwischen 25 und 30 Wöchnerinnen in dem Hause; sondern verschaft noch einer weit grösseren Anzahl ausser demselben in ihren eigenen Wohnungen, Holz, Nahrung, Kleidung, folglich die zweckmässigste Hilfe.

Obwohl die Absicht dieses Gebährhauses vorzüglich darin besteht, verehelichten armen Weibern, besonders denjenigen, die fleissigen Taglöhnern, oder abwesenden Matrosen und Soldaten angehören, beizuspringen; so weiset sie dennoch auch unglückliche unverehelichte Schwangere nicht ab. Eine wahrhaft wohlthätige Anstalt verschlieset der Reue ihre Thore nicht; und weit entfernt, dadurch das Laster zu befördern; beugt sie demselben durch eine zeitliche Hilfe vor. Was kann wohl schrecklicher seyn, als der Kindermord; welchem doch nichts so mächtig zuvorkommt, als ein Ort, wo unverehlichte Schwangere sichere Unterkunft finden. Ich will nicht läugnen, dass auch solche Orte ihr Übles, und einen bösen Einfluss auf die Moralität haben können, obwohl es sich nicht leicht vermuthen läst, dass ein Mädchen sich auf Rechnung derselben versündige; — aber es wird immer sicher bleiben, dass der am besten fährt, der aus zwei Übeln das kleinste wählet.

Vom ersten Anfange des Westminster-Gebährhauses, bis in den Monat September, 1792 wurden von demselben über acht tausend Wöchnerinnen verpfleget; und von dieser Epoche, bis Juni 1799, haben gegen 3000 die nemliche Wohlthat erhalten.

Hr. *Mathiew*, ein Partikulier, welcher einen Theil seines Vermögens, und seine ganze Zeit zur Unterstützung wohlthätiger Anstalten verwendet,

hatte die Güte mich in das Westminster-Gebährhaus zu führen. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt die allda angestellten Hrn. Ärzte und Accoucheurs kennen zu lernen. — So viel ich im Allgemeinen erfahren habe, ist das Kindbettfieber den drei erwehnten Anstalten nicht fremd, und im Verhältniss nicht weniger fürchterlich, dann an andern Orten.

Bayswater - Gebährhaus.
(Bayswater.)

Von diesem Gebährhause kann ich keine Nachricht geben, weil während meines Aufenthaltes in London an dem Gebäude desselben Verbesserungen vorgenommen wurden, welche die Aufnahme von Wöchnerinnen verhinderten.

Institut zur Unterstützung ehelicher Wöchnerinnen in ihren eigenen Wohnungen.

Der Zweck dieses seit 1757 bestehenden Institutes ist allerdings der Nemliche, wie bei der bereits beschriebenen Pariser-Anstalt des gleichen Nahmens; — nur ist die Hilfe, welche das Londner-Institut ertheilet, weit eingeschränkter: denn sie besteht blos darin, dass die Wöchnerinnen, welche daran Theil haben, die Hebamme, und wenn es nöthig ist, den Accoucheur und Arzt gratis erhalten. Dagegen erstreckt sich die Wohlthat auf eine weit grössere Anzahl: denn im verflossenen Jahre wur-

den 4110 Wöchnerinnen durch 1401 Pfund Sterling mit der obgedachten Hilfe versehen. Freilich, was kann die ärztliche Hilfe bei vollkommenem Mangel aller übrigen Bedürfnisse leisten? — doch sicher mehr in Hinsicht auf Entbindungskunde, als in jedem andern Falle. Dann ist es doch immer *so* viel. — Auch ist die Frage, ob es besser seie, reichliche Hilfe einer geringen Anzahl, oder sparsamere einer grossen zukommen zu lassen, noch nicht so ganz entschieden, dass man leicht darüber urtheilen könnte.

Dr. *J. Sims*, ein verehrungswürdiger, bescheidener, lieber Mann, der sich auch als Botaniker rühmlich bekannt gemacht hat, ist konsultirender Arzt und Accoucheur des erwähnten Instituts. Ich kann dessen Nahmen nicht nennen, ohne mich an die vielen Freundschaftsbezeugungen, die ich von ihm und dessen höchst liebenswürdigen Familie erhalten habe, zu erinnern.

Findelhaus.

(Lamb's conduit - street.)

England war das Land in Europa, in welchem an die Errichtung eines Findelhauses am spätesten gedacht wurde, — und noch izt hat eine solche Anstalt blos in der Hauptstadt gedeihen wollen. Es blieb nemlich Hrn. *Thomas Coram*, einem Kaufmanne, vorbehalten, nachdem er sich mehrere Jahre hin-

durch bemühet hatte, durch Eröffnung einer Subskription den Grund dazu zu legen. Er verlangte und erhielt den 17ten Oktober 1739 von dem Könige die gesetzmässige Erlaubniss und Bewilligung zur Errichtung eines Findelhauses, welche Erlaubniss ihn autorisirte, Grundstücke zu kaufen, deren Interesse sich auf 4000 Pfund belief. Diese Bewilligung ward nachher von dem Parlamente mit einigen neuen Privilegien beschenkt. Da die Armenanstalten für alle eheliche Kinder sorgen, welche auf ihre Hilfe Anspruch machen können; so bestimmte man das Findelhaus einzig und allein zur Aufnahme unehelicher Kinder. Nun handelte es sich einen Grund zur Errichtung desselben zu kaufen, welches im Jahre 1740 mittelst einer Summe von 6500 Pfund Sterling geschahe. Man hätte auch wirklich keinen vortheilhafteren Platz wählen können. Den 16ten September 1742 wurde der Grundstein gelegt, und im Jahre 1752 war das Gebäude zum Bewohnen bereitet, wozu ein Vermächtniss von Hrn. *Emerson*, das sich auf mehr dann 11,000 Pfund belief, viel beitrug. Obwohl man beschlossen hatte, alle Ziererereien zu vermeiden; so konnte man doch nicht verhindern, dass einige ausgezeichnete Künstler freiwillig zu dessen Verschönerung das ihrige beitrugen. Unter diesen verdienet besonders *Hogarth*, welcher dem Findelhause drei Gemählde schenkte, genannt zu werden. Auch *Händl* erwies der Anstalt eine grosse Wohlthat, dass er ihrer Kapelle nicht allein eine Orgel,

sondern auch das Einkommen von seinem berühmten Oratorium, Messias, welches mehrere Jahre hindurch unter seiner Direktion wiederhohlet wurde, und so mehr dann 6700 Pfund eintrug, schenkte.

Es zeigte sich gleich bei der Eröffnung des Instituts, der sich an allen ähnlichen Orten darbiethende Mangel an Säugammen. Die Direktoren sahen sich daher gezwungen, die Kinder so früh als möglich auf das Land zu senden, und nur nach dem dritten Jahre wieder in das Haus zu nehmen. Vor Ende 1752 hatte man schon 1040 Kinder aufgenommen. Diess verursachte in einem Jahre eine Auslage von mehr dann 5000 Pfund, wo doch das jährliche Einkommen der Anstalt blos in 1050 Pfund bestand. Man entschloss sich hierauf weniger Kinder anzunehmen. Diesem Grundsatze konnte man aber nicht getreu bleiben: weswegen sich die Gefahr eines Bankerots immer mehr und mehr näherte. Es blieb endlich im Jahre 1756 den Direktoren nichts anders über, als die Parlamente um Beistand zu bitten. Das Unterhaus stimmte also auf ein Geschenk von 10,000 Pfund; doch mit dem Bedingnisse, dass von nun an nicht blos uneheliche, sondern *alle* Kinder unter einem gewissen Alter sollten aufgenommen werden. Dieses Alter wurde zuerst auf zwei, dann auf sechs, und endlich auf zwölf Monate festgesetzt. — Den 2ten Juni 1756, als den ersten Tag der allgemeinen Annahme, wurden allein 117 Kinder in das Findelhaus aufgenommen.

Von dieser Zeit, bis den 31ten Dezember 1757, belief sich ihre Zahl bis auf 5510.

Die Anstalt gieng jetzt freilich mit Riesenschritten vorwärts. Es strömten Kinder von allen Seiten herbei. Der König selbst erklärte sich zum Patron derselben. Im Jahre 1760 belief sich die Anzahl der durch das Findelhaus unterstützten Kinder auf 6000; so, dass, wenn man ein Kind nur auf 7 Pfund 10 Schilling anschlägt: ein jährliches Einkommen von 45,000 Pfund erforderlich gewesen wäre. Aber auch die Grösse des Hauses, welche eigentlich auf 400 Kinder berechnet war, both der Fortsetzung einer allgemeinen Aufnahme Hindernisse dar. — Die natürliche Folge dieser Umstände, nemlich des Mangels an den dringendsten Bedürfnissen und an Raum, war eine schreckbare Sterblichkeit unter den Kindern. Das Parlament fasste hierauf den Entschluss die allgemeine Aufnahme zu unterdrücken, und den Direktoren zu erlauben ihrem ersten Plane getreu zu bleiben, und nur uneheliche Kinder aufzunehmen. Dabei verband es sich, zur Unterhaltung der bereits Aufgenommenen das Seinige beizutragen. Diess geschah auch zehn Jahre hindurch; und belief sich nur von Anfang so hoch. Da waren nemlich über 6000 Kinder in der Anstalt; beinahe alle unter fünf Jahren. Nach sechs Jahren war ihre Anzahl bereits auf 4300,— und nach zehn Jahren, auf 1000 herunter gekommen. Doch rechnet man im Durchschnit-

te, dass das Parlament vom Jahre 1756 bis 1771, die Summe von 33,000 Pfund jährlich zugeschossen habe.

Während dieser Zeit dachten die Direktoren ernsthaft auf Vermehrung des Einkommens. Indem sie einige blinde Kinder Musik lehren liessen, und überhaupt gesammte Kinder in der Kirchenmusik übten: erhielt die Kapelle des Findelhauses eine solche Reputation, dass sie jährlich mehr und mehr an Allmosen einbrachte. In einem Jahre belief sich dasselbe auf 3000 Pfund. Zu gleicher Zeit wurde die Anzahl der in dem Findelhause angestellten Beamten vermindert. Doch solche Kleinfügigkeiten konnten die Anstalt nicht retten. Man musste daher einen wichtigen Entschluss fassen, und mehrere Grundstücke zum Bauen der Häuser vermiethen: wodurch dann nach und nach ein Einkommen von 4000 Pfund erhalten werden wird. Die Summen, die auf diese Art jetzt schon eingehen, reichen hin, nicht allein die Ausgaben bequem zu bestreiten; sondern selbst noch etwas Ansehnliches übrig zu behalten, und das Findelhaus, weit entfernt zu verlieren, gewinnt dabei noch an Zierde: indem sich eine kleine ihm zugehörige Stadt um dasselbe in einiger Entfernung anlegt, die ihm auf keinen Fall die freie Luft benehmen, oder irgend einen anderen Schaden zufügen kann.

Die Direktoren, wohl überzeugt, dass es nichts Zweckwidrigeres und Lächerlicheres geben kann, als wenn eine milde Stiftung, so lange sie nicht ihren Zweck auf die vollkommenste und ausgebreitetste Art erreicht hat, den Überschuss ihres Einkommens zurücklegt, und so Kapitalien auf Kapitalien häuft, — haben 1794 beschlossen, auch Waisen oder verlassene und dürftige Soldaten - und Matrosen Kinder, unter dem Alter von fünf Jahren, aufzunehmen. Überhaupt geschieht nun die Aufnahme auf folgende Art.

Die Mütter, welche ihre Kinder in das Findelhaus geben wollen, melden sich allda, gewöhnlich noch während der Schwangerschaft, mit einer Bittschrift, aus der erhellen muss, dass das Kind ihr eigen, — wer der Vater davon seie? als welche Umstände im Fall der Noth durch einen Eid der Mutter bestätiget werden müssen, und auf Verlangen auch geheim gehalten werden. Ferner muss in der Bittschrift nach dem besten Wissen der Bittstellerin angeführet werden, wo sich der Vater nun aufhalte; es muss erhellen, dass ihre Aufführung vor diesem Fehltritte ehrlich und lobenswerth war, dass sie nicht im Stand seie, ihr Kind selbst zu versorgen, ohne sich der höchsten Armuth preis zu geben, oder ohne ihre Schuld an Tag zu legen; endlich, dass durch die Aufnahme ihres Kindes und durch die Verheimligung ihrer Schande, sich eine Aussicht eröffne, sie abermals auf den Weg der Tugend zu-

rückführen, und so ein nützliches Mitglied der Gesellschaft aus ihr bilden zu können.

Wie nun das Kind aufgenommen ist, so bekömmt die Mutter einen Empfangschein, durch welchen sie das Recht erhält, nach ihrem Kinde zu sehen, und es wieder zu sich zu nehmen, wenn es ihre Umstände, oder jene des Vaters erlauben sollten. Die Kinder werden gewöhnlich den ersten Sonnabend eines jeden Monats aufgenommen, und den folgenden Tag öffentlich getauft. Den nächsten Morgen werden sie auf das Land, in einem Umfang von 20 bis 30 englischen Meilen von London, zu den ihnen angewiesenen Ammen geschickt. Diese erhalten drei Schillinge (beiläufig einen Thaler) die Woche; und wenn das Kind am Ende des ersten Jahres noch lebt, zehn Schillinge (beinahe einen Dukaten) Remuneration; so dass eine Amme jährlich auf 166 Schillinge zu stehen kommen kann. Diejenigen Personen, welche von den Direktoren des Findelhauses aufgestellet sind, um den sich in ihrer Nachbarschaft befindlichen Ammen ihre Besoldung zukommen zu lassen, führen auch die Aufsicht über sie und die Kinder. Es versteht sich von selbsten, dass man sich vor Allem überzeugt, dass die Ammen gesund und überhaupt im Stande seien ihren Beruf zu erfüllen.

Sehr merkwürdig ist die in letztern Jahren erreichte Veränderung der Sterblichkeit unter den

in das Findelhaus aufgenommenen Kindern. Es erhellet nemlich aus den Protokollen, dass, seit dem Ende des Jahres 1770, bis auf die letzten zehn Jahre, immer das vierte Kind unter einem Jahr alt gestorben seie. Von da an, bis auf den heutigen Tag, starb blos das sechste — und in den letzten vier oder fünf Jahren fand noch ein geringeres Verhältniss statt.

Die Kinder bleiben bis in das vierte Jahr in den Händen ihrer Ammen; dann werden sie in das Haus aufgenommen, und, wo diess noch nicht geschehen wäre, mit den Kuhpocken geimpfet. *Nach und nach* gewöhnet man sie an Ordnung und Fleiss. Die kleineren Kinder laufen herum und spielen, während dem die grösseren ihre Lehrstunden haben. Im Sommer stehen sie durchaus Morgens um 6 Uhr, und im Winter bei Tages Anbruch auf. Ein Theil unter ihnen wird vor dem Frühstücke verwendet die kleinen Kinder anzuziehen, das Haus zu reinigen. Die Knaben müssen Wasser pumpen, u. s. w. Um halb acht Uhr frühstücken sie; eine Stunde später gehen sie bis 12 Uhr in die Schule. Um ein Uhr wird gegessen, von 2 bis 5 Uhr ist wieder Schule, ausgenommen Sonnabends Nachmittag, wo sie Spielzeit haben. Um 6 Uhr essen die Kinder zu Nacht, und um 8 Uhr gehen sie schlafen.

In Hinsicht der Beschäftigungen, findet Folgendes statt. Die kleinen Knaben stricken die Strüm-

pfe für die Kinder im Hause. Die älteren arbeiten, je nachdem die Reihe an sie kömmt, im Garten; verrichten Hausdienste, u. dgl. — Ferner werden sie in Religion, Kirchengesang, Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Man hatte das Wolle-spinnen eingeführt aber wieder aufgehoben, weil die Knaben viele Zeit dadurch verlohren, und so später in den Stand gesetzt wurden, in Condition ausser dem Hause gegeben zu werden. Man muss nemlich wissen, dass die meisten unter ihnen im 12ten oder 13ten Jahre in die Lehre gegeben werden. Die Anstalt behält dann immer die Aufsicht, bis in das ein und zwanzigste Jahr über sie.

Die Mädchen, die man von den Knaben vollkommen trennet, sind in drei Klassen eingetheilt. Jeder Klasse steht eine Lehrmeisterin vor. Die älteren werden auch in Handarbeiten und Nähen unterrichtet. Sie bearbeiten nicht allein alle Leinwand, welcher die Anstalt bedarf; sondern auch diejenige, welche von ausserhalb dahin in die Arbeit gegeben wird. Ein Mädchen von 11 bis 14 Jahren, gewinnet jährlich gegen 12 Pfund Sterling; und ein Mädchen von 7 bis 11 Jahre 2 Pfund 13 Schillinge. Haben sie einmal das Alter von 14 Jahren erreicht: so werden sie in Dienst gegeben. Hier ist es, wo die Direktoren besonders sorgfältig zu Werke gehen. Kein Mädchen darf bei einem unverheiratheten Manne dienen, und selbst wenn verheirathete Männer Findelkinder in Dienst nehmen wollen, muss ihr Gesuch durch die

Einwilligung ihrer Weiber unterstützt werden. Selten geschieht es ferner, dass man Mädchen Leuten zu Dienstbothen giebt, die Zimmer vermiethen. So weit die Beschreibung der Verordnungen. Nun von dem, was ich gesehen habe.

Das grosse Interesse, welches mir diese Anstalt einflöste, meine Bekanntschaft mit dem Arzte, Dr. *Stanger*, und mit der Vorsteherin, Madame *Johnston*, bewogen mich dieselbe mehr dann einmal zu besuchen. Ich habe da die möglichste Vollkommenheit in allen Theilen gefunden, — nur konnte ich nicht billigen, dass zwei Kinder in einem Bette lagen: denn blos in den Krankenzimmern traf ich sie getrennt an. Diese Krankenzimmer waren beinahe leer, und kein Kind lag im Bette. — Ereignen sich ansteckende Krankheiten: so sind dazu wieder eigene Zimmer bestimmt. Mit einem Wort, alles ist hier, wie es nicht besser seyn könnte. Nichts geht indessen über die, strenge nach den Grundsätzen des unsterblichen Grafen *Rumford* angelegte Küche. Es werden dadurch der Anstalt jährlich 900 Scheffel Kohlen erspart. —

Madame *Johnston*, eine fürtrefliche, höchst interessante Frau, bei der es eine nicht geringe Empfehlung war, ein Freund von Hrn. *Pictet*, welcher der Anstalt, und ihr ein so gerechtes Lob in der Bibliotheque Britannique wiederfahren liess, zu seyn, lud mich zum Gottesdienste auf den näch-

sten Sonntag ein. Ich begleitete sie in die Kapelle, wo ich durch den Anblick der an den Seiten der Orgel auf Art eines Amphitheaters disponirten, wohlgenährten, reinlichen, gesund aussehenden Kinder, wirklich überrascht wurde. Wie war mir's erst um's Herz, als diese die schönsten Psalmen in Chören, welche mit einigen von einem blinden Mädchen sehr gut gesungenen Solo's abwechselten, anstimmten! — Nach dem Gottesdienst, der über zwei Stunden dauerte, war die ungeheure Menge der abfahrenden prächtigen Equipagen ein nicht weniger schönes Schauspiel, das nur ein London, ein Wien und Petersburg gewähren kann. Madame *Johnston* führte mich nun in den Speisesaal, wo ich dem Mittagspeisen der Kinder beiwohnte. Sie erhielten Fleisch und Gemüse, und zwar so viel sie wollten. Einmal die Woche, erhalten sie gewöhnliches Bier. Ihr Abendessen besteht in Käse und Brod. In sehr kurzer Zeit war das Dinée vorbei. *)

*) Überhaupt hann man nicht glauben, wie sehr die Engländer frugal sind, und wie wenig Zeit Leute von Geschäften bei Tische zubringen. Niemals sieht man auf einem bürgerlichen Tische mehr dann zwei Speisen: und diese bestehen gewöhnlich in etwas warmen, oder kalten Braten, und in Erdäpfeln. Der Sonntag allein macht eine Ausnahme: und diess mehr in Hinsicht auf das Trinken als auf die Anzahl der Speisen. Doch muss ich auch in Betreff des ersteren gestehen, dass die Sache, wenigstens unter der Klasse von Menschen, mit der ich umgegangen bin, und deren Familien-Verhältnisse ich genauer, als es sonst Fremden leicht gestattet wird, habe beobachten

Magdalenen-Spital.

(St. George's Fields, in Surrey.)

Wenn die Findelhäuser ihrem Entzwecke entsprechen; so thun sie doch immer nicht mehr, dann für die unglücklichen Kinder, welche ausser der Ehe erzeugt sind, zu sorgen, und der Mutter höchstens zur Verheimlichung ihrer Schande an die Hand zu gehen. — Sie, die Mutter, bleibt aber gewöhnlich, wie vorher, von ihren Freunden oder Ältern verlassen, so, dass sie öfters kein anderes Mittel übrig hat, als auf dem Wege des Lasters fortzuwandeln, und so Schande auf Schande zu häufen.

Dieser Klasse von Menschen, so wie überhaupt allen Frauenzimmern, die verführt wurden, oder sonst eine lasterhafte Laufbahne betreten, — wenn sie wahre Reue fühlen, und ihre Lebensart ändern wollen, zu Hilfe zu kommen, — diess ist der edle Zweck des Magdalenen-Spitals. —

---

können, bei weitem nicht so arg ist, als man es sich im Auslande einbildet. Wer würde auch so grausam seyn können, Männern, welche die ganze Woche mit allen Kräften gearbeitet haben, in Übel zu nehmen, wenn sie sich des Sonntags mit dem Zirkel ihrer Familie vereinigen, und durch die Gesundheit, die sie ihrem Könige, dem Wohl ihres Vaterlandes, und ihren besten Freunden bringen, etwas aufgeheiterter, dann in der Regel, werden, und das Glück, Brite zu seyn, etwas lebhaft ausdrücken! —

Dass die Erreichung dieses Zweckes möglich seye, dass das Magdalenen-Spital nicht zu den Instituten, welche blos einen frommen Wunsch vor Augen haben, gehöre, — dass folglich dessen Beschreibung als höchst interessant angesehen werden müsse, und dass solch' eine Anstalt nachgeahmt zu werden verdiene — diess mag vorläufig aus Folgenden erhellen.

Seit der Errichtung dieses Instituts, vom 10ten August 1750, bis auf den 6ten Jäner 1803, wurden an Frauenzimmern, die sich unter den erwehnten Umständen befanden, 3496 aufgenommen. Von diesen wurden 2277 mit ihren Verwandten ausgesöhnet, — in einen ehrlichen Dienst gebracht, oder sonst gut versorgt, — 100 wurden wegen Beweisen von Wahnsinn, oder wegen Anfällen von andern unheilbaren Krankheiten, ausser dem Hause gegeben, — 66 starben; 509 wurden auf eigenes Verlangen — und 544 wegen schlechter Aufführung, entlassen.

Im Jahr 1791 fragte man mit der grössten Genauigkeit nach dem Zustande der in einem Zeitraume von vier Jahren (also seit 1787) aus dem Institut entlassenen Frauenzimmer, und erhielt folgendes Resultat.

In diesen vier Jahren. Anzahl der Entlassenen überhaupt 246.

Zu der Zeit sich wohlaufführende.	157
— — — schlecht- —	74
Wahnsinnig oder im Gefängniss. .	4
Gestorben.	1
Unbekannt.	10
	246

Auch das Magdalenen-Spital ist ein durch Privatbeiträge gestiftetes und unterhaltenes Institut. Doch ist es durch eine Parlamentsakte bestätiget, und steht unter dem Schutze Ihrer Majestät, der Königin. Eine Summe von 50 Guineen ein auf allemal, oder 5 Guineen jährlich, — verschaffen das Recht für immer, oder auf das Jahr — Gouverneur dieser Anstalt zu werden. Doch ist hier zu bemerken, dass man hiezu, nebst dem Gelde eines guten Rufes bedarf; indem nur solche Menschen zu Gouverneurs dieser Anstalt erwählet werden, die desselben geniesen. Daher ist es auch nicht selten, dass Leuten, welche beträchtliche Summen anbiethen, um Governor zu werden, ihre Gesuche abgeschlagen werden.

Die Gouverneurs versammeln sich alle viertel Jahre. In der Versammlung, welche den letzten Mittwoche des April-Monats gehalten wird, wählen sie einen Ausschuss von 22 Mitgliedern, welche eigentlich die Direktion des Instituts haben; auch werden bei jener allgemeinen Versammlung die Of-

fizianten und Diener bestimmt und gewählet. Der Präsident ist auf Lebenslang angestellt.

Das Haus, in welchem sich das Magdalenen-Institut befindet, und das ich blos durch die besondere Güte des Hrn. *Mathiew* eines Mitgliedes des Ausschusses, nachdem die Magdaleinen, (so nennet man die allda aufgenommenen Frauenzimmer) sich in eine Stube zurückgezogen hatten, zu sehen bekommen konnte, besteht beinahe aus einem Quadrate. Die Front, welche auf eine grosse Strasse geht, enthält den Versammlungssaal für die Gouverneurs, das Archiv, die Wohnungen des Kaplans, und jene der Offizianten und Dienerschaft. In den drei übrigen Theilen des Gebäudes, bemerket man die Kapelle und die Wohnungen der Magdaleinen. In der Mitte des Hofes steht auf einem kleinen grünen Hügel eine Urne. — Seitwerts sind zwei Trauerweiden gepflanzt; um und um befindet sich schöner Wasen, — das Ganze flöset dem Profanen, welcher in dieses Heiligthum eintritt, eine Empfindung ein, die ich mir nicht zu beschreiben trauen würde.

Nebst dem *Kapellane*, welcher ein verheiratheter Mann, oder Wittwer, nicht unter 35 Jahren, seyn muss, — und nicht allein den Gottesdienst im Hause zu halten, sondern auch die Magdaleinen in den Grundsätzen der Religion und Moral zu unterrichten hat, sind bei dem Institute noch fol-

gende Personen angestellt, nemlich ein *Sekretaire*, eine *Matrone*, drei *Assistentinnen*, ein *Verwalter*, ein *Arzt*, zwei *Wundärzte*, und ein *Apotheker*.

Der *Sekretaire*. Er führet das Protokoll, die Correspondenz, und muss überhaupt mit der ganzen Verfassung so genau bekannt seyn, dass er den Gouverneurs mit gutem Rath an die Hand gehen könne.

Die *Matrone*. Sie muss unverheirathet oder Wittwe seyn. Wer sich um den Dienst einer Matrone bewirbt, darf nicht unter 35 — und nicht über 50 Jahre haben. Die Matrone wohnet beständig im Hause, und führet die Ökonomie desselben. Sie hat die Aufsicht über die Aufseherin und übrige Dienerschaft. Besonders hat sie über die Magdaleinen zu wachen, damit sie sich gut aufführen, und den Gesetzen des Instituts u. s. w. — gehorchen. Daher hat sie die Wohnungen derselben zu verschiedenen Stunden des Tags und in der Nacht zu besuchen, und zu sehen, ob die Frauenzimmer Fortschritte in den, tiefer unten von uns zu beschreibenden, Arbeiten machen. Sie erhält auch von dem Verwalter die rohen Materialien, welche zur Verarbeitung ausgetheilet werden, und legt dann Rechenschaft davon ab. Der Ausschuss erhält wochentlich einen schriftlichen Rapport über den Zustand der Anstalt von ihr.

Die *Assistentinnen.* Sie müssen unverheirathet, oder Wittwen seyn. Bei ihrer Aufnahme wird darauf gesehen, dass sie nicht unter 35 und nich tüber 50 Jahre haben. Jede der drei Aufseherinnen hat eine Klasse von Frauenzimmern unter sich. Sie unterrichtet die ihr Untergebenen in Frauenzimmer-Arbeiten u. dgl. Dabei führet sie die besondere Aufsicht über dieselben, ohne sie je ausser Gesicht zu lassen, und giebt genau obacht, dass keine unschickliche Gespräche geführet werden, so wie dass überall die grösste Reinlichkeit und Ordnung herrsche. Auch hat die Assistentin die Anlagen und Gemüthsstimmungen ihrer Untergebenen auszuspüren, und diejenige Gattung von Arbeit oder Versorgung vorzuschlagen, zu welcher sich die verschiedenen Individuen am besten schicken. Über alle diese Gegenstände statten sie dem Ausschusse wochentlich einen Rapport, durch eine sogenannte Conduitliste ab.

Der *Verwalter.* Er führet die Ökonomie der ganzen Anstalt, und kontrolirt die Berichte der Matrone. Auch wenden sich diejenigen, welche allda aufgenommen werden wollen, an ihn. — Eben so trägt der Ausschuss vorzüglich ihm auf, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, oder solche Bothschaften auszurichten, die geheim gehalten werden müssen, oder einen Mann von Kenntnissen erfordern.

Der *Arzt.* Er muss über 30 Jahre alt, verheirathet, oder Wittwer, und ein Mitglied des k. Collegiums der Ärzte in London seyn. Der Sekretaire giebt ihm Nachricht, wenn man dessen Hilfe bedarf. Übrigens besucht er das Haus einmal die Woche. Er versieht seinen Dienst ohnentgeltlich.

Die *Wundärzte.* Sie müssen über 30 Jahre alt, verheirathet, oder Wittwer, und Mitglieder des k. Collegiums der Wundärzte in London seyn. — Sie besorgen wechselweise ihr Amt gratis, und befinden sich bei den wochentlichen Sitzungen des Ausschusses gegenwärtig.

Der *Apotheker.* Er muss ein verheiratheter Mann, oder Wittwer, nicht unter 30 Jahr alt, und ein Mitglied der Gesellschaft der Apotheker seyn. — Er besuchet die Kranken des Instituts, welche seiner Hilfe bedürfen sollen; liefert die Arzneyen, und erhält dafür 60 Pfund Sterling des Jahres.

Was die *Aufnahme der Magdaleinen*, deren sich gewöhnlich zwischen 60 und 70 in dem Institute befinden, so haben folgende Ordnungen statt.

Kein Frauenzimmer wird aufgenommen, wenn sie schwanger, krank ist, oder bereits einmal von hier entlassen war. Jedes verführte Mädchen, solches mag nun empfohlen seyn oder nicht, kann um

Aufnahme ansuchen. Solche Person erhält nemlich von dem Verwalter, an den sie sich zu wenden hat, einen gedruckten Zettel, von dem ich hier eine Formel einrücke.

An den Ausschuss des Magdaleinen-Spitals.

Unterthäniges Gesuch von
alt Jahre, aus der Pfarrey von
in der Grafschaft
mit der Versicherung, dass sie sich eine so verwerfliche Aufführung hat zu Schulden kommen lassen, welche die Bittstellerin zum Gegenstand der Protektion dieser milden Stiftung geeignet macht. Dabey empfindet sie wahre Reue über ihre üble Aufführung, und bittet um die Aufnahme in dieses Haus unterthänig, wobei sie dann heilig verspricht, sich ordentlich und sittlich aufzuführen, so wie sich den bestehenden Gesetzen des Instituts zu unterwerfen.

Endlich wird die Bittstellerin, wie sie es verbunden ist, ewig für diese Wohlthat dem Himmel danken.

Diese Bittschrift hat eine Numer, welche sowohl in das Protokoll eingetragen, als der Bittstellerin, oder der für sie ansuchenden Person, gegeben wird. Die Bittstellerinnen werden nicht durch ihre Nahmen, sondern durch die Numer ihrer Bittschrift vorgerufen, damit, im Fall dass man deren ihr Gesuch abschlagen müsste, ihre Namen selbst den Mitgliedern

des Ausschusses unbekannt bleiben. Vor allem werden sie von einer Hebame, und wenn es nöthig ist, selbst von dem Arzte oder Wundarzte, in Hinsicht auf Schwangerschaft und Krankheiten, untersucht. Nachher werden die Suppliken dem Ausschusse vorgelegt. Von diesem werden blos solche Fragen gestellt, welche ihn in den Stand setzen, zu bestimmen, ob die Bittstellerinnen für die Anstalt geeignet seien oder nicht. Bringen die Bittstellerinnen Freunde, oder Empfehlung mit sich: so sucht man ebenfalls aus diesen die nöthigen Nachrichten zu ziehen. Das Alter, in welchem man sie am liebsten aufnimmt, ist zwischen 16 und 20 Jahren. Die meisten Frauenzimmer, welche um die Aufnahme suppliciren, sind von etwas höherer dann gemeiner Herkunft. Sobald sich die Mitglieder des Ausschusses gehörig unterrichtet glauben, werden die Stimmen gesammelt. Die Aufnahme findet nicht anderst statt, als wenn zwei Drittel derselben dafür sind. In diesem Falle erhalten die Aufgenommenen eine Anweisung von dem Sekretaire an die Matrone.

Kein aufgenommenes Frauenzimmer kann ausser dem Hause gehen, ohne eine schriftliche Erlaubniss von dem Sekretaire, dem Präsidenten des Ausschusses, und zwei Mitgliedern desselben zu haben, und da wird die Erlaubniss nicht über einen Tag, und nur in einem sehr dringenden Falle, mit dem Bedingnisse, dass sie sich von einer Person,

welche die Matrone bestimmet, stets begleiten lasse, gestattet.

In der Anstalt selbsten, darf nur der *Kaplan*, und *sonst niemand*, ohne von der Matrone, und einer Assistentin begleitet zu seyn, die Magdaleinen besuchen. Selbst die Mitglieder des Ausschusses machen keine Ausnahme; im Gegentheile, während der Arzt, die Wundärzte und der Apotheker, blos der eben erwähnten Begleitung bedürfen; können jene nur zwei oder mehrere zusammen oder in Gesellschaft des Sekretairs, den Zutritt erhalten. Die Magdaleinen dürfen keine Briefe empfangen, oder schreiben, ohne dass dieselben durch die Hände der Matrone oder des Ausschusses liefen.

Die neu aufgenommenen Magdaleinen kommen nicht gleich zu den übrigen, sondern müssen zuerst in einem besondern Wohnorte *(Probatory Ward)* ihre *Probezeit* aushalten. Diese Zeit beläuft sich gewöhnlich auf zwei Monate: nach welchen ein Rapport von dem Kaplane, der Matrone, und der Aufseherin, an den Ausschuss gemacht wird: welcher, wenn er die gute Aufführung der Novizin bestättiget; ihre Vereinigung mit den übrigen, — sonst aber ihre Entlassung, zur Folge hat; doch finden einige Ausnahme hier statt, besonders, wenn es Frauenzimmer von Stande sind, welche mehr um dem Übel zuvorzukommen, als des begangenen halber, die Aufnahme fordern.

Die Magdaleinen sind ferner nicht unbedingt vereiniget; sondern sie bilden *drei Klassen.* Der Unterschied zwischen diesen drei Klassen bezieht sich vorzüglich auf folgende Umstände, — Geburt, Erziehung, Aufführung und Geschicklichkeit in den verschiedenen Arbeiten.

Wollen die Magdaleinen ihren Nahmen geheim halten, so können sie einen falschen annehmen. Auf's Strengste ist es verbothen, sie um ihre Familie zu fragen, oder ihnen irgend einen Vorwurf über das Verflossene zu machen.

Sobald diese Mädchen eintreten: so wird ihre Kleidung mit einer Numer zum Aufheben gegeben, und ihnen wird ein Hauskleid angelegt. Bei ihrem Austritte erhalten sie ersteres wieder zurück. Letzteres ist durchaus uniform, und besteht in einem braunen, langen Rocke von geschornem wollenen Tuche.

Im Sommer, stehen die Magdaleinen um 6 Uhr auf; — um 7 Uhr wird das Gebeth verrichtet, nach welchem sie frühstücken. Um 8 Uhr gehen sie zur Arbeit. Zwischen ein und zwei Uhr wird zu Mittage gegessen, und nachher eine Stunde freigelassen. Um 7 Uhr Abends höret die Arbeit abermals auf; zwischen 8 und 9 Uhr wird zu Nacht gespeiset, dann das Gebeth verrichtet. Um 10 Uhr gehen alle zu Bette.

Im Winter wird mit Tages Anbruch aufgestanden, und unmittelbar das Gebeth verrichtet. Zwischen 8 und 9 Uhr folgt das Frühstück, und darauf die Arbeit. Um 2 Uhr speisen sie zu Mittag, und haben eine Stunde frei. Abends hört die Arbeit um 8 Uhr auf, — dann wird Souppirt, und um 9 Uhr zu Bette gegangen. Jedes Frauenzimmer hat ihr eigenes Bett, und einen Ort, um ihre Wäsche aufzubewahren. Ich habe überhaupt die grösste Reinlichkeit und Ordnung in allen ihren Wohn- und Schlafzimmern gefunden. Das Essen besteht in einfacher, englischer bürgerlichen Kost. Jede freie Stunde können die Frauenzimmer in dem Garten spazieren gehen. Jede Klasse hat nemlich ihr eigenes kleines Gärtchen. Alle drei haben einen Kranken- und Rekonvaleszenten-Saal gemein.

Es wird den Magdaleinen diejenige Arbeit auferlegt, welche ihrem Stande ihren Fähigkeiten, und der zukünftigen sich hierauf gründenden Versorgung angemessen ist. Ein Theil wird daher gezwungen, die Hausarbeiten in ihrer respektiven Klasse zu verrichten. Ein anderer muss waschen; — und diess in einer sehr schönen Waschanstalt, die gesehen zu werden verdient. Hr. *Mathiew*, welcher sie angab, hat viele Ehre davon. Das Gebäude besteht aus zwei Flügeln, welche unter einem stumpfen Winkel zusammenstossen; An den Zusammenstossungspunkte befindet sich ein kleines Zimmer, das beinahe aus lauter

Fenster mit Aussicht von jeder Seite in die zwei Flügel des Gebäudes besteht, und der Aufseherin zum Aufenthaltsorte dienet. In den beiden Flügeln selbsten stehen, von beiden Seiten, die mit dem Waschen beschäftigten Frauenzimmer. Jede hat ihr eigenes Waschgefässe vor sich, über welchem zwei Hahnen angebracht sind, wovon, bei Eröfnung, der eine, warmes, der andere kaltes Wasser geben. Auf der rechten Seite ist ferner ein kleines Behältniss für die Seife vorhanden. Am Grund des Waschbehältnisses ist ein Zapfen angebracht; wird dieser herausgenommen, so leert es sich aus. Das Enthaltene flieset in eine Röhre, und wird aus dem Waschhause geführt. Die Wäsche wird in einem kleinen Hof getrocknet. Die Mangmaschine ist ebenfalls sehr schön ausgedacht. Sie wird nemlich in einem fort, und immer nach der nemlichen Richtung herumgedrehet, und windet so, dessen ohngeachtet, von selbst die Wäsche auf und ab. Das Zimmer, in welchem gebiegelt wird, enthält, nebst mehrern Tischen, einen Ofen, auf welchen die Biegeleisen gestellt sind. Auf diese Art werden sie nicht allein nicht unrein, sondern erhalten auch einen bestimmten gleichförmigen Grad von Wärme.

Beinahe alle Magdaleinen geben sich mit Nadelarbeiten ab: wobei besonders Rücksicht genommen wird, dass sie, soviel als möglich, das Weis-

zeug des Hauses, so wie ihre eigene Kleidung, verarbeiten.

Ein Unterricht, der nicht versäumt wird, und welcher dem Institute selbsten reichliche Früchte trägt, ist jener in *Kirchengesängen.* Alle Sonntage ist nemlich grosser Gottesdienst in der Kapelle des Magdalenen-Spitals, der jedem, gegen den Erlag eines kleinen Beitrages, offen steht, und auch häufig besuchet wird. Er fängt mit einer Predigt an, worauf dann Gesänge folgen. Hr. *Mathiew* hatte die Güte, den Tag, wo er mich dahin führte, Sorge zu tragen, dass die besten Sängerinnen sich hören liessen, und einige von *Händl* in Musik gesetzte Psalmen gesungen wurden. Man kann nichts Schöners hören. Unter andern, machte eine reine Alt-Stimme den tiefsten Eindruck auf mich. Gesammte Magdaleinen befinden sich auf einer Gallerie, um die Orgel, welche von einer eigenen Organistin sehr gut gespielet wird, herum. Vor ihnen war ein schleierner Vorhang gezogen, hinter welchen man die Magdaleinen, wie *ombres chinoises,* wahrnahm.

Die Zeit, während welcher sich diese beglückten Unglücklichen in diesem Institute aufhalten, ist unbestimmt. Gewöhnlich beträgt sie ein Jahr. *Auf keinen Fall wird eine derselben entlassen, (es seie dann, sie führe sich schlecht auf, oder fordere die Entlassung selbst) ohne dass die Anstalt dafür*

gesorgt hätte, damit sie in die Zukunft auf eine ehrliche Art leben könne.

Hie und da geschieht es nemlich, dass die Verführer selbst ihr Verbrechen bereuen, und daher früher oder später um die Hand der Verführten bitten. Es ist daher nicht selten, dass Magdaleinen sehr gute Parthien machen; ja es gibt mehrere, die noch wirklich in London in ihren eigenen Wägen herumfahren, und als Muster der Tugend, zur vollkommensten Zufriedenheit ihrer Männer, leben. Folgende Anekdote kann ich für wahr angeben. Ein Kaufmann verführte vor mehrern Jahren ein sonst ehrliches, wohl erzogenes Mädchen von bürgerlicher Herkunft, und verliess sie alsdann unerwartet, um eine Reise nach Ostindien vorzunehmen. Das arme verlassene Geschöpfe befand sich dadurch in so schrecklichen Verhältnissen, dass solches kein anderes Rettungsmittel sahe, als sich an das Magdaleinen-Institut zu wenden. Sie wurde auch wirklich aufgenommen. Es währte nicht sehr lange, so erfuhr der Kaufmann diese Nachricht. Er wurde durch dieselbe dermassen gerühret, dass er ihr alsogleich schrieb, er wolle sie ehligen, und sie solle nur einsweilen austreten. Er hatte Befehl gegeben, dass für ihren Unterhalt gesorget würde. Hierauf antwortete das Mädchen, dass es sich glücklich schätze ihm ihre Hand reichen zu können; — dass es aber nie, bevor er sie nicht selbst abholen würde, austreten wür-

de: indem es sonst möglich wäre, dass sie ihn nicht so leicht von der Reinheit ihrer Gesinnungen, und von ihrem tugendhaften Lebenswandel überzeugen könnte. — Es stand auch wirklich nicht sehr lange an, so kam der ostindische Kaufmann sehr bereichert zurück, um sein Versprechen zu halten; ja die Hochzeit wurde in dem Instiute selbsten gefeiert. Welcher Tag der Freude muss nicht dieser Tag für die Edelgesinnten gewesen seyn, die eine solche Anstalt unterhalten und leiten!

Mehrere Magdaleinen söhnen sich mit ihren Ältern und Verwandten aus, und werden von diesen wieder aufgenommen. Da die Versöhnungsgeschichte von den Mitgliedern des Ausschusses gewöhnlich negozirt wird; so frug ich Hrn. *Mathiew*, ob, im Allgemeinen gesprochen, grosse Schwierigkeiten dabei zu überwinden seien? — Viel weniger, als man sich's nur erwarten sollte, — war die Antwort. Kaum erfahren, sagt Hr. *Mathiew*, die Ältern, dass sich ihre Töchter in dem Magdaleinen-Institute befinden, und dass sie sich allda gut benehmen: so fangen sie gewöhnlich zu weinen an, und strecken die Hände nach ihnen aus, — so dass die wohlthätigen Vermittler die süsseste Belohnung für ihre Verwendung erhalten. Viele andere Magdaleinen treten in Dienste. Am liebsten suchet man ihnen solche auf dem Lande, oder wenigstens ausser der Hauptstadt, zu verschaffen. Es versteht sich, dass man vorher alle nöthige Erkun-

digung in Hinsicht der Herrschaft, zu der sie in Dienst treten sollen, einzieht. Erhalten sie nach einem Jahre von dem Herren und der Frau, welchem sie dienen, ein gutes Zeugniss; so bekommen sie eine Guinée, oder, nach Umständen, mehr, von dem Institute zur Belohnung. Diejenigen, welche keine ordentliche Kleidung bei ihrem Austritte haben, werden von dem Ausschusse damit versehen.

Asylum für Waisenmädchen.

Da die Waisen von Ältern, welche keiner Pfarrei zugehören, auch keinen Anspruch auf die von dieser abhängenden Unterstützungen haben, (und dieser Fall tritt sehr häufig bei den Kindern von Matrosen, Soldaten u. dgl. ein,) so ist *Sir John Fielding* auf den Gedanken gekommen, wenigstens für die weiblichen Geschöpfe, welche die grösste Gefahr unter ihnen laufen, zu sorgen, und einen Plan zu ihrer Aufnahme zu entwerfen. Diess geschahe im Mai 1758. Es fanden sich, wie gewöhnlich, viele wohlthätige Menschen, welche *Sir John* Mittel zur Ausführung seines Planes an die Hand gaben; und so entstand das *Asylum*, welches noch heut zu Tage durch milde Beiträge unterstützet wird.

In dieser recht artigen, schönen Anstalt, wo die nemliche Verpflegung, wie in dem Findelhause statt hat, befinden sich zweihundert verlassene Mädchen, die so nicht allein allen Gefahren, die

sie sonst umringen würden, entgehen; sondern zugleich den vollkommensten Unterricht, der ihrer Lage und zukünftigen Bestimmung angemessen ist, erhalten. Man unterrichtet sie nemlich sorgfältig in den Grundsätzen der Religion, im Lesen, Schreiben, Nähen, so wie überhaupt in den Hausgeschäften; und sucht sie so an diejenige Ordnung und Industrie zu gewöhnen, welche einen guten Dienstbothen glücklich und nützlich machen.

Folgende Bedingnisse werden zur Aufnahme in das Asylum erfordert.

1tens Das Mädchen muss ein Waise seyn, deren Anverwandten, Wohnort, aller sich darum gegebenen Mühe ohngeachtet, nicht ausfindig gemacht werden kann.

2tens Das Kind darf nicht unter neun, und nicht über zwölf Jahre alt seyn.

3tens Mohrinnen oder Mulaten werden nicht aufgenommen.

4tens Auch verunstaltete oder kränkliche Kinder nicht.

Sobald die Mädchen dazu geeignet sind, werden sie irgend wo in die Lehre gethan, oder als Mägde verdingt. Auch in beiden Fällen braucht

man die nemlichen Vorsichtsregeln, wie bei den Kindern im Findelhause. Nur ein Bedingniss mehr findet hier statt; nemlich das Gesetz, dass die Mädchen nur zu solchen Leuten in die Lehre, oder in Dienst gegeben werden sollen, welche zu der herrschenden Religion gehören.

Philantropische Gesellschaft.
(St. Georg Field's.)

Wenn irgend ein Institut die Aufmerksamkeit des Menschenfreundes verdient, so verdienet sie dasjenige, welches von der philantropischen Gesellschaft im Jahr 1788 errichtet worden ist. Dessen Zweck ist, die Kinder von Missethätern, oder andern Menschen von verdorbenen Sitten, zur Tugend aufzuerziehen, und sie in Stand zu setzen, ihr Brod auf eine ehrliche Weise zu verdienen.

Haben diejenigen Unglücklichen, welche durch Armuth, durch Gewalt der Leidenschaften, zur Übertretung der Gesetze hingerissen wurden, unter einem gewissen Gesichtspunkte nicht allen Anspruch auf unser Mitleiden verlohren; so verdienen die Kinder, welche durch die Laster ihrer Älteren von ihrer ersten Jugend an der Gefahr verführt zu werden ausgesetzt waren, oder bereits in dieselbe verfallen sind, eben darum, weil sie nichts Besser wussten, als den Gewohnheiten ihrer Väter und Mütter zu folgen, doppelt bedauert zu werden. Wie

gross ist nicht die Anzahl letzterer in jedem Staate, — in jeder bevölkerten Stadt? — Nichts kann daher wohlthätiger, und nichts einer weisen Regierung angenehmer seyn, als ein Institut, welches den Entzweck hat, dem Verbrechen zuvorzukommen, und die bereits darin inizirten Individuen auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Diesem Entzweck entsprechen die Bemühungen der philantropischen Gesellschaft in London. Diese verdankt ihren Ursprung Hrn. *Robert Jouny* — und zählte bald unter ihre besonders aktive Mitglieder den menschenfreundlichen Dr. *Lettsom*, so wie Dr. *Sims*, Präsidenten der k. medizinischen Gesellschaft.

Die, zur Errichtung eines ihrem Entzwecke entsprechenden Hauses, erforderlichen Kosten waren bald, durch die Eröfnung einer Subskription, eingebracht. Aus der nemlichen Quelle fliessen noch die Mittel, welche zur Erhaltung der Anstalt jährlich erfordert werden. Sie betrugen im Jahr 1800, 2308 Pfund, — 2 Schilling. Die Wohlthäter wählen unter sich einen Präsidenten, zwölf Vice-Präsidenten, einen Schatzmeister, und einen Ausschuss von 24 Mitglieder, welche die Geschäfte des Instituts betreiben, und jährlich Rechenschaft abstatten.

Die Kinder, welche in dasselbe aufgenommen werden, stammen entweder von Leuten her, die hingerichtet worden sind, oder sich noch wirklich zur

Strafe, theils in Gefängnissen befinden, theils des Landes verwiesen worden sind, oder einen schlechten Lebenswandel führen, u. s. w.; oder sie sind bereits beim Stehlen und andern schlechten Streichen ertappet worden, ohne von der Gerechtigkeit vollkommen überwiesen, oder, wegen ihrem zarten Alter, gestraft werden zu können.

Die Anzahl der in dem Institut vorhandenen Zöglinge beläuft sich gewöhnlich auf 160. Ich vermuthe, es dürfte meinen Lesern nicht unangenehm seyn, etwas Näheres von einigen unter ihnen zu erfahren.

Es befinden sich nemlich allda:

Ein Mädchen, alt 11 Jahr, dessen Vater als Missethäter prozessirt, überwiesen, und zur Transportation verdammt worden ist.

Ein Mädchen von 9 Jahren, Tochter eines Mannes, welcher wegen Mord in Salisbury hingerichtet worden.

Ein Knabe, alt 8 Jahr, Sohn eines Diebes, der in Twickenham eingebrochen, und hingerichtet worden ist.

Ein Knabe von 8 Jahren, der selbst gestand, eine Uhr gestohlen zu haben.

Ein Knabe von 11 Jahren, der bereits in verschiedenen Zuchthäusern war, und der, wie er selbst aussagte, an der Plünderung eines Hauses Antheil genommen hatte.

Zwei Kinder, nemlich ein Knabe von 8- und dessen Schwester von 10 Jahren. Derselben Vater wurde hingerichtet, und bath sich vor seinem Tode die Gnade aus, dass seine Kinder durch die philantropische Gesellschaft versorgt und tugendhafter, folglich glücklicher, auferzogen werden möchten. Dieser nemliche Mann sagte aus, dass er ehrlich gelebt hätte, bis ihm das verderbliche, infame Buch, *die Rechte des Menschen, von Thomas Pain*, in die Hände gekommen seie.

Die von der philantropischen Gesellschaft aufgenommenen Kinder werden vor allem in der Religion und Moral unterrichtet. Sie lernen lesen, schreiben, rechnen, und die Knaben ein Handwerk. Es sind nemlich mehrere geschickte Handwerksleute in dem Institut als Meister angestellt, als Buchbinder, Buchdrucker, Schuster, Schneider, Seilmacher, Drexler u. s. w. — Zu diesen kommen die Knaben, je nachdem sie sich ein Handwerk wählen, in die Lehre. Ich habe die gesammten Werkstätte besuchet, in welchen sie arbeiten, und überall die grösste Ordnung gefunden. Um zeitlich die Industrie bei ihnen zu erwecken, erhalten sie Prämien, wenn sie sich in Geschicklichkeit

und Fleiss auszeichnen. Nach geendigter Lehrzeit, gehen dann die Knaben ausser dem Institut ihrem Handwerke nach.

Die Mädchen werden vorzüglich für Mägde auferzogen, und in der Hausarbeit unterrichtet. Sobald sie im Stand sind ihren Beruf zu erfüllen: so werden sie in Dienst gethan. Führen sie sich allda gut auf; so haben sie immer noch hie und da ein kleines Geschenk von der philantropischen Gesellschaft zu erwarten.

Das ganze Institut ist unter der Aufsicht Hrn. *Durands*, eines sehr gefälligen, artigen Mannes. Endlich habe ich zu erinnern, dass die allda befindlichen Kinder sehr wohl gekleidet sind, und übrigens gesund aussehen.

In dem zweiten Bande dieses Werkes, folget, meinem Versprechen gemäss, die Beschreibung der noch übrigen, zu meinem Zwecke gehörigen Gegenstände in London, so wie in dem grössten Theil des übrigen Englands und Schottlands.

Dr. Joseph Frank's,

öffentlichen Lehrers der Pathologie und ihrer Darstellung am Krankenbette auf der Kaiserl. Russischen Universität zu Wilna; wirklichen Mitgliedes der, die Hospicien in Litthauen dirigirenden Commission, und des Collegiums der Ärzte in Venedig; correspondirenden Mitgliedes der Gesellschaft der Georgiofili in Florenz, der Wissenschaften und Künste in Strasburg, der medizinischen und Galvanischen Gesellschaft in Paris, der k. Gesellschaft der Ärzte in London, der Sydenhamischen in Halle, u. s. w.,

Reise

nach

Paris, London,

und einem grossen Theile des übrigen

Englands und Schottlands

in

Beziehung

auf

Spitäler, *Versorgungshäuser*, übrige *Armen-Institute*, *Medizinische Lehranstalten*, und *Gefängnisse*.

Zweiter Theil.

Wien,

in der Camesinaischen Buchhandlung.

1805.

London.

Königliche Gesellschaft der Humanität.

Ist es mir gelungen, den ersten Theil dieses Werkes durch die Beschreibung einiger Anstalten, welche die Errettung des *moralischen* Lebens zum Zwecke haben, wie z. B. mit jener des Magdalenen-Spitals, der Philantropischen Gesellschaft u. s. w., auf eine, für meine gütigen Leser nicht gleichgültige Weise zu schliessen; so hoffe ich den zweiten Theil desselben mit einem nicht minder wichtigen Gegenstande anzufangen; nemlich mit der Beschreibung eines Instituts, welches unmittelbar die Errettung des *physischen* Lebens zur Absicht hat. Dieses Institut wurde im Jahre 1774 durch Dr. *Cogan* und Dr. *Hawes* gestiftet. Als Veranlassung diente eine, durch Dr. *Cogan* unternommene Übersetzung ins Englische der *Denkwürdigkeiten der Amsterdamer Gesellschaft zur Errettung der Ertrun-*

kenen, sammt einer Aufforderung an das Londner Publikum, ein solches Beispiel nachzuahmen. Er berief sich auf das, was in dieser Hinsicht bereits im Jahre 1768 von dem Gesundheits-Magistrate in *Mailand*, *Venedig*, und später in *Hamburg* geleistet wurde. Dr. *Cogan*'s Bemühungen waren, wie aus dem bereits gesagten erhellet, nicht fruchtlos. Im Gegentheile, die durch dessen Aufforderung entstandene Gesellschaft hat sich nicht allein die Errettung der Ertrunkenen, Erfrornen, Erstickten und vom Blitze Gerührten zum Zwecke aufgestellt; sondern sie hat auch gesucht allen Umständen vorzubeugen, welche Menschen in die erwähnten Lagen zu stürzen vermögen. So beschäftigt sie sich nun vorzüglich mit der Bestimmung der Mittel, Unglückliche, welche Schiffbruch leiden, zu retten. Möge der Erfolg dieser Beschäftigungen eben so glücklich seyn, wie er es bisher in in den übrigen Gegenständen war. Die Gesellschaft der Humanität hat nemlich seit der Epoche ihrer Entstehung bis in das Jahr 1803 2798 wirkliche Scheintodte gerettet! —

Die Beschreibung der Mittel, deren man sich zu solchem Entzwecke bediente, gehört platterdings nicht zum Zwecke dieses Werkes. Wir besitzen so viele klassische Bücher über diesen Gegenstand, dass ich ohne Bedenken meine Leser dahin verweisen kann.

Die Gesellschaft der Humanität hat sieben Rettungshäuser in und um *London* errichtet. In denselben wurden im Jahre 1801 allein fünfzehn Weiber, dreizehn Männer und acht Kinder von dem Wasser - Grabe errettet. Es sind zugleich viele Ärzte und Wundärzte in den verschiedenen Bezirken dieser Hauptstadt von der k. Gesellschaft der Humanität mit *Nothkästen* versehen worden, um den Verunglückten alsogleich zu Hilfe eilen zu können. Derselben Bemühungen werden durch silberne und goldene Denkmünzen belohnet. Die hiezu erforderlichen Auslagen, so wie überhaupt die Ausgaben der ganzen Gesellschaft, werden durch eine Subskription bestritten. Diejenigen, welche an dieser Subskription Antheil nehmen, versammeln sich zweimal des Jahres, und wählen einen *Ausschuss*, der alle zwei Monathe eine Sitzung hält. Die Gesellschaft hat ferner zwei grosse und merkwürdige Tage zu feiern; nemlich der Tag, wo die *jährliche Predigt (annual sermon)* gehalten wird, und jenen, wo das *jährliche Fest (anniversary Festival)* Platz findet. Ich hatte das Vergnügen beiden beizuwohnen, und diess durch die Güte des Dr. *Hawes*, welcher mir Eintrittsbillete dazu verschaffte.

Sonntag den 24ten April 1803 versammelte sich eine ungeheure Menge Menschen in der *St. James's* Kirche. Die Augen aller Anwesenden waren auf einen etwas erhöhten Platz, der sich in der Mitte der Kirche befand, gerichtet. Auf demselben stan-

den über dreissig reinlich gekleidete Personen von verschiedenem Alter und Geschlechte. Diess waren die in dem gegenwärtigen Jahre durch die Gesellschaft der Humanität geretteten Individuen. Jedes unter ihnen hatte eine mit Pracht eingebundene Bibel unter dem Arme, mit der Aufschrift: *Geschenk von der k. Gesellschaft der Humanität.* Der Predigt giengen einige, derselben analoge Lieder voraus, in welche alle Anwesenden einstimmten. *Lord Bischof von Gloucester* betrat die Kanzel. Er erschien dabei nicht allein als grosser Redner, sondern verrieth auch die tiefesten Einsichten in das Fach der Physiologie. Man kann die Phänomene, welche den Scheintod begleiten, nicht treffender schildern, als er es that! — In dem Schlusse der Predigt sprach der *Lord Bischof* von dem Erfolge, welcher die Bemühungen der k. Gesellschaft der Humanität bis auf den heutigen Tag gekrönt hatte. Hierauf wandte er sich zu den gegenwärtigen Geretteten, und hielt ihnen eine sehr treffende und rührende Anrede. Diese machte eine solche Wirkung, dass zwei davon ohnmächtig wurden. Ich bemerkte besonders einen Jüngling, der, von heftigen Zuckungen befallen, zu Boden sank. Die Umstehenden versicherten mich, er habe sich selbst tödten wollen; seie aber durch ein Mitglied der k. Gesellschaft der Humanität davon abgehalten worden.

Als der Prediger die Kanzel verlassen hatte, wurden abermal einige Lieder angestimmt; darauf ent-

fernten sich alle Anwesenden. Beim Verlassen der Kirche gab Jeder ansehnliche Beiträge zur Unterstützung des Instituts. — Diese Feierlichkeit hat tiefen Eindruck auf mich gemacht; ich dachte nicht, dass mir eine noch rührendere Scene bevorstände. Diese fand den folgenden Mittwoch, als den 27ten April 1803 statt. Ich spreche von dem *jährlichen Feste*. Es wurde in der Londner Taverne durch ein Mittagmal gefeiert. Über 200 Personen nahmen Theil daran. Man war sehr heiter bei Tische, sang das *God save the King*, und trank die gewöhnlichen Gesundheiten. Auf einmal ertönte ein Trauermarsch aus der Oper: *König Saul* von *Händl*; — es eröffneten sich die Thüren; es erschien eine Fahne mit der Aufschrift: *Wir preisen Gott und danken Ihnen!* — und ihr folgten in Ordnung alle diejenigen Individuen, welche durch die Bemühungen der Gesellschaft in dem verflossenen Jahre vom Tode gerettet worden waren. Ein Frauenzimmer, das von ausgezeichneter Geburt zu seyn schien, machte den Anfang. Sie wurde durch zwei Mitglieder der Gesellschaft geführet. Nachher kamen mehrere Kinder in Begleitung ihrer Ältern, und endlich erschienen verschiedene Jünglinge und Mädchen — alle mit ihren zum Geschenke erhaltenen Bibeln unter den Armen. Der Zug gieng zweimal um den Tisch herum. Gott, — welche Scene! die Geretteten, die Erretter, und alle übrigen Anwesende waren von gleichen Gefühlen durchdrungen. Jedermann liess den Thränen freien Lauf

und diess war wahrlich eine grosse Wohlthat. Kaum hatte sich der Zug entfernt, so trat eine allgemeine tiefe Stille ein. Nach einigen Minuten wurde dieselbe durch eine sehr rührende Rede des Präsidenten der Gesellschaft, Grafen *Stamford*, unterbrochen. Ihr folgte eine zweite Rede vom *Lord Bischof von Gloucester*. Man kann sich den Inhalt dieser beiden Reden leicht vorstellen. Kaum waren sie geendiget, als die Thüre von neuem aufgieng, und eine bejahrte Frau von mehreren Mitgliedern der Gesellschaft im Triumphe eingeführt, und vor den Stuhl des Präsidenten gebracht wurde. Diese Frau war Madame *Newby*, Hebamme des Gebährhauses der Stadt London, von welcher ich schon viel rühmliches in dem ersten Theile dieses Werkes gesagt habe. Der Präsident redete Madame *Newby* an, und erklärte: dass, da sie seit mehreren Jahren eine grosse Anzahl scheintod gebohrner Kinder durch ihren Fleiss zum Leben gebracht habe, die k. Gesellschaft der Humanität ihr eine goldene Medaille zugestehe. Diese Medaille wurde der tiefgerührten Frau an die Brust geheftet. Ein Mitglied der Gesellschaft dankte in ihrem Namen. Endlich hielt Dr. *Hawes* eine Schlussrede, worauf sich die Gesellschaft trennte. Nie werde ich diesen Tag vergessen. Er war ganz gemacht, um sich mit dem menschlichen Geschlechte auszusöhnen!

Asylum
zur Unterstützung und zum Unterrichte taubstummer Kinder armer Ältern.
(Grange-road, Bermondsey.)

Dieses Institut enthält gegen vierzig Kinder beiderlei Geschlechtes. Sie werden durch den Ertrag einer Subskription verköstiget und unterrichtet. Einige wenige Pensionärs, die sich in dem Institute befinden, machen eine Ausnahme, indem sie einen ansehnlichen Geldbeitrag liefern. Das Alter der Taubstummen ist für ihre Aufnahme auf neun bis vierzehn Jahre festgesetzt. Die Knaben werden zu Künsten oder zu Handwerken, die Mädchen aber zum Dienste auferzogen. Sie lesen, schreiben und rechnen sehr fertig, und einige sind sogar in der Geographie bewandert. Dabei sprechen sie alle auf eine sehr verständliche Weise. Herr *Watson*, der Lehrer der Taubstummen, hat dabei die Beobachtung gemacht, dass seine Zöglinge weit leichter und geschwinder auswendig lernen, wenn sie die Wörter, die man ihnen zu diesem Endzwecke aufgiebt, *laut* aussprechen, als wenn sie dieselben blos in Gedanken wiederhohlen. Die Taubstummen dieses Instituts haben ferner die Fertigkeit, die Sprechenden durch die Bewegungen des Mundes zu verstehen. Diess muss bei den Engländern besonders schwer fallen, da sie im Sprechen den Mund sehr wenig öffnen. Ich kann nicht aufhören von diesem Institute zu reden, ohne

die allda herrschende Ordnung, und die gute Aufnahme, welche mir Herr *Watson* angedeihen liess, öffentlich zu rühmen.

Schule für arme Blinde.

(St. George's Fields.)

Eine kleine, höchst zweckmässige Anstalt, welche ohne allen Schein von Anmassung, und blos auf den wirklichen Nutzen angelegt ist. Sie wurde im Jahre 1800 von einer Gesellschaft wohlthätiger Menschen durch Subskription errichtet. Ein sehr niedliches Haus wurde zu diesem Endzwecke gebauet, und auf das Beste eingerichtet. Die Blinden werden in dieses Institut blos aufgenommen, damit sie so viel lernen, als sie nachher brauchen, um auf eine angemessene Art ihr Brod verdienen zu können. Sie überlassen daher das, in Paris übliche Lesen und Schreiben den Sehenden; und geben sich besonders mit dem Flechten der Körbe und Stricke ab. Die Weiber beschäftigen sich mit Spinnen; einige darunter nähen sogar. Ein Mädchen fädelte zu diesem Endzwecke eine Nadel mit den Lippen mit ausserordentlicher Geschwindigkeit in meiner Gegenwart ein.

Zu den Gegenständen, welche man die Blinden hier noch lehrt, gehört der *Kirchengesang*, den sie nach Noten erlernen. Die Noten werden in gewisse Löcher gesteckt, die sich auf fünf erha-

benen Linien und in den dazwischen liegenden Furchen befinden. Die Takte sind durch querliegende Stangen von Messing angezeigt. Wie der Werth einer jeden Note angegeben wird, konnte ich nicht erfahren, da der Musik-Meister nicht zugegen war.

In dem Augenblicke, in welchem ich das Blinden-Institut besuchte, befanden sich drei und zwanzig Knaben und zwölf Mädchen darin. Über die Hälfte unter ihnen hatte das Gesicht durch die Pocken verlohren. Ich sahe ein Kind, das nicht allein blind, sondern zugleich auch taubstumm war.

Das Blinden-Institut war die erste Anstalt, die ich in England, ohne den Vorstehern eine Empfehlung mitzubringen, besuchte. Dessen ungeachtet wurde ich von Herrn und Madame *Hill* auf die zuvorkommendste Weise aufgenommen. Sie haben auch gewiss alle Ursache, die vortreffliche Anstalt, welche sie leiten, Jedermann ohne Hinterhalt zu zeigen.

Armenschulen.

Jede Pfarre dieser Hauptstadt hat eine eigene Schule für die zu ihr gehörigen Kinder der Armen. Es wird allda in der Religion und Moral, so wie im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht ertheilt. Einmal des Jahres begeben sich die Kinder aller dieser Pfarrschulen in die St. Paul's Kirche,

um eine Predigt anzuhören. Ich genoss dieses grossen Schauspieles den 26. Mai 1803. Unter der ungeheuren Kuppel dieser weltkündig prächtigen Kirche war ein Amphitheater errichtet. Auf dieser unermesslichen Bühne befanden sich sechs tausend rein gekleidete Kinder. Diese stimmten vor und nach der Predigt die gewöhnlichen Psalmen *all' unissono* an. Niemals hat eine Musik eine so grosse Wirkung auf mich gemacht, als dieser sechstausend-stimmige Einklang! — Bald wurde indessen diese Wirkung durch eine ernsthafte Betrachtung verdrängt; nemlich durch die Betrachtung, dass durch die Einrichtung dieser Pfarrschulen unzählbare Individuen, welche sonst der Unwissenheit Preiss gegeben werden und zum allgemeinen Schaden aufwachsen würden, zu nützlichen Staatsbürgern erzogen werden.

Christus - Spital.

(Newgate Street.)

Diese Anstalt trägt blos den Namen eines *Spitals*, denn eigentlich ist sie ein Erziehungshaus für Waisen und andere arme Kinder. Sie gehört daher auch nur des Namens halber zu dem Zwecke des gegenwärtigen Werkes.

Es befinden sich im Christus - Spitale über sechshundert Zöglinge, welche meistens männlichen Geschlechtes sind. Sie werden im siebenten Jahre

aufgenommen, und in dem fünfzehnten entlassen. Diejenigen unter den Zöglingen, welche sich *besonders* durch Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichnet haben, werden auf Universitäten geschickt, wo sie sich dann gewöhnlich der Theologie widmen, die übrigen gehen zum Handel über; daher lernen sie auch vorzüglich Lesen, Schreiben, Arithmetik und Sprachen. Die Zöglinge haben eine sonderbare Kleidung; nemlich einen langen blauen Rock, der bis zum Boden reicht, und lange gelbe Beinkleider. Sie erhalten nur viermal die Woche Fleisch. Die Schlafzimmer, die Hörsäle und der Speisesaal sind sehr geräumig und reinlich gehalten. Das Gebäude selbst aber ist unregelmässig. Die erkrankten Kinder liegen in besondern Infirmerien. Ihre Anzahl belief sich auf siebzehn.

Christus-Spital ist eine königliche Stiftung, welche sich unmittelbar unter der Aufsicht des *Lord Mairs* befindet. Derselben Einkünfte sollen sich auf 30,000 Pfund Sterling belaufen. Davon sollen aber noch gegen dreihundert siebzig Kinder in einem ähnlichen Erziehungshause in *Hertford* verpflegt werden.

Arbeitshäuser.

Wer mit den Grundsätzen einverstanden ist, die ich im ersten Theile dieses Werkes in Hinsicht der Verwaltung des Armenwesens aufge-

stellt habe, dieser wird gleich bei dem ersten Blicke das Fehlerhafte der Anstalten wahrnehmen, die ich zu beschreiben beginne. Die Einrichtung der Arbeitshäuser in London ist nemlich so beschaffen, dass ihr alle Fehler zu Theil werden, die nur immer eine zweckwidrige Austheilung von Allmosen nach sich ziehen kann.

Jede Pfarre dieser Hauptstadt hat *ein* Arbeitshaus, dessen Unterhalt sie bestreitet. An dasselbe wenden sich nun alle dürftigen Pfarrkinder, um Arbeit, oder wenn sie dazu unfähig sind, um Unterkunft zu finden. So sieht man manchmal über tausend Individuen von jedem Alter, in solchen Arbeitshäusern versammelt, die sich allda mit verschiedenen Arbeiten beschäftigen, oder sich wohl auch dem Müssiggange Preis geben. Es ist daher kein Wunder, wenn man unter den Bewohnern solcher Anstalten, wie sich Herr *Towsend* *) ausdrücket, manchmal in einer Person Tobak, Brantwein, Lumpen, Ungeziefer und Insolenz vereiniget findet. Eben so leicht ist es zu begreifen, dass an einem Orte, wo so viele Menschen der niedrigsten Klasse des Volkes einer Hauptstadt versammelt sind, wo die Geschlechter nicht gehörig getrennt werden, und die Kinder unter den Erwachsenen sich befinden, für die Sittlichkeit nicht

*) Dissertation on the poor Laws.

sehr gesorgt seyn könne. Die Jugend ist dabei am meisten zu bedauern. Wer sollte es glauben! — sie ist nicht allein dem Sittenverluste, sondern selbst einer Art von Sklavenhandel ausgesetzt. Ja! — Sklavenhandel treiben die Arbeitshäuser mit den ihnen anvertrauten Kindern, — und diess in dem freiesten Lande der Welt. So sehr sich nemlich die Gesetze in das Mittel gelegt haben, so waren sie bisher nicht im Stande zu verhindern, dass die Kinder aus den Arbeitshäusern *Londons* schaarenweise in die Fabriken von *Manchester*, *Birmingham* u. s. w. getrieben werden, und dass sie allda verlassen, vergessen, unbekannt und ohne allen Schutz sich den ungesundesten Arbeiten widmen, und in der schlechten Gesellschaft, zu der sie stossen, an Leib und Seele verdorben werden müssen. Es ist daher auch kein Wunder, wenn der grösste Theil der Freudenmädchen, welche die Strassen Londons bevölkern, aus Dirnen besteht, die aus den Fabriken von *Manchester* oder *Birmingham* entlaufen sind. — Diess sind die schönen Früchte dieser Arbeitshäuser, welche dem Staate jährlich mehrere Millionen Pfund Sterling kosten! — Aber nicht genug: die Arbeitshäuser dieser Art erstrecken ihren schädlichen Einfluss noch weiter. Der gemeine Mann nemlich, sicher, an denselben eine Stütze im Falle der Noth zu finden, denkt gar nicht an die Zukunft, und lebt, wie man zu sagen pflegt, vollkommen in den Tag hinein. Anstatt die paar Pfennige, welche

ihm von seinem täglichen Gewinn übrig bleiben, für eine Krankheit oder andere dringende Umstände aufzusparen, trägt er sie lieber in die Bierschenke; — anstatt sich nur dann zu verheirathen, wenn wenigstens einige Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dass er im Stand seyn möge, seine Familie zu ernähren, wählet er sich unbesorgt bei dem ersten Triebe ein Weib u. s. w.

Nach einer solchen allgemeinen Beschreibung der Arbeitshäuser Londons würde es meinen Lesern allerdings nicht angenehm oder nützlich seyn können, eine ausführliche Darstellung der Arbeitshäuser ins besondere zu erhalten. Ich werde deshalb auch darauf Verzicht thun, und blos von einem einzigen Arbeitshause Meldung machen.

Arbeitshaus der Pfarre *Mary-le-bone*

(Paddington new road.)

Der Grund zu diesem Arbeitshause wurde im Jahr 1775 gelegt. Es hat einen sehr beträchtlichen Umfang. Dessen Bevölkerung beläuft sich aber auch auf mehr dann tausend Individuen. Im verflossenen Jahre kostete der Unterhalt dieses Arbeitshauses zwei und vierzig tausend Pfund Sterling. Hinzu müssen jedoch die Auslagen gerechnet werden, welche die Unterstützung mehrerer Armen in ihren eigenen Wohnungen; besonders in Hinsicht auf Arzneien, verursacht haben.

Diejenigen Individuen, welche in dem Arbeitshause erkranken, werden in ein eigenes, zu demselben gehörendes Spital gebracht. Dasselbe hat für zwei hundert Kranke Platz, und ist sehr zweckmässig eingerichtet. Die Krankheiten werden abgesondert, je nachdem sie zu der Klasse der Fieber, der Suchten oder der venerischen Übel gehören. Die Bettstellen sind von Eisen, und die Betten selbst sehr wohl eingerichtet.

Dr. *Rowley* ist Arzt an dieser Anstalt. Er hat vieles geschrieben, und ist vor mehreren Jahren durch Deutschland, Frankreich und Italien gereiset. Von Dr. *Rowley*'s Behandlungsweise kann ich keine genaue Nachricht geben, da ich nur einmal Gelegenheit hatte, ihn am Krankenbette handeln zu sehen. Dessen Umgang ist sehr angenehm und befriedigend.

Dr. *Hooper* vertritt die Stelle eines residirenden Arztes an dem Arbeitshause von *Mary-le-bone*. Dessen Name ist durch verschiedene schriftstellerische Arbeiten vortheilhaft bekannt. Unter andern hat Dr. *Hooper* eine *medizinische Encyclopedie*, und ein Werk über die *Eingeweidewürmer* herausgegeben. Anatomie ist dessen Lieblingsfach. *Walther*'s, *Soemering*'s, *Scarpa*'s und *Loder*'s Werke sind ihm eben so gut bekannt, als wenn sie in England erschienen wären. Dr. *Hooper* besitzt ferner ein eigenes *anatomisches* und *pathologisches*

Cabinet, welches ich mit vielem Vergnügen gesehen habe. Die von ihm verfertigten Präparate des Gehörorgans habe ich nicht schöner aus *Scarpa*'s Händen kommen sehen. Unter den pathologischen Präparaten zogen eine mit scirrhösen Drüsen von beträchtlicher Grösse bedeckte harte Hirnhaut, dann eine sehr glücklich eingespritzte *Pseudomembrana*, welche ebenfalls der *duramater* anklebte, vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich. Dr. *Hooper* lässt die wichtigsten Stücke aus seinem Cabinete abzeichnen, und in Kupfer stechen, um sie mit der Zeit bekannt zu machen. Von einem Manne von solchen Fähigkeiten lässt sich nur etwas ausgezeichnetes erwarten. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, Dr. *Hooper*'s Gefälligkeit und Artigkeit anzurühmen.

Gesellschaft zur Verbesserung des Armenwesens.

Es lässt sich leicht erwarten, dass eine so solid aufgeklärte Nation, wie die Englische, die fehlerhafte Einrichtung ihrer eigenen Arbeitshäuser und der damit verbundenen Armenversorgung von selbst einsehe. Diess ist auch wirklich der Fall. Um dem allgemeinen Übel doch wenigstens in etwas zu steuern, hat sich daher eine Gesellschaft gebildet, welche besonders dort auszuhelfen sucht, wo die öffentliche Hilfe nicht hinreicht, oder zweckwidrig angewendet wird. Die Gesellschaft

zur Verbesserung des Armenwesens hat daher auch vorzüglich auf zwei Gegenstände Rücksicht genommen, nemlich auf die Verbesserung der Wohnungen armer Leute, und auf die Versorgung ihrer Kinder. Diess sind auch gewiss die besten Mittel, um die Armen abzuhalten, bei den Arbeitshäusern Hilfe zu suchen, und ihre Kinder allda dem Verderben Preis zu geben.

Militär - Spitäler überhaupt.

Wenn ich mich auf die von allen Seiten erhaltenen Nachrichten verlassen kann, so ist die Medizinalverfassung der Britischen Armee weit unter dem Grade von Vollkommenheit, den sie bei den meisten übrigen Europäischen Mächten erhalten hat. Zuverlässig ist es, dass bisher kein allgemeines System in dieser Hinsicht ergriffen worden. Jedes Regiment hat sich daher diejenige Medizinalverfassung gegeben, welche dem Obersten desselben am zweckmässigsten geschienen hat. Hierzu kommt noch der Umstand, dass in ganz Britannien keine einzige Anstalt besteht, wo junge Ärzte und Wundärzte sich zum Militärdienste bilden könnten. Nicht dass ich der Meinung wäre, jeder Staat müsse zu diesem Endzwecke *eine eigene, und von dem Civil - Unterrichte getrennte Schule* errichten, wie diess z. B. in der Österreichischen Monarchie Platz findet, sondern

weil ich glaube, dass diejenigen jungen Leute, die sich dem so wenig einträglichen medizinisch-chirurgischen Militärdienste zu widmen gedenken, alle mögliche Aufmunterung und Unterstützung verdienen. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die in der Preussischen Monarchie bestehende Einrichtung des Unterrichtes für Militär-Ärzte und Wundärzte als ein Muster anzuführen. Die Zöglinge geniessen in *Berlin* keines besondern Unterrichtes, sondern sie besuchen die medizinisch-chirurgischen Vorlesungen, welche von den Mitgliedern des medizinischen Collegiums für *civil* Ärzte und Wundärzte ohnehin gegeben werden. Um die Zöglinge jedoch frühe an Ordnung und militärische Disciplin zu gewöhnen, und um ihre Verpflegung so wenig als möglich kostspielig zu machen, bewohnen sie unter gehöriger Aufsicht und Leitung ein und dasselbe Haus. Bevor die Zöglinge der *Pépinière* (so heisst nemlich diese Anstalt) zu den Studien der Heilkunde gelassen werden, ist Sorge getragen, dass sie vorher einigermassen gebildet und vorbereitet werden. Wie sollte es denn auch möglich seyn, rohe, in allen Zweigen der Hilfs- und Vorbereitungs-Wissenschaften unwissende Leute gerade zum Studium der Heilkunde zu führen? Damit endlich die Zöglinge der *Pépinière* nicht blos theoretischen Unterricht erhalten, geniessen sie die Gelegenheit, sich in dem Krankenhause, *Charité* genannt, sowohl im Fache der medizinischen, als in jenem der chirurgischen

Praxis zu bilden. Die Preussischen Armeen erhalten auf diese Art gebildete und erfahrne Heilkünstler, deren sich in gleichem Verhältnisse gewiss wenige andere Kriegsheere rühmen können. Es wäre ungerecht von mir, den Namen des Mannes zu verschweigen, dem nach *Theden* die Preussische Monarchie die gegenwärtige, vortreffliche Einrichtung des medizinisch-chirurgischen Studiums für die Militär-Ärzte und Wundärzte, zu verdanken hat, und welcher mit einem Eifer ohne gleichen für das Beste der von ihm errichteten *Pépinière* arbeitet. Indem ich Herrn General-Chirurgum *Georke* nenne, ergreife ich zugleich die Gelegenheit, diesem in jeder Hinsicht verehrungswürdigen Manne meinen öffentlichen Dank für die viele Mühe, welche er sich gegeben hat, mir jede Stunde meines unvergesslichen Aufenthalts in *Berlin* lehrreich und angenehm zu machen, abzustatten.

John Hunter hatte sich alle Mühe gegeben, das ihm anvertraute Gesundheits-Wesen der Britischen Armeen auf einen bessern Fuss zu bringen. Ihm hat man auch in dieser Hinsicht sehr vieles zu verdanken. Da nemlich *John Hunter* nicht allein dem meisten jungen Wundärzten *Londons* Unterricht gab, sondern auch mehrere unter ihnen selbst an das Krankenbett führte, so war es ihm leicht, die fähigsten unter seinen Schülern zu kennen, und sie zum Armeedienste zu befördern. Da-

bei hatte er immer die Rücksicht, die Anfänger der Leitung solcher Männer anzuvertrauen, die hinlängliche Kenntnisse im Fache der Arzneikunde hatten, und daher im Stande waren, ihre Untergebenen zu belehren.

Nach *John Hunter*'s Tode wurde eine neue Ordnung der Dinge eingeführt. Vermög dieser darf kein Wundarzt das Amt eines Arztes in der Armee versehen, wenn er nicht auf einer der beiden Universitäten Englands das Doctor-Diplom erhalten hat, und wenn er nicht dem Collegio der Ärzte in London assozirt ist. Diese Verordnung dürfte gut scheinen, wenn man nicht wüsste, dass auf jenen Universitäten, d. i. in *Oxford* und *Cambridge* beinahe keine Gelegenheit, Arzneikunde zu lernen, seie, und dass, um die wenige Gelegenheit zu benützen, welche allda existirt, ein so grosser Aufwand von Zeit und Geld erfordert würde, welcher alle, nicht sehr vermögliche, Studierende ausschliesst. Und doch muss man erwarten, dass sich blos wenig Beglückte dem gefahrvollen, unbequemen und uneinträglichen medizinischen Militärdienste widmen werden.

Zu allen dem kommt noch der Umstand, dass der Oberste Feldarzt der Englischen Armeen nie selbst im Felde war, und daher nicht praktisch in dem Fache, welchem er vorsteht, unterrichtet ist.

Da in der Britischen Armee jedes Regiment, um so zu sagen, seine eigene Medizinalverfassung hat, so lässt sich leicht voraussehen, dass dieser nemliche Fall auch in Hinsicht der Spitäler Platz finden werde. Wirklich ist man auch in England den besondern *Regiments-Spitälern* treu geblieben, deren Existenz sehr precair ist; indem sie nach Umständen bald da, bald dort hin verlegt werden. Ich werde daher blos *ein* eigentliches Militär-Spital beschreiben, welches sowohl wegen seiner Grösse, als wegen seiner vortrefflichen Einrichtung sehr merkwürdig ist, nemlich das

Königliche Artillerie-Spital in Woolwich.

Ich werde der Beschreibung dieses Spitals einige Nachrichten vorausschicken, die mir nicht ohne alles Interesse zu seyn scheinen.

Das Städtchen *Woolwich* ist sieben englische Meilen von *London* entfernt. Dessen Lage, am Fusse einer Anhöhe und an dem Ufer der Themse, ist sehr schön. *Woolwich* selbst ist wegen des sich allda befindlichen *Artillerie-Dépot*'s für die Armee und Marine merkwürdig. Es gehen täglich und zu allen Stunden öffentliche Wägen von verschiedenen Theilen der Stadt *London* nach *Woolwich* ab. Ich benützte einen derselben den 18. Mai 1803, und begab mich zu Dr. *Rollo*, Arzt an dem Artillerie-Spitale. Er war von meiner An-

kunft vorher unterrichtet, und hatte die Güte gehabt, sich auf diesen ganzen Tag von Geschäften frei zu machen. Nachdem dieser Arzt mir eine allgemeine Idee der Anstalt, die ich besehen wollte, gegeben hatte, begaben wir uns zu derselben. Die Lage des Spitals fiel mir zuerst auf. Dieses liegt nemlich in einer gesunden, erhabenen Gegend, und geniesst einer sehr schönen Aussicht. Dieser letzte Umstand ist vorzüglich für Wiedergenesende erwünschlich; denn welche Wonne ist es nicht, nach einer gefährlichen langen Krankheit den Anblick der Naturschönheiten wieder zu geniessen! Etwas geht indessen diesem Spitale doch ab, — ich meine die gehörige Menge von Wasser. Hieran ist wahrscheinlich dessen erhabene Lage Schuld; indem es sechzig Fuss höher, als die Themse während der Fluth, liegt.

Das Gebäude selbst besteht aus einem *Corps de logis*, und zwei sich gegenüber stehenden Flügeln. Jenes dienet zur Wohnung für wirkliche Kranke. In einem Flügel befinden sich die Wiedergenesenden, und in dem andern wohnen die Wundärzte.

Das Spital ist drei Stock hoch. Jeder Stock ist durch zwei Gänge, wovon der eine der Länge, der andere der Breite nach gehen, durchkreutzet. Seitwärts an jedem Gange befinden sich die Krankenzimmer. Jeder Stock enthält deren zwölf. Acht

derselben sind gross, und können bis sechs Kranke enthalten. Die übrigen vier kleinern Zimmer sind für einzelne Kranke bestimmt. Zu ebener Erde befinden sich die Küche, die Waschstube, die Wohnung der Krankenwärter, und selbst einige Reserv-Krankensäle. Der Bau der Flügel dieses Gebäudes gleicht vollkommen jenem des *Corps de logis.*

Die Bettstellen sind hier durchgehends von Eisen. Da die Wiedergenesenden ihre Bette nicht den ganzen Tag brauchen, und da sie hingegen in ihren Wohnzimmern mehr Platz nöthig haben, um sich bewegen zu können; so sind ihre Bettstellen so eingerichtet, dass die untere Hälfte derselben aufgeschlagen, und rückwärts gegen die Wand gelegt werden kann. Jedes Bett sowohl der Kranken als der Reconvalescenten ist blos mit einem Strohsacke versehen. Das Stroh wird öfters gewechselt, und das gebrauchte verbrannt. Die Fenster und Thüren sind mit Ventilatoren versehen. Da aber diese Ventilatoren des Winters blos *kalte Luft* herbeiführen würden, und es wegen Holzersparniss, und damit sich die Kranken nicht erkälten, zu wünschen ist, dass die erneuerte Luft *warm* zuströme; so hat man zu diesem Endzwecke folgende einfache und nicht kostspielige Verfügung getroffen: In der, wie gesagt, zu ebener Erde sich befindenden Küche sind einige grosse Röhren angebracht, welche durch das Feuer gehen, welches

zum Kochen ohnehin nöthig ist. Diese Röhren gehen von der Küche in den ersten Stock, und eröffnen sich allda in die Gänge, welche auf diese Art mit warmer frischer Luft versehen werden, die sie dann beim Eröffnen der Thüren der Krankenzimmer zukommen lassen: Aber nicht genug, die Krankenzimmer werden selbst unmittelbar mit warmer frischer Luft versehen. Diess wird auf folgende Weise bewirkt: Eine Röhre leitet die äussere Luft hinter den Kamin, welcher sich in jedem Krankenzimmer befindet, und öffnet sich sodann an den Seiten desselben. Auf diese Art wird die Luft, während ihres Laufes hinter den Kamin, dermassen erwärmet, dass man kaum die Hand vor der Öffnung halten kann, welche an der Seite des Kamins angebracht ist.

Jeder Stock hat zwei mit Wasser versehene Retiraden, wohin sich alle diejenigen Patienten begeben, welche die hiezu erforderliche Bewegung machen können. Den übrigen wird der Nachtstuhl oder die Leibschüssel, so oft es nöthig ist, gebracht, und, nachdem man sie gebraucht hat, alsogleich wieder entfernt.

Hinter dem Spitale befindet sich ein Ort, wo die Kranken Bewegung machen können. Man hatte sogar gedacht, allda gymnastische Spiele anzubringen; allein die Furcht, hiedurch zu Unordnungen An-

lass zu geben, hat die Ausführung dieses Gedanken verhindert.

In einiger Entfernung von dem Krankenhause befindet sich das *Leichenhaus*, d. h. der Ort, wo die Leichen so lange aufbewahrt werden, bis die Leblosigkeit des Körpers ausser allen Zweifel gesetzt ist. An dieses Leichenhaus gränzet die *Secierstube*. Dr. *Rollo* hat es sich zum Gesetze gemacht, alle Leichen zu eröffnen. Neben der Secierstube befindet sich ein Ort, wo die Wäsche, die Bettdecken u. dgl., welche von Patienten gebraucht wurden, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, durchräuchert werden. Dieser Ort kann hermetisch verschlossen werden. Sobald nemlich die Wäsche darin ist, welche man durchräuchern will, so wird ein eiserner Topf, der ein Gemenge von einem Theile Salpeter und zwei Theilen Schwefel enthält, dahin gebracht, und eine brennende Kohle hineingeworfen. Hierauf entfernt man sich schnell, und lässt die Durchräucherung vier und zwanzig Stunden hindurch sich selbsten über.

Das Spital hat ferner eine *Baadeanstalt*, welche die Gelegenheit darbiethet, kalte, warme und Dunstbäder gebrauchen zu lassen. In einem eigenen dazu bestimmten Zimmer ist auch ein elektrischer Apparat vorhanden.

So wie ein Artillerist erkranket, und es dem Wundarzte, welcher ihn untersuchet, wahrscheinlich vorkommt, die Krankheit dürfte über vier und zwanzig Stunden dauern; so muss er in das Spital aufgenommen werden. Bevor der neu aufgenommene Kranke in das ihm angewiesene Bett gebracht werden kann, muss er zuerst vom Kopfe an bis zu den Füssen mit frischer Wäsche und Spitalkleidung versehen werden. Noch ehe man ihm diese anleget, wird er, besonders wenn die Krankheit ansteckend ist, und es die Umstände des Übels erlauben, am ganzen Körper gewaschen. Die Hemden, Nachtmützen und Leintücher werden, wenn es nicht öfters nöthig ist, zweimal die Woche gewechselt. Eben so oft müssen die Patienten rasirt und gekämmt werden.

Die Krankheiten kommen nicht unbedingt zusammen, sondern man theilt sie nach ihrer Natur in die verschiedenen Zimmer ab. Die Hauptabtheilungen sind: Für äussere Übel, Fieber, chronische Brustkrankheiten, andere langwierige Übel, venerische Krankheiten und Krätze. Patienten mit komplizirten Beinbrüchen legt Dr. *Rollo* immer einzeln. Er will nemlich bemerkt haben, dass die komplizirten Beinbrüche in Spitälern darum so oft übel ausgehen, weil die Kranken meistens von bösartigen Fiebern ergriffen werden, wenn sie mit den übrigen Patienten Gemeinschaft haben.

Um die Gemeinschaft zwischen den Fieber-Patienten und den nicht fieberhaften übrigen Kranken zu verhindern, ja selbst um alle Communication zwischen den Personen, welche jene und diese bedienen, abzuschneiden, ist eine eigene Schildwache aufgestellt. In den Zimmern, welche für fieberhafte Kranke bestimmt sind, wird ganz besonders auf die Reinlichkeit gesehen. Nebstdem werden die Räucherungen mit oxygenirter Salzsäure, sowohl in den Krankenzimmern selbst, als in den dazu führenden Gängen, vorgenommen. Hr. *Cruikshank*, Chemist und Apotheker an dem Artillerie-Spitale, hat zu diesem Endzwecke folgende Methode vorgeschlagen:

Nimm Pulverisirten Braunstein, zwei Theile.
Küchensalz, vier Theile.
Concentrirte Schwefelsäure, drei Theile.
Wasser, einen Theil.

Mit dieser Mischung werden verschiedene Töpfe gefüllt, so, dass sich der angenehme Geruch der oxygenirten Salzsäure im ganzen Zimmer verbreitet, ohne dass man von den Dünsten incommodirt wird.

Die Anzahl der Kranken beläuft sich überhaupt auf hundert zehn bis auf hundert sechzig Köpfe. Ihre Kost ist gut. Morgens und Abends erhalten sie bei der ganzen Portion, Thee oder

Habermehl-Suppe. Mittags giebt man ihnen zwölf Unzen Fleisch mit Erdäpfeln oder mit einem andern Gemüse, dann zehn Unzen Brod, ein Pfund Fleischbrühe, und eine halbe Mass Bier. Wein wird nur im Nothfalle und als Arznei verschrieben.

Die Ärzte oder vielmehr die Wundärzte, welche an diesem vortrefflichen Spitale angestellt sind, haben aus ihren eigenen Mitteln eine *medizinisch-chirurgische Bibliothek*, welche bereits auf sechs hundert Bände angewachsen ist, errichtet. Zugleich besorgen sie aus eigenem Triebe, dass alle merkwürdigen Gegenstände, welche sich bei den Leichenöffnungen darbiethen, in einem dazu bestimmten *pathologischen Cabinete* aufgestellt werden.

Nachdem ich einige Stunden mit der Besichtigung des Artillerie-Spitales zugebracht hatte, führte mich Dr. *Rollo* in *Woolwich* herum, um mir alles zu zeigen, was auf das Artilleriewesen Bezug hat. Schade, dass ich zu zerstreuet war, um alle Gegenstände, die sich mir darbothen, und welche ein Fremder so selten zu sehen bekommt, wie sie es verdienten, beobachten zu können. Von einer Seite gieng mir nemlich das viele Merkwürdige im Kopfe herum, das ich im Spitale gesehen hatte, von der andern wollte ich Dr. *Rollo's* Gesellschaft so viel als möglich zu benutzen suchen. Meine Hauptabsicht gieng dahin, meinen Begleiter

auf diejenigen Gegenstände zu leiten, in deren Bearbeitung er sich als Schriftsteller so vortheilhaft ausgezeichnet hatte, und mir auf diese Art, ich möchte sagen, eine neue mündliche Edition seiner Werke zu verschaffen.

Das Gespräch fiel dem zu Folge vorzüglich auf den *Diabetes* oder die Harnruhr. Dr. *Rollo* hat bekanntlich ein klassisches Buch über diese sonderbare Krankheit herausgegeben. Seit der Bekanntmachung der zweiten Auflage desselben sind dem Verfasser noch mehrere Fälle vorgekommen, welche zur Bestätigung seiner Lehre dienen. Es soll sich nemlich immer mehr und mehr bestätigen, dass eine *streng animalische Kost*, und die vollkommenste Enthaltung von allen *Vegetabilien*, wenn sie auch die Krankheit nicht heilen, doch sicher den Zuckergehalt des Urins ansehnlich vermindern, oder wohl auch gar verschwinden machen.

Die krankhafte Veränderung des Harnes bei dem Diabetes führte uns auf die Betrachtung der krankhaften Veränderung, welche der Urin bei andern Krankheiten erleidet. Wir stimmten in die Klage ein, dass so wenige chemische Analisen in dieser Hinsicht vorgenommen werden, und dass überhaupt die Beschauung des Urins von so vielen Ärzten vernachlässiget wird. Der Einfluss der Mode auf die Heilkunde entgieng uns bei dieser Gelegenheit nicht. Ehemals wollte man nemlich

aus dem Urin allein die Krankheiten erkennen; itzt, weil Marktschreier und Afterärzte ihr Spiel damit getrieben hatten, bekümmert man sich öfters nicht um eine genauere Untersuchung dieser wichtigen Flüssigkeit. Dr. *Rollo* wünschte vorzüglich, dass man auf die Modifikationen Obacht geben möchte, welche der Harn unter dem Gebrauche verschiedener Arzneimittel leidet. Er hat die Beobachtung gemacht, dass wenn ein Kranker einige Tage hindurch eine beträchtliche Dose von Salpeter oder von oxygenirter, salzsauren Potasche zu sich nimmt, dessen Harn diese nemlichen Salze reichlich enthalte. Diess soll indessen dann nicht geschehen, wenn der Kranke, nachdem er jene Salze eingenommen hat, verdünnte Schwefelsäure nachtrinkt. Unter dem Gebrauche der *Angustura*-Rinde hat Dr. *Rollo* beobachtet, dass sich der Urin schwarz färbe. Ich theilte ihm eine ähnliche Erfahrung mit. Als ich nemlich eine Gattung Chinarinde gegen intermittirende Fieber versuchte, welche die Spanier *China Guaiana* nennen, beobachtete ich, dass der Harn dieser meiner Kranken stets eine *grüne* Farbe annahm.

Da Dr. *Rollo* seinem Werke über den *Diabetes* zugleich einige Bemerkungen über die *Wirkung der Salpetersäure in venerischen Krankheiten* hinzugefügt hat, so gieng unser Gespräch natürlicher Weise auch zu diesem letzten Gegenstande über. Dr. *Rollo* stimmt nun damit überein, dass es nicht

möglich seie, eine venerische Krankheit blos durch Salpetersäure zu heilen. Er glaubt aber, dass die Salpetersäure abwechselnd mit Quecksilber gegeben bewirke, dass eine weit geringere Menge dieses letzteren Mittels hinreiche, um die Heilung der *lues* zu erreichen. Über diese Behauptung wage ich nicht zu entscheiden; hingegen stimme ich darin mit Dr. *Rollo* überein, dass die Salpetersäure unter folgenden Umständen ein passendes Mittel in der Behandlung venerischer Kranken seie: wo nemlich die Kranken schon viele Quecksilberpräparate ohne den erwünschten Erfolg genommen haben, wo ihre Leibesbeschaffenheit sehr zerrüttet ist, und eine scorbutische Anlage bemerket wird. Hier, sage ich, leistet die Salpetersäure manchmal erwünschte Dienste, d. h. sie bessert die Constitution des Kranken dermassen, dass viele krankhafte Zufälle verschwinden, und dass man die zur Vollendung der Heilung noch erforderliche Menge Quecksilber ohne Schaden beibringen kann. Wir stimmten ferner in der Beobachtung überein, dass die Salpetersäure, wenn sie auch bis zu einer halben Unze des Tages gegeben wird, die Esslust dennoch nicht allein nicht zerrütte, sondern eher vermehre, und dass die Ausleerung des Harns unter ihrem Gebrauche meistens sehr befördert werde.

Dr. *Rollo* theilte mir endlich ein Schreiben mit, das er vor kurzem von seinem Freunde Dr. *Scott* aus Ostindien erhalten hatte. Dieser versicherte

in demselben, dass er die Salpetersäure nicht allein mit grossem Nutzen statt des Quecksilbers in der Lues gebrauche, sondern dass er sie auch bei Leberkrankheiten dem Mercurius mit glücklichem Erfolge substituire. Eben so empfahl Dr. *Scott* den Gebrauch von lauen, mit Salpetersäure geschwängerten Bädern bei chronischen Ausschlägen der Haut. Dr. *Rollo* sagte mir bei dieser Gelegenheit, dass er schon lange die Krätze durch das Waschen mit diluirter Schwefelsäure mit Nutzen behandle.

Diese ernsthaften Gespräche bekamen endlich bei einem gut Englischen Mittagsmahle eine andere Richtung. Dr. *Wittmann*, meines Wirthes Freund, machte uns besonders durch mehrere Erzählungen aus dem glorreichen Feldzüge der Engländer in Egypten, den er als Arzt mitgemacht hatte, viel Vergnügen. Überhaupt wäre mir an diesem Tage nichts zu wünschen übrig geblieben, wenn ich das Vergnügen hätte haben können, die Bekanntschaft des Herrn *Cruikshank* zu machen. Dieser grosse Chemiker hatte sich aber zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit auf einige Zeit von *Woolwich* entfernt.

Königliches Invaliden-Haus in Chelsea.

Chelsea ist ein kleines Dorf, welches ungefähr zwei Englische Meilen von Westminster ent-

fernt liegt. Das dort bestehende Invaliden-Haus ist sehr schön und regelmässig gebauet. Vor demselben befinden sich zwei grosse, mit Bäumen umgebene Wiesen; rückwärts liegt ein schöner Garten, hinter welchem die Themse läuft. Man hat diesen Fluss benutzt, und durch zwei Kanäle den Garten und das daran gränzende Invaliden-Haus mit Wasser versehen.

Als man unter König *Karl dem zweiten* den Grund zu dieser Versorgungsanstalt legte, bestand die ganze Britische Armee aus fünfzig tausend Mann; nun zählet sie allein drei und dreissig tausend Invaliden. Es ist folglich leicht zu begreifen, dass die Anstalt in *Chelsea* nicht für alle diese Leute Platz haben könne. Sie ist auch wirklich nur im Stande, fünf hundert Invaliden aufzunehmen. Nach *Chelsea* kommen nemlich blos diejenigen Invaliden, welche sehr gebrechlich und ganz verlassen sind. Der Regel nach werden zwanzig Jahre Dienst erfordert, um als Invalid angesehen zu werden.

Die Invaliden sind in der Versorgungsanstalt zu *Chelsea* sehr gut gekleidet. In Hinsicht der Kost soll es nicht eben so gut bestellt seyn. Doch fand ich das Brod sehr gut. Die Zimmer, worin die Invaliden schlafen und wohnen, sind beträchtlich gross, so, dass sie beinahe alle sechzig Mann enthalten können. Jeder Invalide hat

seine Wohnung und sein Bett in einer Gattung von Verschlag aufgeschlagen, wodurch freilich dem freien Durchzuge der Luft ein Hinderniss gesetzt werden muss. Indessen ersetzt die grosse Reinlichkeit wieder alles, was von dieser Seite verlohren geht.

Die kranken Invaliden werden von den gesunden abgesondert. Der berühmte Dr. *Moseley* behandelt sie als Arzt, und Hr. *Keat* als Wundarzt. Dr. *Moseley* hatte die Güte, mir das ganze Invaliden-Haus auf das genaueste zu zeigen. Ich hatte es vorher schon in Augenschein genommen, da Herr Oberst *Mathiews* mir die Gefälligkeit erwiesen hatte, mich darin herumzuführen. Diesen beiden Männern verdanke ich einige der angenehmsten Tage, die ich in *London* zugebracht habe. Dr. *Moseley* hat mir besonders manchen Weg zu meiner Belehrung gebahnt. Es ist sehr natürlich, dass die Krankheiten heisser Himmelsstriche einen Hauptgegenstand unseres Gespräches ausmachten, da Dr. *Moseley* über diesen Gegenstand ein klassisches Werk geschrieben hat. Besonders sind wir ihm Dank schuldig, dass er darin das Vorurtheil bekämpft hat, in heissen Himmelsstrichen könne selten oder nie Ader gelassen werden. Dr. *Moseley* versicherte abermals mündlich, dass dieses grundfalsch seie, indem er sehr oft während der grössten Hitze in *Jamaika* diese Operation mit dem glücklichsten Erfolge vorgenommen habe. —

Ich kann nicht aufhören, von Dr. *Moseley* zu sprechen, ohne eines würdigen Mannes Erwähnung zu machen, den ich bei ihm kennen gelernt habe. Herr *Ross*, ein sehr reicher Particulier aus Schottland, hat mich kaum zufälliger Weise bey Dr. *Moseley* kennen gelernt, als er mir schon die angenehmsten Anerbiethungen machte, die man nur einem Fremden machen kann. Er setzte mich nicht allein mit mehreren Menschen in Verbindung, die mir nachher sehr nützlich waren, sondern forderte von mir, dass ich einige Zeit bei seiner Familie im nördlichen Schottland auf dem Schlosse *Montrose* zubringen sollte, von welcher gütigen Einladung ich leider keinen Gebrauch machen konnte.

Königliches Spital der Invaliden-Seeleute in Greenwich.

Der Ort *Greenwich* liegt fünf Englische Meilen von *London* entfernt, und dicht an der Themse. Dieser Fluss ist von der Londner Brücke an bis *Greenwich* so sehr mit Schiffen bedeckt, dass die Mastbäume derselben, im strengen Sinne des Wortes, einen fünf Meilen langen Wald bilden.

Der wahrhaft königliche Pallast, welcher den See-Invaliden zum Wohnorte dienet, liegt am Ufer der Themse. Ja er liegt dermassen nahe an diesem Flusse, dass man von dem Pallaste aus das Geräusch der Segel der vorbeifahrenden Schiffe

höret. Wenn ich die Wirkung abrechne, welche der Rheinfall bei Schaffhausen auf mich gemacht hat, so kann ich sagen, dass mich noch nichts so sehr frapirte, als dieses nicht zu beschreibende Schauspiel. Nirgends haben auch Natur und Kunst ihre Meisterstücke so vollkommen vereiniget, als sie es hier thaten. Während dem man nemlich von der vordern Seite des Pallastes aus die fruchtbare Ebene bemerkt, durch welche sich die Themse schlängelt, so sieht man rückwärts desselben einen majestätischen Park, der sich auf eine Anhöhe erstrecket, auf deren Gipfel das berühmte *königliche Observatorium von Greenwich* gebaut ist.

Der Pallast selbst besteht aus vier prächtigen Gebäuden, wovon zwei das *corps de logis*, und die übrigen die Flügel bilden. Zwischen letztern findet ein Platz statt, dessen Breite zwei hundert drei und siebenzig Fuss beträgt, und der eigentlich die Terasse bildet, an welcher die Themse vorbeifliesset. Mitten auf jenem Platze steht die Statue des Königs *Georg des Zweiten.*

Jedes der vier Gebäude, welche zusammen den Pallast der See-Invaliden ausmachen, hat seinen eigenen Namen. — *King Charles Building* enthält fünfzehn Säle, in welchen für drei hundert ein und dreissig Betten Raum ist. *King Williams Building* hat eilf Säle mit fünf hundert neun und fünfzig Betten. *Queen Anna's Building* besteht

aus vier und zwanzig Sälen, und kann vier hundert sieben und dreissig Betten enthalten. *Queen Mary's Building* zählt dreizehn Säle und hundert zwanzig Betten.

Die Säle sind geräumig und gut gelüftet, obwohl jeder Invalide einen Verschlag bewohnt, welcher einer Kajüte gleicht. Das innere beinahe jeder Kajüte ist nach Willkühr des Bewohners mit Bildnissen berühmter Admiräle oder mit Kupferstichen, welche Seeschlachten vorstellen, und hie und da auch mit einigen Karrikaturen ausgeschmücket.

Die Anzahl der hier befindlichen See-Invaliden belief sich, als ich diese Anstalt besuchte, auf zwei tausend vier hundert und zehn. Rechnet man aber die Dienstleute und Beamte dazu, so kann man die Bevölkerung dieses Gebäudes auf drei tausend Personen schätzen.

Jeder Invalide bekommt alle zwei Jahre ein Kleid von blauem Tuche, einen Hut, drei Paar Hosen von gesponnener Wolle, drei Paar Schuhe und vier Hemden.

Die Kost besteht aus sechzehn Unzen Brod und zwei Mass Bier täglich; Sonntags und Dinstags erhalten die Invaliden nebstbei ein Pfund Schöpsenfleisch; Montags, Donnerstags und Sonnabends ein Pfund Kalbfleisch, und Mittwoche und

Freitags eine Bohnensuppe sammt Käse und Butter.

Die Offiziere erhalten nebstdem wöchentlich dritthalb Schillinge, die Unteroffiziere anderthalb Schillinge, und die Gemeinen einen Schilling.

Nicht alle Invaliden der Britischen Marine befinden sich in *Greenwich* selbst. Über drei tausend werden nemlich als Pensionairs *(out-pensioners)* ausser der Anstalt mit sieben Pfund Sterling des Jahres erhalten. Das Alter giebt keinen Anspruch auf Invaliden-Versorgung, da die königliche Marine blos die Verwundeten oder zu Krüppel gewordenen Seeleute zu besorgen übernommen hat. Die Admiralität entscheidet über die Aufnahme der Supplikanten.

In einiger Entfernung von dem Invaliden-Pallaste liegt das dazu gehörende Krankenhaus. Wie nemlich ein Invalide erkranket, so wird er sogleich von den übrigen abgesondert, und in das Spital transferirt. Dieses enthält zwei hundert sechs und fünfzig Betten, die in vier und sechzig Zimmer vertheilt sind. Jedes Zimmer hat folglich vier Betten. Die äussern Krankheiten werden von den innern abgesondert. Reinlichkeit und Ordnung sind bewunderungswerth. Dr. *Robinson* ist Arzt dieses Instituts. Er hat bereits ein hohes Alter erreicht, und brachte einen grossen Theil sei-

nes Lebens auf der See zu. Wie gern müssen sich die alten Seeleute von einem solchen Manne behandeln lassen! — Ich mache Dr. *Robinson*'s Bekanntschaft durch einen Brief, den ich *Sir Walter Farquhar* zu verdanken hatte. Jener gute Mann war äusserst höflich, und bemühte sich nicht wenig, um mir alles genau zu zeigen. Auf die Frage, — ob man irgend eine besondere Krankheit unter den See-Invaliden bemerke? — antwortete Dr. *Robinson:* Nein. Die meisten haben des Winters die, alten Leuten eigenen, Brustkrankheiten. Doch bemerkt man, vielleicht mehr als anderswo, eine grosse Menge Leistenbrüche.

Mit der Krankenbedienung verhält es sich folgender Massen: Sie wird durch Witwen von Seeleuten, welche über fünf und vierzig Jahre alt seyn müssen, besorgt. Diese Weiber dienen überhaupt in der ganzen Anstalt. Ihre Zahl beläuft sich auf hundert neun und vierzig. Auf vier Krankenzimmer rechnet man *eine* Wärterinn, und *eine* Gehülfinn. Sie werden wie die Invaliden selbst verpfleget, und erhalten von acht bis sechzehn Pfund Sterling jährliche Besoldung.

Aber nicht allein für See-Invaliden und ihre Witwen, sondern auch für die Kinder der Seeleute ist gesorgt. Es ist letzteren ein eigenes ansehnliches Gebäude angewiesen, wo sie zum Seedienste erzogen werden. Die Anzahl dieser Kinder be-

läuft sich auf hundert und siebenzig. Sie lernen Lesen und Schreiben, und werden vorzüglich in den Grundsätzen der Mathematik und Nautik unterrichtet. Mitten in ihrem Hause befindet sich ein grosser Platz, wo die Jungen herumlaufen können. Auch ist ihr Aussehen sehr gut. Besonders haben mir die Schlafzimmer in dieser Anstalt gefallen. Die Betten hängen in doppelten Reihen an Pfeilern, die so, wie sie es in den Ställen zu seyn pflegen, gestellt sind.

Diejenigen unter den Zöglingen, welche sich besonders gut verwenden, erhalten bei einer öffentlichen jährlichen Prüfung Prämien. Diese bestehen in Land- oder Seecharten, in mathematischen Instrumenten u. s. w. — Nachdem die Knaben drei Jahre in dem Institute gelernet haben, kommen sie auf sieben Jahre zum Seedienste; dann sind sie ihre eigene Herren.

Königliches Institut von Britannien.

(Albermale street, Piccadilly.)

Mit den bisher angeführten Gegenständen hätte ich nun die Beschreibung der Spitäler und übrigen Wohlthätigkeits-Anstalten *Londons* geendiget. Es bliebe mir daher noch übrig, von den medizinischen Lehranstalten, von den naturhistorischen, anatomischen und pathologischen Cabineten, von den Gelehrten-Gesellschaften, von den

Gefängnissen und einigen wenigen andern Gegenständen zu sprechen, um diese Hauptstadt verlassen, und zu der Beschreibung entfernterer Anstalten schreiten zu können. Bevor ich mich jedoch mit den erwähnten Gegenständen abgebe, seie es mir erlaubt, meine Beobachtungen über das *königliche Institut von Britannien* hier anzuführen. Obwohl nemlich dieses Institut nicht strenge zu den Gegenständen gehöret, welche ich mir zu beschreiben vorgenommen habe, so hat es doch für jeden gebildeten Menschen ein solches Interesse, dass ich mir schmeichle, meine Leser werden es gern sehen, wenn ich eine Ausnahme in Hinsicht desselben mache, und ihnen eine kurzgefasste Beschreibung davon sammt einigen von mir darüber gemachten Beobachtungen mittheilen werde.

Das *königliche Institut von Britannien* verdankt seine Entstehung dem Herrn Grafen *Rumford*. Dieser unvergleichliche Freund der Menschen und Wissenschaften entwarf den Plan dazu, und führte ihn zugleich mittelst einer veranstalteten Subskription aus, als er sich im Jahre 1800 einige Zeit hindurch in London aufgehalten hatte. Der Zweck des Institutes ist doppelt: erstens ist es bestimmt, alle gemeinnützliche Entdeckung und Vervollkommungen, welche in dem Gebiethe der Wissenschaften und Künste gemacht werden, geschwind und allgemein unter alle Klassen von Bürgern zu verbreiten, und zweitens die Mittel an die Hand zu

geben, die vorzüglich geeignet sind, um die Wissenschaften zur Vervollkommung der Künste und Manufakturen anwenden zu können.

Herr Graf *Rumford* hatte kaum den Plan zu einem solchen Institute bekannt gemacht, als ich schon eine sehr ansehnliche Menge der ausgezeichnetsten und vornehmsten Einwohner *Londons* zur Ausführung desselben unterschrieben. In sehr kurzer Zeit hatte man nemlich 387 Subskribenten, und durch sie die Summe von 8838 Guineen zusammengebracht. Seine Majestät der *König* geruhten zugleich, sich als *Patron* des Institutes zu erklären; wesswegen es den Beinamen *königliches* erhielt.

Wer fünfzig Guineen für ein und allemal zur Begründung und Unterhaltung des Institutes giebt, wird als *Gouverneur* desselben betrachtet. Dieses Amt bleibt erblich in der Familie. Jeder *Gouverneur* erhält zwei Eintritsbillete, die er nach Gefallen andern mittheilen kann. Wer zehn Guineen unterschreibt, dieser erhält auf Lebenslang ein Eintrittsbillet für seine eigene Person. Die Summe von zwei Guineen verschaft das nemliche Recht auf ein Jahr. Selbst den Damen steht es frei, auf die eine oder die andere Art an dem Institute Theil zu nehmen.

Die Direktoren, d. h. der Ausschuss der Subskribenten der ersten und zweiten Klasse, wählten zur Erbauung des Institutes einen sehr schönen Platz, der sich gerade in demjenigen Theile der Stadt befindet, welcher von der sogenannten schönen Welt am häufigsten besucht wird. Das Haus selbst wurde auf die zweckmässigste Art eingerichtet. Man tritt unmittelbar von der Strasse in das Vestibulum. Von da aus präsentirt sich gleich eine niedliche doppelte Stiege. Diese führet zu dem Orte, in welchem die Vorlesungen gegeben werden. Daher steht auch ober der Stiege mit grossen Buchstaben geschrieben, über welche Materie an jedem Tage gelesen wird. Überhaupt ist der Gebrauch, durch Überschriften auf Stiegen und Thüren die Fremden zurechtzuweisen, allgemein in dem Institute eingeführt, so, dass man nie in die Lage kommt, Jemanden um Bescheid zu fragen, oder irgend einen Aufwärter für die Mühe, einen geführt zu haben, beschenken zu müssen. Das ganze Institut hat folgende Theile:

1) *Ein Conversations-Zimmer.* Hier allein dürfen gesellschaftliche Gespräche Platz finden. Man trift da geographische Charten und alle Bequemlichkeiten zum Schreiben an. Auch kann man sich nach bestimmten Preisen mit Suppen, Thee, Kaffeh und dergleichen bedienen lassen.

2) *Ein Zimmer zum Lesen der Zeitungen.* Das Institut hält neun Londner-Zeitungen, dann die Zeitungen von *Edinburgh*, *Dublin*, so wie mehrere ausländische.

3) *Ein Zimmer zum Lesen der Journale und anderer periodischen Schriften.* Es befinden sich allda fünfzehn Französische, sechs Deutsche, vier Amerikanische und vier und zwanzig Englische; also im Ganzen neun und vierzig periodische Schriften u. d. gl.

4) *Eine Bibliothek.* Diese war zu meiner Zeit noch nicht errichtet. Doch war bereits eine enorme Summe (wenn ich nicht sehr irre, 10,000 Guineen) zu deren Errichtung vorhanden.

5) *Eine Buchdruckerey.* Hier werden die Annalen des Institutes, welche auch jede neue Entdeckung enthalten sollen, gedruckt.

7) *Ein Saal zur Aufstellung der Modelle.* Dieser Ort wird erst in der Folge bereichert werden, alsdann nemlich, wenn das Institut einmal im Stande seyn wird, junge Mechaniker von erfahrnen Meistern belehren zu lassen.

7) *Mehrere Werkstätte* für solche Künste und Handwerke, von denen es sich erwarten lässt, dass sie durch die Anwendung der Mathematik, der

Naturgeschichte und Chemie vervollkommnet werden können.

8) *Eine Küche* mit ökonomischen Öfen, Wasser- und Dampfleitungen. Diese Küche hätte eigentlich zur Vervollkommung der Kochkunst dienen sollen, und wäre daher in England sicher nicht am unrechten Orte gestanden. Man hatte sich selbst vorgenommen, jährlich einige Mittagsmahle zu geben, um über die gemachten Versuche zu urtheilen. Allein, da einige den Schein des Lächerlichen darauf warfen, so wurde dieser an und für sich vortheilhafte Plan nicht ausgeführt.

9) *Ein physikalisches Cabinet.* Es zeichnet sich bisher nicht sowohl durch die Anzahl der Instrumente, als durch die zweckmässige Wahl, Genauigkeit und überaus schöne Ausarbeitung derselben aus.

10) *Ein chemisches Laboratorium.* Dieses ist sehr zweckmässig und einladend eingerichtet. Endlich

11) *ein Amphitheater*, welches ganz einzig in seiner Art ist. Dieses Amphitheater ist so gross, dass es bequem drei hundert Personen enthalten kann; und dessen ungeachtet ist es ganz mit grünem feinem Tuche überzogen. Der Hintergrund ist mit marmorartigen Säulen geziert, was sehr feierlich aussieht. Hinter dem Tische, an

welchem der Lehrer und dessen Assistent sitzen, befindet sich ein Kamin, welcher so eingerichtet ist, dass mehrere chemische Operationen darin vorgenommen werden können, die wegen des Rauches oder üblen Geruches, den sie verbreiten, sonst nicht leicht ausser dem Laboratorium selbst Platz finden könnten. Doch schien es mir, dass der Raum, welcher sich hinter dem Lehrer befindet, zu enge seie. Wenigstens beobachtete ich mehrmal, dass man in Verlegenheit war, für die zur Vorlesung nöthigen Apparate einen Platz zu finden, der den Zuschauern die Aussicht nicht benehme. Sehr merkwürdig und nachahmungswerth ist die Beleuchtung des Saales. Jedermann weiss, wie nöthig es bei verschiedenen physikalischen und chemischen Versuchen ist, dass von dem Orte, an welchem sie gemacht werden, das Tageslicht abgehalten werden könne. In dem Amphitheater, von welchem die Rede ist, kommt dieses von oben. Das gewölbte Fenster, durch welches es herabfällt, kann aber in einem Augenblicke so bedeckt werden, dass das Amphitheater vollkommen finster wird. Mit eben so grosser Geschwindigkeit kann man durch die Entfernung einer Decke den Zutritt des Tageslichtes wieder herstellen. Bei den Abendvorlesungen ist das Amphitheater durch archantische Lampen beleuchtet. Es wäre vielleicht nicht schwer gefallen, auch diese Beleuchtung nach

Willkühr verschwinden zu machen, so wie wir es, bis auf einen gewissen Grad, bei der Beleuchtung unserer Schauspielhäuser sehen.

Sowohl die Beschaffenheit der Zuhörer, als der Gehalt der Vorlesungen harmoniren vollkommen mit der Pracht des Amphitheaters. Man findet nemlich allda die schöne Welt von London versammelt. Beinahe die Hälfte des Auditoriums bestehet aus Damen, unter welchen sich manche befindet, die ganz dazu geeignet seyn dürfte, die Aufmerksamkeit des Zuhörers von dem Vortrage des Lehrers abzuleiten. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, meine Bemerkung über Etwas an den Tag zu legen, was mich öfters unangenehm affizirt hat. Es traf nicht selten zu, dass die Bänke des Amphitheaters ganz besetzt waren, als noch mehrere Damen hereintraten. Sollte man glauben, dass in einer so auserlesenen Gesellschaft manchmal kein einziger Mann war, der seinen Platz einer Dame angebothen hätte!

Die Vorlesungen in dem königlichen Institute werden abwechselnd von 1 bis 2 Uhr Nachmittags *),

*) Die Stunde von 1 bis 2 Uhr, die an mehreren Orten bereits eine Nachmittags-Stunde ist, gehört in *London* zur Mitte des Morgens. Beinahe Niemand speist, wenn man so sagen kann, vor 4 Uhr Nachmittags zu Mittag. Wird man zu einem *Diner* gebethen, so begiebt man sich selten vor halb 6 Uhr an Ort und Stelle.

und Abends von 7 bis 8 Uhr gegeben. Das Institut hat nemlich zwei eigene Professoren im Besoldung, wovon der eine die sogenannte *mathematische*, und der andere die *chemische Physik* vorträgt. Der Lehrer jenes Fachs ist Dr. *Young*, der Lehrer dieses Herr *Davy*.

Dr. *Young* ist ein Mann von mittlerem Alter, und von allgemein anerkannter Gelehrsamkeit. Es giebt unter andern wenige Engländer, die so gut wie er Deutsch sprechen. Dr. *Young*'s Vorlesungen sind sehr interessant und gründlich. Wenn sie keinen allgemeinen Enthusiasmus erwerben, so kommt diess wohl vorzüglich daher, weil die wenigsten Menschen, welche dieselbe besuchen, so viel von der Mathematik verstehen, als doch unumgänglich nöthig ist, um die Gesetze der Mechanik, Optik u. s. w. zu fassen.

Mit vollem Rechte erwecken hingegen Herrn *Davy*'s Vorlesungen den allgemeinen Enthusiasmus. Selten findet man so ausgezeichnete Talente, so einen unermüdeten Eifer, so einen kaltblütigen, unbefangenen Forschungsgeist, so einen feurigen, deutlichen Vortrag, und so ausgebreitete litterarische Kenntnisse in einer Person vereiniget, wie diess bei Hrn. *Davy* der Fall ist. Ich schreibe hier nicht *mein* Urtheil, sondern das Urtheil, welches *ganz Britannien* über Hrn. *Davy* fällt, nieder. Dieses Urtheil muss um so mehr auffallen, wenn ich

sage, dass der Gegenstand desselben sicher nicht über fünf und zwanzig Jahre zählet, und dass er gewiss noch sechs Jahre jünger aussieht, als er wirklich ist. Rechne ich zu allen diesen Eigenschaften und Vortheilen noch den offenen und liebenswürdigen Charakter des Herrn *Davy* hinzu, so kann ich kein Bedenken tragen, zu erklären, dass Herr *Davy* einer der hoffnungsvollesten und interessantesten Menschen ist, die mir je vorgekommen sind. Mit grossem Vergnügen erinnere ich mich an alle seine Vorlesungen, mit dem grössten Vergnügen aber gedenke ich der Vorlesungen, in welchen er über die Anwendung der Chemie auf die lebende Natur und über den Prozess des Athemholens sprach. Hier bewies er nemlich, dass das Stickstoffgas *(azote)* keine leere Rolle bei dem Prozess des Athemholens spiele, sondern zur Unterhaltung und Fortdauer desselben unumgänglich nothwendig seie; — dass ein warmblütiges Thier, welches reines Sauerstoffgas einathmet, weit weniger von demselben verbrauchet, als wenn es dasselbe mit Stickstoffgas gemischt einathmete; dass das *Serum* des Blutes unter einer Glocke, die mit athmosphärischer Luft gefüllt ist, dieselbe *ganz* absorbire u. s. w. Äusserst interessant waren ferner sechs Vorlesungen, welche Herr *Davy* über die Analogie oder Identität der Elektrizität und des Galvanismus hielt. Er liess von beiden Seiten die Versuche sprechen, und bewies dann, nachdem diese beinahe in das Unendliche fortgesetzt waren;

dass der Galvanismus nichts anders, als eine durch chemische Prozesse entwickelte *gewöhnliche* Elektrizität ist. Am merkwürdigsten war mir indessen, endlich einmal Augenzeuge der Erscheinungen zu seyn, welche Herr *Davy* an den Wirkungen des *oxydirten Stickstoffgas* auf den menschlichen Körper entdeckt hat. Als nemlich Dr. *Mitchill*, ein Amerikanischer Arzt, die Meinung bekannt machte: die nächste Ursache der bösartigen Fieber läge in dem oxydirten Stickstoffgase; — war Herr *Davy* der erste, welcher es wagte, Dr. *Mitchill*'s Meinung, indem er das erwähnte Gas selbst einathmete, einem decidiven Versuche zu unterwerfen.

Wie gross war nicht Hrn. *Davy*'s Verwunderung, als er sich durch sein eigenes Gefühl überzeugte, dass das oxydirte Stickstoffgas eine Wirkung hat, welche gerade derjenigen entgegengesetzt ist, die man der Meinung des Dr. *Mitchill* gemäss hätte erwarten sollen! — Die Wirkung des oxydirten Stickstoffgases ist nemlich dermassen erheiternd, dass derjenige, welcher es zur gehörigen Menge einathmet, in eine Gattung glücklicher Extase versetzt wird. Ich sahe diese Wirkungen an Hrn. *Davy* und an mehreren andern Personen. Hier will ich aber nur beschreiben, was ich selbst beim Einathmen des oxydirten Stickstoffgases empfunden habe. Nachdem ich so viel als möglich meine Lungen von Luft entlediget, und meine Nasenlöcher mit den Fingern meiner linken Hand zugehal-

ten hatte, brachte ich mit der andern Hand eine Blase, die fünf Mass oxydirtes Stickstoffgas enthielt, und mit einem Mundstücke versehen war, an meinen Mund. Der süssliche und liebliche Geschmack des Gas bewog mich bald, dasselbe ohne Widerwillen zu athmen. Kaum hatte ich einige Athemzüge gethan, so wurde es mir, wie man zu sagen pflegt, grün und gelb vor den Augen; ich empfand Schwindel, starkes Ohrensausen, und unter einem beständigen Taumel wurde mir, als wenn sich eine Ohnmacht meiner bemächtigen wollte. Die Gegenwart des Geistes verlohr ich nicht ganz. Indessen entwich mir dennoch eine Idee, von der ich mir fest vorgenommen hatte, sie, wo möglich, während dem Versuche gegenwärtig zu halten. Als die Umstehenden, da sie bemerkten, dass ich sehr blass wurde, und mich kaum aufrecht erhalten konnte, mir die Blase von dem Mund nehmen wollten, erinnere ich mich gar wohl, darüber sehr unwillig geworden zu seyn, und alles versucht zu haben, um mich ihren Bemühungen zu widersetzen. Sie wurden jedoch bald über mich Meister, und entzogen mir die Blase. Da erinnere ich mich sehr gut, dass ich aus vollem Halse zu lachen anfieng; ich getraue mir aber nicht zu bestimmen, ob mein Lachen eine Folge des oxydirten Stickstoffgases, oder der sonderbaren Lage, in welche ich mich im Angesichte mehrerer Menschen versetzt fand, gewesen seie. Dem seie wie es wolle; obwohl ich nemlich nicht durch das oxydirte Stickstoffgas zum

Tanzen gebracht wurde, wie ich diess bei mehreren andern sahe, so habe ich doch beim Einathmen desselben, und besonders gleich darauf eine so angenehme Empfindung gehabt, dass ich mir jedesmal ein Vergnügen daraus mache, mir einen solchen pneumatischen kurzen Rausch zuzuziehen.

Medizinische Lehranstalten.

London hat bekanntlich weder eine Universität, noch irgend eine öffentliche Anstalt, an welcher junge Ärzte und Wundärzte Unterricht schöpfen könnten. Dass dieser Mangel aber hinlänglich durch Privatvorlesungen ersetzt werde, wird zum Theil aus dem, was ich von den Lehranstalten, die mit den *Guys - Thomas - Bartholomäus-* und *Londner - Spitälern* verknüpft sind, im ersten Bande dieses Werkes gesagt habe, und zum Theil aus dem, was ich nun vortragen werde, erhellen. Mehrere der angesehensten Ärzte und Wundärzte geben nemlich in ihren Wohnungen Privatvorlesungen, durch welche den angehenden Heilkünstlern die beste Gelegenheit verschaft wird, die Grundsätze der theoretischen Heilkunde erlernen zu können. Unter diesen Privatlehrern zeichneten sich besonders die Doctoren *Crichton* und *Pearson*, so wie die Herren *Wilson* und *Carpue* aus.

Dr. *Crichton.* Ein Brief meines hochgeschätzten Freundes *Pictet* hat mir die Bekanntschaft

dieses interessanten und liebenswürdigen Mannes verschaft. Dr. *Crichton* hat beinahe ganz Deutschland durchreiset, und spricht unsere Sprache, so wie die Französische, auf das vollkommenste. Dass Dr. *Crichton* sich durch ein vortrefliches Werk über die *Pathologie des Wahnsinnes* als Schriftsteller rühmlichst ausgezeichnet habe, ist allgemein bekannt. Da sich aber dieser Arzt besonders mit der *Behandlung* des Wahnsinnes abgiebt, und eine beträchtliche Praxis hat, so erwartet man auch nicht mit Unrecht einen wichtigen Beitrag zur Therapie desselben. Dr. *Crichton* bearbeitet die Chemie als Lieblingsstudium. Er besitzt ein sehr nied liches Laboratorium in seinem Hause, an welch ein Hörsaal gränzet, in welchem Dr. *Crichton* sowohl über *Chemie*, als über *spezielle Therapie* liest. Dessen Vortrag ist sehr ungezwungen und deutlich. Dr. *Crichton* hat das Glück, mit einer Gattin zu leben, welche sich nicht allein durch die feinste Erziehung, durch Sprachkenntniss, durch musikalische Talente und grosse Geschicklichkeit in Zeichnen hervorthut, sondern die es zugleich in der Botanik sehr weit gebracht hat.

Dr. *Pearson*, der nemliche, welcher sich mit dem Vaccinations-Geschäfte abgiebt liest ebenfalls in seiner Wohnung über *Chemie* und *spezielle Therapie*. Er hat einen deutlichen sehr lebhaften Vortrag. Ich habe das Vergnügen gehabt, eine seiner therapeutischen Vorlesungen anzuhören, in

welcher von den sogenannten *Faulfiebern* die Rede war. Dr. *Pearson* widerlegte sehr schön die Gründe derjenigen, welche diese Fieber von einer wirklichen Fäulniss der Säfte herleiten, und sie daher durch Mittel zu bekämpfen suchen, von welchen sie sich blos einbilden, sie seien mit einer fäulnisswidrigen Kraft begabt. In einer chemischen Vorlesung sprach Dr. *Pearson* von der Reduktion der Metalle. Dessen Art zu experimentiren gefiel mir sehr wohl. Besonders nützlich fand ich, dass er die Apparate, welche zu den vorzunehmenden Versuchen dienen sollten, in Gegenwart der Zuhörer zurecht richtete. Schade, dass man dieses Beispiel wegen des Zeitverlustes, den diese Verfahrungsart mit sich bringt, nicht überall nachahmen kann.

Herr *Wilson* liest über *Anatomie* und *Physiologie*, und zwar in dem nemlichen Amphitheater, in welchem Dr. *William Hunter* gelesen hat. Ich wohnte einer Vorlesung über die schwangere Gebährmutter bei. Bei dieser Gelegenheit hatte ich das Vergnügen, die schönen Präparate *in natura* zu sehen, welche sich in *William Hunter*'s Werken *de utero gravido* abgebildet finden. Es that mir wehe, zu sehen, dass die Zuhörer so übel mit diesen Präparaten umgiengen. Als ich einem unter ihnen meine Verwunderung hierüber zu erkennen gab, sagte er mir: Das *William Hunter'sche Cabinet* kommt ja so bald nach *Glascow*. Hr. *Wilson* lehrt recht gut; schade, dass er aus Mangel der

Zeit gezwungen ist, die wichtigsten Gegenstände sehr oberflächlich abzuhandeln.

Herr *Carpue*, Wundarzt, giebt Vorlesungen über *Anatomie*, und übet besonders seine Schüler im Seciren. Bei dieser Gelegenheit muss ich erinnern, dass in allen anatomischen Anstalten, die ich in London gesehen habe, wohl kein Überfluss, aber doch auch kein Mangel an Leichen war. Diess hat man den Todtengräbern zu verdanken, welche desshalb *Wiederauferstehungs-Männer* genannt werden. Da jede Leiche dennoch auf einige Guineen zu stehen kömmt, so suchen die jungen Leute dieselbe auch so viel als möglich zu benützen. Ich habe noch immer gefunden, dass die Anatomie dort am fleissigsten getrieben wird, wo an Cadavern kein Überfluss ist. Hr. *Carpue* hat sich in Hinsicht des *Galvanismus* ausgezeichnet, und ist besonders Hrn. Professor *Aldini* aus *Bologna* beigestanden, als dieser mehrere galvanische Versuche in London machte.

Königliches Veterinair-Collegium.
(St. Pancras.)

Über das Locale dieser Anstalt kann ich beinahe keine Nachricht mittheilen, weil man während meines Aufenthaltes in London an demselben bauete. Desto ausführlicher werde ich von dem ausgezeichneten Manne sprechen, der dieser Ve-

terinair-Anstalt als Direktor und Lehrer vorsteht. Dr. *Coleman* ist nicht allein im Fache der Thierarzneikunde berühmt, sondern er hat sich selbst durch eine Schrift über den Scheintod als ausgezeichneter Physiolog bekannt gemacht. Dessen Werk über den *Huf und Beschlag* ist mehr geschätzt als verbreitet. Wenigstens sagte mir der Verfasser (der solches auf seine Kosten drucken liess) er seie noch nicht für die Summe entschädiget worden, die er zur Verfertigung der Zeichnungen und Kupfertabellen habe auslegen müssen. Dr. *Coleman* hatte die Güte, mir seine Lehre über den Beschlag vorzutragen. Da er *Kamper*'s Abhandlung *über die Schuhe* nicht kannte, so vernahm er mit Vergnügen, dass darin ganz ähnliche Grundsätze herrschten. Dr. *Coleman*'s Beschlagungs-Theorie wird hier von vielen befolgt, wenigstens sahe ich, dass mehrere Werkstätte von Schmieden mit der Aufschrift: *Hier wird nach den neuen Grundsätzen der Veterinair-Schule beschlagen*, — versehen waren. Diese Grundsätze gehen vorzüglich dahin, durch den Beschlag die natürliche, d. h. die *runde*, Gestalt des Hufes beizubehalten, und dessen Wachsthum und Elastizität zu befördern.

Ein Gegenstand, über welchen ich mich sehr lange mit Dr. *Coleman* unterhalten habe, bezog sich auf Thierspitäler. Er überzeugte mich ganz, dass sie nach den nemlichen Grundsätzen eingerichtet werden müssten, die man bei Errichtung der Spi-

täler für Menschen nützlich gefunden hat. So räumte er unter andern den kleinen Thierspitälern vor den grossen den Vorzug ein; so forderte er, dass besonders bei ansteckenden Übeln jedem Pferde ein eigener Stall zukomme, dass das Pferd, besonders, wenn es an Krankheiten der Extremitäten leidet, nicht angebunden werde, sondern dass es frei im Stalle herum gehen könne, dass die Ventilation so eingerichtet seie, damit die Luft sich wohl erneuere, aber nicht unmittelbar auf das kranke Thier falle, dass auf und um dasselbe die grösste Reinlichkeit gepflogen werde, u. s. w. Alle diese Bedingnisse sind jedoch noch nicht in dem Londner Thierspitale erfüllt. Sie sind es aber in der vortrefflichen *Veterinair-Anstalt von Berlin*, die gewiss jeder andern in Europa den Rang streitig machen kann. Da mein Freund, Hr. Professor *Rudolphi*, diese Anstalt bereits ausführlich und getreu beschrieben hat, so will ich nur im allgemeinen sagen, dass sie alle Bedingnisse erfüllet, die man nur bei einer Anstalt dieser Art setzen kann. Die Ställe sind nicht zu gross, mehrere sind für einzelne Pferde bestimmt; diese können sich darin frei bewegen; Luft und Licht haben Zutritt; Wasser ist im Überflusse vorhanden; der grosse schöne Garten, in welchem sich das Institut befindet, biethet die Gelegenheit dar, die kranken oder wiedergenesenden Pferde spazieren zu führen; im Winter dienet eine gedeckte Reitschule zu diesem Endzwecke u. s. w. Selbst mit einer Bade-

Anstalt ist das Berliner Thierspital versehen. Die Erfahrung lehrt aber, dass sie wenig oder gar keinen Nutzen stiften kann, indem sich die Pferde nicht baden wollen. Sobald nemlich das Wasser zu einer gewissen Höhe kommt, so fangen diese Thiere an zu schwimmen. So wie für die kranken Pferde, so ist auch für den Unterricht angehender Thierärzte gesorgt. Zwei in der Theorie und Praxis erfahrne Männer, die Herren Professoren *Sick* und *Naumann*, versehen die Lehrämter. Die Anatomie wird in einem grossen Amphitheater vorgetragen. Unter demselben befindet sich die anatomische Präpariranstalt. Der Tisch, an welchem der Professor im Amphitheater lehret, kann in diese Präpariranstalt herabgelassen, allda mit Präparaten, die sich ihrer Grösse halber nicht leicht transportiren lassen, belegt, und dann zum Behuf der Vorlesungen wieder hinauf gebracht werden. Alle wichtigen pathologischen Stücke, die sich bei der Eröffnung der Thiere vorfinden, werden in einem eigenen, bereits sehr beträchtlichen Cabinete aufbewahrt, und gelegentlich bei den Vorlesungen benutzet. Das einzige, was ich an der Berliner Veterinair-Anstalt auszusetzen habe, ist, dass sie nicht mit den übrigen medizinischen Lehranstalten in Verbindung steht, und von dem Oberstallamte, von dem sich nicht leicht eine wissenschaftliche Tendenz erwarten lässt, abhänget. Ich verlasse Berlin, — was ich immer mit schwerem Herzen thue, — und begebe mich in die Londner

Veterinair-Anstalt zurück, um einige Gespräche über mehrere wichtige Gegenstände anzuführen, die zwischen Dr. *Coleman* und mir Platz gefunden haben.

Das erste betraf den Ursprung der *Kuhpocken*. Es ist bekannt, dass derselbe nun nicht mehr von der Kuh, sondern von dem Pferde, und zwar von einer gewissen Krankheit dieses Thieres, die man *Mauke* (Grise) nennet, hergeleitet wird. Dr. *Jenner* hatte schon lange diesen Verdacht gehabt, derselbe wurde aber erst vor einigen Jahren durch Dr. *Loy* in England und durch Dr. *Sacco* in Italien scheinbar begründet. Dr. *Coleman*, welcher auf Ansuchen des Dr. *Jenner*'s mehrere Versuche über diesen Gegenstand vorgenommen hat, ist ganz anderer Meinung, und behauptet: die Mauken der Pferde ständen in keiner Verbindung mit den Kuhpocken. Mit dieser nemlichen Meinung stimmen alle Veterinair-Ärzte, die ich auf meiner Reise zu sprechen die Gelegenheit gehabt habe, unter andern auch der berühmte Professor *Wollstein* in *Altona*, überein. Dr. *Coleman* stützet seine Meinung auf folgende Gründe: Die Mauken selbst sind von Pferde zu Pferde nicht ansteckend. Aller Mühe ungeachtet war es nie möglich, dieselben von den Pferden auf die Kuh oder auf die Menschen zu übertragen. Bei letzteren fügte es sich zwar manchmal, dass die Maukenmaterie an der Stelle, wo man sie einimpfte, ein Geschwür er-

zeugte, welches Geschwür aber auf keine Weise mit den Kuhpocken Ähnlichkeit hatte, oder vor den Menschenblattern zu schützen im Stande war. Dr. *Loy*'s Versuche beweisen nach *Coleman* nichts, weil die Krankheit, welche er unter dem Namen *Mauke* beschreibt, diesem Veterinair-Arzte eben so fremd, als der Name des Dr. *Loy* selbst ist. So weit Dr. *Coleman*. Indessen versicherte mich Dr. *Malfatti* in Wien, dass er sich bei Dr. *Sacco* in Mailand durch die unter seinen Augen angestellten Versuche überzeugt habe, dass der Ursprung der Kuhpocken von den Mauken der Pferde herzuleiten seie.

Der *Scheintod* wurde sodann der Gegenstand unseres Gespräches, und diess sowohl in pathologischer als therapeutischer Hinsicht. Wir kamen bald auf den Artikel *Vitalität des Blutes*. Ich erzählte Dr. *Coleman*, dass ich immer der Meinung des Herrn Professors *Blumenbach* in Göttingen gegen *John Hunter* gewesen seie, bis mich die Versuche des Hrn. *Circaud* in Paris von dem Gegentheile überzeugt hätten. Ich habe nemlich bereits erinnert, dass Hr. *Circaud* die frisch geronnene Lymphe des Blutes durch den galvanischen Reiz zu Zusammenziehungen bringe, die so deutlich sind, als man sie nur in einem Muskel bemerken kann. Dr. *Coleman* wusste die Wichtigkeit dieser Versuche zu schätzen, erklärte mir aber, dass er nach vielen über diesen Gegenstand vorgenommenen

Versuchen gar keines ferneren Beweises bedürfe, um an die Vitalität des Blutes zu glauben. Ich bath Dr. *Coleman*, dass er sich näher erklären möchte. Hierauf theilte er mir unter andern eine Beobachtung mit, von der ich mich nicht erinnere, sie je gehört oder gelesen zu haben, und die ich für sehr wichtig halte. Dr. *Coleman* machte nemlich die Bemerkung, dass bei mehreren Krankheiten, bei welchen die Reizbarkeit der Muskularfasern vermindert oder vertilgt ist, auch das Blut seine Gerinnbarkeit mehr oder weniger verliere; ein Umstand, der sich nicht besser erklären lässt, als wenn man diese letzte Erscheinung von der Vertilgung der Reizbarkeit des lymphatischen Theiles des Blutes und von der dadurch aufgehobenen Gerinnbarkeit desselben herleitet. So beobachtet man z. B. bei bösartigen Fiebern, nach dem Bisse der Vipern, nach der Wirkung anderer Gifte u. s. w. sowohl Verlust der Reizbarkeit an der Muskularfaser, als aufgehobene Gerinnbarkeit des Blutes. Das Gegentheil biethen hingegen öfters die sogenannten entzündlichen Krankheiten dar. Hier scheinen nemlich die Reizbarkeit und die Gerinnbarkeit des Blutes grösser zu seyn, wenigstens, wenn man in letzterer Hinsicht der *crusta inflammatoria* oder Speckhaut des Blutes einiges Gewicht beimessen will. Ich bin nicht im Stande, diese Beobachtungen in ihrem ganzen Umfange zu prüfen, und behalte mir daher mein Urtheil vor. Sollte es jedoch wahr seyn, dass die krankheiterzeugenden Reize,

so wie sie auf die Reizbarkeit der Muskeln wirken, auch auf die Reizbarkeit des lymphatischen Theils des Blutes einen ähnlichen Einfluss hätten, so würde hiedurch nicht allein ein Vereinigungspunkt zwischen der Humoral- und Solidisten-Pathologie aufgedeckt, sondern es würde auch ein beträchtlicher Schritt in der Erklärung vieler pathologischer Phönomene, z. B. der Entstehung der Polypen in den Blutgefässen lebender Menschen nach heftigen Leidenschaften, gemacht seyn. Von dieser theoretischen Untersuchung kam unser Gespräch auf einen praktischen Gegenstand, ich meine auf die Frage: *Ob die Aderlässe bei Asphixien indizirt seien oder nicht?* — Ich habe nie glauben können, dass diese Operation als ein so mächtig schwächendes Mittel in einem Zustande könne angewandt werden, in welchem die Schwäche ohnehin so gross ist, dass die dem Leben eigenen Verrichtungen unterdrückt sind. Dr. *Coleman* liess diesen Grund bis auf einen gewissen Grad gelten, fürchtete sich aber, ihn so allgemein auszudehnen, da die Erfahrung dennoch gezeigt hat, dass die Aderlass manchmal mit Nutzen bei Asphixien angewandt worden seie. Um mir jedoch auch ein theoretisches Raisonement entgegen zu stellen, sagte Dr. *Coleman:* Was würden Sie thun, wenn die Harnblase in einen solchen Schwächezustand verfallen wäre, dass sie auf den Urin nicht wirken, und denselben nicht ausleeren könnte? — Ich würde den Katheter anwenden, war meine Antwort. Gut,

erwiederte Dr. *Coleman:* Ist es also nicht möglich, dass bei einer durch Erstickung erzeugten Asphixie das geschwächte Herz und die geschwächten Arterien so mit Blut überladen seyn könnten, dass die Aderlass hier die nemlichen Dienste versehen würde, welche dort der Katheter leistete? —

Mit diesen und ähnlichen Gesprächen brachten wir einen ganzen Morgen zu. Es that mir sehr leid, dass die beträchtliche Entfernung, in welcher ich von dem Veterinair-Collegium wohnte, und die grosse Anzahl von Gegenständen, die meine Aufmerksamkeit theilten, mich verhinderten, den Umgang des Dr. *Coleman* ferner zu benutzen.

Britisches Museum.

(Great Russel Street, Bloomsbury.)

Dieses der Nation zugehörende *Museum* enthält Gegenstände von verschiedener Natur, die man sonst nicht leicht an *einem* Orte zusammen antrifft. Es befindet sich nemlich allda eine *Bibliothek*, die zwölf geräumige Säle einnimmt, und allen denjenigen offen steht, welche sich die geringe Mühe geben, eine Erlaubniss dafür zu begehren. Das Fach der Geschichte ist das stärkste; auch wird die unbedeutende Summe von 300 Pfund Sterling, welche jährlich zum Ankaufe neuer Bücher bestimmt ist, vorzüglich dazu verwendet,

diejenigen Werke anzuschaffen, welche sich auf die Geschichte von England und dessen Besitzungen beziehen. Zu der Bibliothek gehört auch eine sehr reiche Sammlung von *Manuscripten*. Ich sahe das Original der berühmten *Charta magna*, einige Briefe von der Hand *Heinrichs IV.* Königes von Frankreich u. s. w. Das Museum besitzt ferner ein merkwürdiges *Medaillen - Cabinet*, das über 20,000 Medaillen enthält, und dem Museum von *Sir Hans Sloanes* geschenkt wurde. Eben so, dass *Hamilton'sche Cabinet* von Griechischen, Römischen und Etruskischen Antiquitäten. Dann folgen einige Zimmer, welche einen grossen Theil der Seltenheiten enthalten, die Capitain *Cook* von seinen Reisen mitgebracht hat. Endlich ist das britische Museum in Besitz eines ansehnlicheu *Naturalien - Cabinets.*

Hr. *Planta*, *Secrétaire* der k. Gesellschaft der Wissenschaften in London führt die Oberaufsicht über dieses Museum. Ich hatte das Glück von ihm selbst herumgeführt zu werden, und verdanke solches meinemFreunde, dem Herrn Dr. *Domeyer*, Leibarzt bei Sr. k. Hoheit *Prinzen August von England.* Ich hatte Dr. *Domeyer'n* bereits in Pavia unter den Zuhörern meines Vaters kennen gelernt. Mit grossem Interesse erneuerte ich dessen Bekanntschaft in London, wo er mich mit den ausgezeichnetsten Beweisen von Güte und Freundschaft überhäuft hat. Mit Vergnügen sahe ich Dr. *Domeyer'n* an

der Seite einer Gattinn, welche eben so gut geeignet ist, ihm das Leben glücklich zu machen, als den Englischen Frauenzimmern eine vortheilhafte Idee der Talente unserer Deutschen Damen zu geben. *Madame Domeyer* (gebohrne *Gad*) hat sich nemlich rühmlich als Schriftstellerinn bekannt gemacht. Unter andern habe ich ihre *Briefe über Portugal* und *England* mit vielem Vergnügen gelesen.

Lever's Museum.
(Blackfairs - Bridge.)

Sir *Ashton Lever* war ehemals im Besitze dieses Naturalien-Cabinets, das noch wirklich seinen Namen trägt. Nach dessen Tode wurde es durch eine Lotterie veräussert. Das Loos traf Herrn *Parkinson.* Dieses Naturalien-Cabinet zeichnet sich besonders durch eine sehr reiche Sammlung von *Vögeln* aus. Die Menge dieser beläuft sich auf 5000 Stücke, unter welchen 1600 verschiedene Species seyn sollen. Auch die Meerprodukte sind in diesem Cabinete sehr zahlreich. Nebst einer Sammlung von vierfüssigen Thieren, Fischen, Amphibien u. s w. besitzt es einige vom Capitain *Cook* mitgebrachte Seltenheiten. Das *Lever'sche Museum* steht täglich offen. Das Eintritts-Billet kostet einen Schilling. Wahrscheinlich sind viele Gegenstände darin nicht so aufgestellt, wie sie der ernsthafte Naturforscher zu sehen wünschet, um eine grössere Menge von Menschen herbei zu locken.

So sitzen z. B. mehrere Affen um einen Tisch, und haben Spielkarten in den Händen; andere machen Toilette, und dergleichen Beweise eines üblen Geschmackes.

John Hunter's Cabinet.
(Leicester Square.)

Nach dem Tode des unsterblichen *John Hunter's* wurde dieses Cabinet bekanntlich von dem Parlament erkauft, und dem Collegium der Wundärzte in London geschenkt. Es enthält 17,000 Präparate, welche vorzüglich auf Naturgeschichte und vergleichende Anatomie Bezug haben. Doch sind auch gegen 2000 pathologische Präparate vorhanden.

Es hält einem Fremden ziemlich schwer, dieses grosse Cabinet zu sehen. Zwar steht dasselbe zwei Tage in der Woche offen; allein da wird blos demjenigen der Zutritt gestattet, welcher durch ein Mitglied des Collegiums der Wundärzte in London eingeführt wird. Da nun beinahe alle Mitglieder dieses Collegiums mit Berufsgeschäften überhäuft sind, so lässt sich leicht voraussehen, dass sie sich unmöglich diesem Geschäfte so oft unterziehen können, als es ein wissbegieriger fremder Arzt wohl wünschen muss. Ohne die Güte des Dr. *Baillie's*, der mich ganz besonders dem Aufseher dieses Cabinetes Hrn. *Cliff* anempfohlen hat, wäre es mir

vielleicht gar nicht gelungen, meinen Wunsch befriediget zu sehen. Hiezu tritt noch der Mangel eines gedruckten Cataloges, der im Stande wäre, den Fremdling zu leiten. Diesem Mangel soll zwar abgeholfen werden; allein, wer wird wohl im Stande seyn, deu Catalog dieses Cabinets im Geiste eines *John Hunters* zu verfertigen? Es scheint dieser grosse Mann müsse die Unsterblichkeit seines Namens mit der Sterblichkeit seines Körpers verwechselt haben, da er so weuig auf die Brauchbarkeit seines Cabinetes nach seinem Tode gedacht hat. Dessen ungeachtet ist es leicht zu begreifen, unser welchem Gesichtspunkte *John Hunter* seine Sammlung veranstaltete. Jeder in dem Cabinete aufgestellte Gegenstand umfasst nemlich das ganze Reich der lebenden Natur, folglich Thiere und Pflanzen. Manchmal sind die Präparate so gereihet, dass man von den unvollkommensten Stuffen der orgauischen Wesen zu den vollkommnern, von diesen zu den vollkommensten übergeht; manchmal findet ein entgegengesetzter Gang statt, je nachdem das Einfache oder das Zusammengesetzte mehr Licht auf das Folgende werfen kann. In Hinsicht der pathologischen *Präparate* könnte ich manches anführen, wenn ich glauben dürfte, dass hier der rechte Ort dazu wäre. Sehr merkwürdig schien mir eine Reihe von Präparaten, welche die stuffenweise Bildung der *Pseudomembranen* aus der coagulablen Lymphe an den meisten Organen unseres Körpers darstellen. Unter andern

sah ich einen Fall, wo nach einer Entzündung der Zunge, welche durch den Gebrauch des Queksilbers entstanden war, dieses Organ mit dem Zahnfleisch durch eine Pseudomembran verbunden wurde. Dieser Ausgang der *Glossitis* ist, so viel ich weiss, nie in Betrachtung gezogen worden. Dass ich dem doppelten Uterus, oder besser, den zwei Gebährmüttern, wovon die eine geschwängert war, und die andere nicht, meine besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe, versteht sich wohl von selbst. Es wird Jedermann freuen, zu hören, dass das *John Hunter'sche* Cabinet noch immer vermehrt wird. Diess gilt besonders von pathologischen Präparaten. So lieferte vor kurzem Hr. *Home* einen interessanten Beitrag für die Krankheiten der Harnröhre.

Dr. William Hunter's Cabinet.
(Great Windmill-Street.)

Dieses Cabinet ist vielleicht für den praktischen Arzt wichtiger als das vorige, weil es mehr der menschlichen Anatomie und der Pathologie gewidmet ist. Es ist indessen nicht möglich, dasselbe zu besehen, ohne zu bedauern, dass man es auf eine so schändliche Art zu Grunde gehen lässt. Der Staub verzehrt einen Theil der trocknen Präparate, und den nassen mangelt es sehr oft an dem zu ihrer Erhaltung nöthigen Weingeiste. Die Universität *Glascow*, welche das William Hunter'sche

Cabinet nächstens erhalten soll, wird über dessen erbärmlichen Zustand erschrecken. Indessen erhält sie nebst diesem anatomisch-pathologischen Cabinete eine ansehnliche Sammlung von Mineralien, Conchylien, und eine auserlesene Bibliothek.

Unter den pathologischen Präparaten, die nur hier besonders wichtig schienen, zeichnen sich aus: 1tens Der Kopf eines epileptischen Weibes. Sie fiel während dem Anfalle in das Kaminfeuer, und schlug sich ein Stück Hirnschale aus. Von diesem Augenblicke an hatte sie keinen Anfall von Epilepsie mehr. Nach zwei Jahren starb sie an einem Fieber. 2tens Eine fürchterliche scrophulöse Caries des Seitenbeines. Die darunter liegende Portion Hirn war ganz zerstöret. Dessen ungeachtet gieng der Kranke acht Tage vor seinem Tode mit allen Sinnen begabt zu einem Friseur, um sich die Haare kräuseln zu lassen. 3tens Ein weibliches Becken, dessen *Crista ossis ilei* eingebogen war, weil man der Frau in ihrer Jugend wegen krummen Rückgrades eine zweckwidrige Maschine angelegt hatte. Die Unglückliche starb in den Geburtsnöthen. Man hatte den Kaiserschnitt an ihr vorgenommen.

An das *William Hunter'sche* Cabinet gränzet eine ähnliche Sammlung, welche Dr. *Baillie* zugehört. Ich habe an derselben besonders die schönen Einspritzungen der lymphatischen Gefässe be-

wundert. Unter den pathologischen Präparaten sahe ich einen Fall, wo die Harnblase bei einem Manne gänzlich mangelte, und die Uretheren sich von aussen in eine Höhle öffneten, die in der Schamgegend Platz fand, was auch meinem Vater einigemal vorgekommen ist. Dr. *Baillie* selbst war mir indessen noch interessanter als dessen Sammlung. Er ist ein Schottländer. Obwohl er beim ersten Anblicke etwas trocken scheint, so findet man ihn doch späterhin sehr artig im Umgange. Dr. *Baillie*'s berühmtes Werk — *morbid anatomy*, kostete ihn tausend Pfund Sterling. Jedes Exemplar kommt in London auf acht Pfund. Dr. *Baillie* bereuet es, dieses Werk nicht Lateinisch geschrieben zu haben. Ich tröstete ihn damit, dass er am Hrn. Professor *Soemering* einen Übersetzer gefunden habe, welcher durch die lehrreichsten Noten den Werth des Original-Werkes sehr erhöhet hat. Freilich nahm ich hierbei blos auf Deutschland Rücksicht.

Cruschank's Cabinet.

Der berühmte *Cruschank* hinterliess bei seinem im 55ten Jahre erfolgten Tode ein sehr ausgezeichnetes *anatomisch-pathologisches* Cabinet, welches das Eigenthum seines Schwiegersohnes Hrn. *Thomas* wurde. Meines Erachtens hätte es in bessere Hände kommen können. Hr. *Thomas*, ein dem Ansehen nach etwas flüchtiger junger Mann, scheint

keinen besondern Werth auf dasselbe zu legen, und noch weniger den Fremden die Gelegenheit zu verschaffen, es sehen zu können. Ich wandte mich daher an Dr. *Hooper*, dem ich so vieles zu verdanken hatte, und der in einiger Verbindung mit Hrn. *Thomas* stand. Er rieth mir, gleich mit ihm nach Hrn. *Thomas* Hause zu gehen, wo er sich von dem Assistenten das Cabinet aufsperren liess. So geschahe es. Dr. *Hooper*, welcher ein sehr guter Freund von *Cruschank* gewesen ist, kannte die meisten Präparate, und war also ganz im Stande, meine Wissbegierde zu befriedigen.

Fürs erste muss ich sagen, dass sich dieses Cabinet in der besten Ordnung befindet. Die Sinneswerkzeuge sind in demselben besonders vollkommen dargestellt. Nicht minder schön sind die Einspritzungen, sowohl der Blut- als lymphatischen Gefässe. Sehr zahlreich ist die Sammlung der Köpfe verschiedener Nationen, nach Hrn. *Blumenbachs* Ansichten dargestellt. Unter den pathologischen Präparaten zeichnen sich folgende besonders aus: 1tens Ein *Hydrocephalus*. Das Kind war acht Monate alt, als es anfieng zu erkranken. Es starb im sechzehnten Monate. Das Wachsen der Haare und das Zahnen hätten den gehörigen Gang. Der Umfang des Kopfes belief sich auf 52 Zoll. In dem Kopfe selbst waren 27 Pinten (beiläufig 27 Pfund) Wasser enthalten. 2tens Ein Körper, wo alle Eingeweide eine entgegengesetzte

Lage haben. — 3tens *Zwei*, freilich nicht äusserst seltene, *Nieren, deren Substanz ganz verzehret ist*, so, dass blos die äussere Haut derselben übrig blieb. Dieses Präparat ist ganz demjenigen ähnlich, welches ich in das *pathologische Cabinet von Wien* gegeben habe; jedoch ist jenes bei weiten nicht so gross. In letztern Präparate gleichen nemlich die Überbleibsel der Nieren dem Blinddarme, und die daran hängenden Uretheren sind bis zur Weite des Grimmdarmes ausgedehnet. Der Kranke hatte einen beträchtlich eiterartigen Harnfluss erlitten, und starb an der Abzehrung. Die Absönderung des Urins, welche nachher so stark war, dass man die Krankheit für einen *Diabetes lacteus* hätte halten können, verminderte sich blos vierzehn Tage vor dem Tode, und wurde nie vollkommen unterdrückt. Und diess geschahe bei verzehrten Nieren!

Da ich von mehreren der ausgezeichnetsten anatomisch - pathologischen Cabineten Europens gesprochen habe, so kann ich nicht unterlassen, von einer Anstalt dieser Art Meldung zu machen, welche mich mehr als alle übrigen in Erstaunen setzte, und mich als praktischen Arzt auch mehr als alle übrigen interessirte. Ich spreche von dem *Walter'schen Cabinete* in *Berlin*. Dasselbe war so eben von *Seiner Majestät dem Könige von Preussen* um 100,000 Thaler gekauft worden, wie ich mich mich in London aufhielt. Als die englischen Zei-

tungen diese Nachricht brachten, ertönte das Lob des grossmüthigen *Monarchen* in dem Munde aller Liebhaber der Wissenschaften. Obwohl meine Stimme bei dieser Gelegenheit nicht müssig blieb, so konnte ich dennoch nicht *so* sprechen, als ich es später im Stande gewesen wäre, nachdem ich nemlich einige Zeit in *Berlin* zugebracht, und mich selbst überzeuget hatte, wie sehr allda die Wissenschaften geschätzt und befördert werden. Ich glaube nicht, dass irgend eine Stadt in der Welt existirt, wo die Bildung des menschlichen Geistes so allgemein verbreitet ist, als in *Berlin;* ich glaube nicht, dass eine andere Stadt so viele ausgezeichnete Männer in jedem wissenschaftlichen Fache aufzuweisen hat, als *Berlin;* ich glaube nicht, dass irgendwo ein besserer Ton unter den Gelehrten, so wie unter allen Klassen von Menschen, mit denen ich das Vergnügen hatte umzugehen, herrsche, als in *Berlin.* Aber wie komme ich auf Lebende zu sprechen, wo ich von Überresten der Todten reden soll? Ja vierzig Jahre wohnte der grosse Anatom *Walter* unter Todten, um das unvergleichliche Cabinet zu errichten, und vor der Welt in dem Lichte zu erscheinen, in welchem ihn jeder Unbefangene wahrnehmen muss. Und dennoch scheint es beinahe unmöglich, dass *ein* Mensch ein solches Wunderwerk vollbringen konnte. Wie glücklich ist nicht Deutschland, einen Ort zu haben, wo die tiefsten Geheimnisse der Natur so enthüllet, und zum allgemeinen Nutzen dastehen.

Denn nicht allein sind gesammte Präparate in diesem königlichen Cabinete so aufgestellt, dass sie von allen Seiten unter dem lehrreichsten Lichte erscheinen, sondern es sind selbst einige junge Ärzte und Wundärzte *dazu bestimmt*, den Fremden alle mögliche Auskunft über die vorhandenen Gegenstände zu geben. Was mir vorzüglich in diesem Cabinete gefallen hat, ist, dass die Präparate nicht in Kästen, sondern auf erhöhten Tischen stehen. Auf diese Art kann das Präparat von allen Seiten betrachtet werden, welches in einem Kasten nie der Fall syen würde. Nebstdem ist besonders darauf gesehen, dass der Weingeist so klar als möglich seie; das nemliche versteht sich von den Gläsern.

Gelehrte Gesellschaften.

Königliche Gesellschaft der Wissenschaften. Aus der nemlichen Ursache, aus welcher ich in dem ersten Bande dieses Werkes unter dem Artikel *Paris* von dem dortigen *National-Institute* sprach, spreche ich hier von der *königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London.* Obwohl nemlich diese Institute nicht zu dem eigentlichen Zwecke des gegenwärtigen Werkes gehören, so haben sie dennoch zu viel Interesse, als dass sie füglich mit Stillschweigen übergangen werden könnten.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften hält den Winter und Frühling hindurch wöchentlich einmal eine Sitzung. Jedes Mitglied kann zwei Fremde einführen; doch müssen derselben Namen vorher eingeschrieben, und dem Präsidenten der Gesellschaft vorgelegt werden. Während der Sitzung werden meistentheils Abhandlungen vorgelesen, welche dann in den *Transaktionen* der Gesellschaft erscheinen. Mit der Heilkunde giebt sich die Gesellschaft nicht ab. Daher fallen derselben mehrere Abhandlungen, welche von Deutschen Ärzten zugeschickt werden, zur Last. Das nemliche gilt von Werken medizinischen Inhalts, mit denen die Gesellschaft sowohl, als ihr Präsident, *Sir Joseph Banks*, so oft belästiget werden. So wurde z. B. während meines Aufenthalts in London ein Deutsches Büchlein unter dem Titel, *Die Natur*, an *Sir Joseph Banks* geschickt. Als er es eröffnete, fiel ihm alsogleich die Zueignung in die Augen. Sie lautete beiläufig so: *Den zwei grössten Männern und Beschützern der Wissenschaften, dem ersten Consul der Französischen Republik, Bonaparte, und dem Präsidenten der k. Gesellschaft in London, Mylord Bank's. Chevalier Banks* fragte mich, was ich zu dieser sonderbaren Zueignung sagte? Nichts, als dass es mir unangenehm wäre, dass sich mancher unter meinen Landesleuten so sehr blamirte. *Sir Joseph* antwortete hierauf: *Es giebt überall Narren.*

Die Mitglieder der k. Gesellschaft versammeln sich wöchentlich *einmal* in der *Crown and Ancher Tavern*, und speisen unter sich zu Mittag. Fremde können an diesen äusserst interessanten *Diners* Antheil nehmen, wenn sie dem Präsidenten bekannt sind, und von einem Mitgliede eingeführt werden. Die Person zahlt eine halbe Guinee.

Nebst dieser Gelegenheit, um mit den Gelehrten Londons umgehen zu können, hat man auch das Vergnügen, sie die ganze Woche hindurch, vorzüglich aber Sonntags Abends, bei *Sir Joseph Banks* vereiniget zu finden. Es ist hierzu blos erforderlich, dass der Fremde von einem auswärtigen oder einheimischen Freunde dem Hrn. *Chevalier* empfohlen oder vorgestellt werde. Ich hatte unter andern eine Empfehlung vom Hrn. Grafen von *Rumford* an ihn, für welche ich hier öffentlich danke. Überhaupt würde es undankbar von mir seyn, wenn ich verschweigen wollte, dass ich eben den Empfehlungen dieses weltberühmten Mannes sowohl in Frankreich als in England sehr viel schuldig bin. Besonders fand ich an dessen Freunde, *Sir Charles Blagden*, einem der Sécretaire der k. Gesellschaft in London, viele Unterstützung.

Nicht allein die Vortheile einer auserlesenen Gesellschaft geniesst man in dem Hause des Hrn. *Chevalier Banks*, sondern dieser zuvorkommende

Gelehrte erlaubt auch den Genuss seiner Bibliothek und seines Herbariums. Ich habe letzteres besonders in Hinsicht auf einige seltene Medizinalpflanzen benützet, z. B. um folgende Species von *Cinchona* zu sehen, nemlich: C. *Officinalis*, C. *Pubescens*, C. *Macrocarpa*, C. *Caribea*, C. *Corymbosa*, C. *Floribunda*, C. *Brachycarpa*, C. *Angustifolia* und noch eine unbekannte Gattung. Auch sahe ich die *Quasia amara* und die *Quasia simaruba*; beide waren im Weingeiste aufbewahret u. s. w.

Chevalier Banks hat nebst seinem Bibliothekair, Hrn. *Tryander*, noch einen wackern Deutschen jungen Mann, welcher sowohl über die Bibliothek als über das Herbarium die Aufsicht mitführt. Hr. *König*, so nennt er sich, nimmt sich besonders seiner Landesleute an, und ist ganz an Ort und Stelle, um denselben die erspriesslichsten Dienste erweisen zu können.

Linnéische Gesellschaft. Sie hält ihre Sitzungen nur ein oder zweimal des Monates. Wer ein Mitglied derselben werden will, muss nebst dem Besitze der scientifischen Eigenschaften auch 32 Pfund Sterling erlegen können. Dafür erhält er aber die Akten der Gesellschaft, welche sonst auf keine andere Weise zu haben sind, indem man nur so viele Exemplare drucken lässt, als Mitglieder sind. Die Anzahl der ausserordentlichen Mitglieder ist seit kurzem auf 50 oder 60 bestimmt worden.

Da aber deren mehrere waren, so ist beschlossen worden, so lange keine neuen ausserordentlichen Mitglieder zu ernennen, bis die bestimmte Anzahl nicht abgehen würde. Dr. *Smith* ist Präsident dieser Gesellschaft. Ich wohnte einer ihrer Sitzungen bei, wo eine Abhandlung über das Herbarium von Linné vorgelesen wurde.

Königliche medizinische Gesellschaft. Diese Gesellschaft hält wöchentlich *eine* Sitzung unter dem Präsidium des Dr. *James Sims.* Mehrere der vorzüglichsten Ärzte Londons nehmen daran Antheil. Der Ton, welcher allda eingeführt ist, ist sehr gut. Die herrschenden Krankheiten bilden gewöhnlich den Hauptgegenstand des Gespräches. Da während meines Aufenthaltes in London die *Grippe* herrschte, so waren die Sitzungen besonders interessant. Die Gesellschaft nahm sich damals vor, etwas vollständiges über diese epidemische Krankheit bekannt zu machen. Desshalb schrieb sie auch an alle ihre Correspondenten im In- und Auslande, um Nachrichten einzuziehen. Da eine so ausgebreitete Correspondenz sehr grosse Auslagen verursachen musste, so suchte die Gesellschaft um die Postfreiheit an, welche ihr auch in Hinsicht des obgedachten Gegenstandes bewilliget wurde. An dem Orte, wo die Sitzungen gehalten werden, befindet sich zugleich eine ansehnliche Bibliothek, welche den Mitgliedern offen steht. Der Präsident der Gesellschaft ist ein sehr

höflicher, feiner Mann. Er hat einen grossen Theil von Europa bereist, und erwiedert den Fremden gern die Höflichkeiten, welche er selbst in dem Auslande genossen hat.

Hrn. *Heaviside*'s Gesellschaft. Hr. *Heaviside* ist einer der angesehensten Wundärzte in London. Alle Wochen giebt er *einen* Abend Thee in seinem Hause, wo sich eine grosse Menge Ärzte und Wundärzte versammeln. Diese Gesellschaft ist besonders lebhaft, da der Herr von dem Hause ein sehr freundlicher zuvorkommender Mann ist. Diejenigen Gäste, welche sich nicht mit gesellschaftlichen Gesprächen unterhalten wollen, finden bei ihm viele medizinisch-chirurgische Journale, und alle neuen Werke, welche in diesen Fächern in England herauskommen. Nebst diesem biethet aber Hr. *Heaviside* seinen Gästen noch eine weit seltenere Gelegenheit, sich nützlich zu unterhalten, dar, nemlich, eine sehr ansehnliche Sammlung anatomisch-pathologischer Präparate. Ja, die Gesellschaft versammelt sich an demselben Orte, an welchem diese Präparate, nicht ohne besondern Luxus, aufgestellt sind. Hr. *Heaviside* hat einige junge Ärzte an der Seite, denen er das Cabinet zu zeigen überträgt. Ich habe mehrere Stunden dieser interessanten Sammlung gewidmet. Der pathologische Theil derselben zog mich besonders an. Vorzüglich reich fand ich das Fach der Gebährmutterkrankheiten. Hr. *Heaviside* besitzt ein Exem-

plar, wo der Uterus von Geburt aus ganz fehlet. Auch von den Ovariis sind kaum einige Spuren zu sehen. Unter andern erzählte mir dieser erfahrne Wundarzt, dass er den Fall gehabt habe, wo ein grosser Polyp den Gebährmuttermund ganz eingeschlossen hatte, und wo nichts desto weniger die Unterbindung mit dem besten Erfolge unternommen wurde. Hrn. *Heaviside's* Sammlungen von Krankheiten des Herzens und der grössern Blutgefässe ist ebenfalls sehr merkwürdig und vollständig. Ich hätte gern diese Sammlung öfters benützt, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, welcher mich auf einige Zeit davon abgehalten hat. Da die Zeitungen diesen Umstand bekannt gemacht haben, und derselbe keinesweges die Ehre des Hrn. *Heaviside* verletzet, so führe ich ihn hier um desto eher an, als er dazu dienet, die Gesetze und Gebräuche Englands immer mehr durch ein merkwürdiges Beispiel an den Tag zu legen.

Der Obrist *Montgomery* und der Capitain *Macnamara* geriethen wegen eines Hundes in einen Wortwechsel, der zu einem Zweikampfe Anlass gab. Capitain *Macnamara*, der Herausgeforderte, wurde zuerst schwer verwundet, tödtete aber nachher seinen Gegner. Da es nun in England gebräuchlich ist, dass die beiden Streitenden ihre Wundärzte in die Nachbarschaft bestellen, um im Falle der Noth gleich ihre Hülfe erhalten zu können, so fügte es sich, dass Capitain *Macnamara*

Hrn. *Heaviside* zu diesem Dienste gebethen hatte. Hr. *Heaviside*, anstatt sich in der Entfernung aufzuhalten, und der Sache den Schein zu geben, als wäre es ein blosser Zufall, der ihn in die Nachbarschaft der Streitenden geführt hätte, trat so nahe, als sonst nur die Secundanten zu treten pflegen. Da nun der Erfolg des Duelles, und die Umstände, welche denselben begleiten, kein Geheimniss bleiben konnte, so war es leicht vorauszusehen, dass Hr. *Heaviside* Verdriesslichkeiten haben dürfte. So war es in der That. Hr. *Heaviside* wurde alsogleich in das Gefängniss *Newgate* gebracht, und sehr ernsthaft in den Prozess des Capitain's *Macnamara* verflochten. Als ich ihm, dem Hr. *Heaviside*, einen Besuch in dem Gefängnisse abstattete, war er über meine Attention sehr gerührt, und klagte mir besonders, dass der Prozess auf einen Freitag entschieden werden sollte; indem dieser Tag einzig und allein für die Entscheidung solcher Prozesse bestimmt wäre, welche *puncto homicidii* geführt werden. Die üble Lage, in welcher sich die Gesundheitsumstände des Capitains *Macnamara* befanden, verzögerten die Entscheidung des Prozesses auf lange Zeit; — endlich kam aber der mit Angst erwartete Tag. Eine ungeheure Menge Volkes versammelte sich an dem Orte, wo dieser wichtige Prozess entschieden werden sollte. Capitain *Macnamara* sahe sehr blass und kränklich aus, als er vor den Richterstuhl gebracht wurde. Er bath alsogleich um die Erlaubniss, sich setzen,

und seine Vertheidigung dem *Jury* vorlesen zu dürfen. Der *Jury* bestand, da Capitain *Macnamara* ein Seeofficier war, aus zwölf Seeofficieren. Capitain *Macnamara*'s Vertheidigung schien durch den berühmten Advokaten Hrn. *Erskin* verfasst zu seyn. Der Gefangene schilderte zuerst seinen unbescholtenen Lebenswandel, die Dienste, die er seinem Vaterlande geleistet hatte, und den Verlauf der letzten unglücklichen Affaire. Er setzte hinzu, dass er wohl einsehe, gesetzwidrig gehandelt zu haben, und strafbar zu seyn; dass er aber nicht wüsste, wie er anders hätte handeln können, um seine Ehre zu retten, als die ihm gemachte Herausforderung des Obristen *Montgomery* anzunehmen; dass er keinen Werth auf sein Leben lege, wenn es die in jedem Staate nöthige Ordnung fordere, und dass er nur in so fern sein Leben zu erhalten wünsche, um es bei dem so eben ausgebrochenen Kriege vor dem Feinde zu verlieren, oder den begangenen Fehler durch eine nützliche That wieder gut zu machen. Diese Anrede hatte den tiefsten Eindruck auf alle Anwesende verursachet, als auf einmal einige Mitglieder der Admiralität als Zeugen die Tribune bestiegen, und mit dem wärmsten Antheil den edlen Charakter und den Muth des Capitain's schilderten. Es wurde von mehreren Seeschlachten Meldung gemacht, wo sich der Gefangene vorzüglich ausgezeichnet hätte. — Nachdem die Zeugen lange gesprochen hatten, reassumirte der Richter den Prozess, und legte ihn ganz klar dem Ur-

theile des *Jury* dar. Der *Jury* besprach sich einige Minuten zusammen. Wie sehr war die Erwartung der Anwesenden nicht gespannt! Wie theilten sich nicht die Blicke zwischen dem *Jury* und dem Gefangenen! Wie klopfte nicht eines Jeden Herz, — als der *Jury* auf einmal ausrief: — *Nicht schuldig!* Die Freunde umarmten den Freigesprochenen, und begleiteten ihn mit Jubel nach Hause. Durch die Lossprechung des Capitain's *Macnamara* wurde auch Hr. *Heaviside* auf freien Fuss gesetzt. Bei dessen nächster Theegesellschaft hatte sich eine ungeheure Menge Menschen eingefunden. Hr. *Heaviside* hatte aber einen unversehenen Ruf auf das Land vorgegeben, um nicht deren unzählige Glückswünsche erwiedern zu müssen.

Dr. *Gartshor*'s *Gesellschaft.* Dr. *Gartshore*, ein liebenswürdiger Greis, hat sich durch mehrere Abhandlungen, unter andern durch eine über das bösartige *Erysipelas*, welches Neugebohrnen zuzustossen pflegt, berühmt gemacht. Er hat an der Einrichtung der meisten medizinischen Anstalten in London mittelbar oder unmittelbar Theil genommen, und zur Versorgung vieler Ärzte und Wundärzte beigetragen. Daher wird Dr. *Gartshore* auch allgemein eben so geliebt als geschätzet. Da, wo die k. Gesellschaft der Wissenschaften keine Sitzungen hält, und folglich auch keine Versammlung bei *Sir Joseph Banks* Platz findet, giebt Dr. *Gartshore* zum Ersatz wöchentlich einmal Theegesell-

schaft, wo man öfters mit interessanten Menschen umzugehen Gelegenheit hat.

Hrn. *Pepys chemische Conversation.* Herr *Pepys*, ein Chemiker und Freund des Quäkers, Hrn. *Allen*, giebt wöchentlich einmal Theegesellschaft, wo man die Zeit mit dem Lesen chemischer Journale, und mit der Wiederhohlung wichtiger, besonders neuer chemischer oder physischer Versuche sehr angenehm und lehrreich zubringt. Ich habe nie mit mehr Genauigkeit und Eleganz experimentiren gesehen, als durch Hrn. *Pepys*. Wenige chemische Laboratorien sind auch mit so vollkommenen Instrumenten versehen, als jenes dieses Privatmannes. Schade, dass das Locale nicht erlaubt, mehrere Menschen an dieser äusserst interessanten Conversation Theil nehmen zu lassen!

Edinburgher Club. Es befinden sich in London mehrere Ärzte, welche auf der hohen Schule in *Edinburgh* ihre Studien zurückgelegt, und allda die Doctors-Würde erhalten haben. Diese Ärzte versammeln sich des Monats einmal, und bringen den Abend unter sich zu. Ein *Souper* beschliesst die Gesellschaft. *Edinburgh*, wie es zu seiner Zeit war, wie es gegenwärtig ist, und wie es werden wird, bleibt beinahe durchgehends der Gegenstand des Gespräches. Es war mir sehr interessant, diese Unterredung anzuhören, da ich mich auf meine Reise nach *Edinburgh* vorbereitete, und auf diese

Art manchen Umstand erfuhr, der mir sonst wahrscheinlich nie zu Gehör gekommen seyn würde. Sehr schmeichelhaft war es mir endlich, in diesen Club eingeführt werden zu können, indem diess nicht anders einem Fremden gestattet werden kann, als wenn *alle* Mitglieder in die Aufnahme desselben ohne Ausnahme einwilligen. Die Doctoren *Marcet* und *Yelloly* haben die Güte gehabt, mich allda vorzustellen.

Gefängnisse.

Mein Aufenthalt in London gieng schon zu Ende, und noch hatte ich keine rechte Gelegenheit gefunden, die Gefängnisse dieser Hauptstadt auf die Art, wie ich es wünschte, sehen zu können. Seine Excellenz der Österreichische Bothschafter am Englischen Hofe, Hr. Graf *Starhemberg*, erwies mir nebst vielen andern Gnaden auch die, das Englische Gouvernement um die Erlaubniss zur Besuchung der Kerker in London für mich bitten zu wollen; als sich mir eine andere mit weniger Umständen und mehr Belehrung verbundene Gelegenheit darboth. Ich speiste bei Dr. *Lettsom*. Das Gespräch kam auf die Gegenstände, die mir noch in London zu sehen übrig blieben. Ich machte Erwähnung der Gefängnisse, und des Mittels, durch welches ich hoffte, sie dennoch bald zu sehen zu bekommen. Da wandte sich alsogleich einer der Gäste an mich, und both sich an, mir alle

Gefängnisse der Hauptstadt zu zeigen, und damit ich keine Zeit verliere, gleich den folgenden Tag den Anfang damit zu machen. Dr. *Lettsom* erwiederte hierauf, dass ich keinen bessern Begleiter haben könnte, als Hrn. *Nield*, der in ganz Britannien für den Vater der Gefangenen, und für einen würdigen Nachfolger des Menschenfreundes *Howard* angesehen würde. Ich konnte das Ende des Mittagmahls kaum erwarten, um mich Hrn. *Nield* zu nähern, und von ihm einen kleinen Vorgeschmack desjenigen zu bekommen, was mir Morgen zu sehen bevorstünde. Kaum waren wir daher vom Tische aufgestanden, als ich mich mit Hrn. *Nield*, der sehr bereitwillig war, meine Wünsche zu befriedigen, in ein benachbartes Zimmer entfernte, wo er mir vorsagte: ich werde in Hinsicht auf Gefängnisse viel Schönes, mit unter aber auch manches Schlechtes sehen; die Hauptstadt müsse in dieser Hinsicht mehreren Provinzialstädten nachstehen; besonders seie das Schicksal derjenigen zu bedauern, welche wegen kleiner Schulden in den Gefängnissen sitzen. Als Hr. *Nield* diese Worte aussprach, erhielt sein Gespräch doppelte Lebhaftigkeit. "Die Gesetze Englands, erwiederte er, sind sehr menschlich in Hinsicht derjenigen, welche Schulden im Grossen machen. Können diese Leute nemlich beweisen, dass sie durch Unglücksfälle in Schulden verfallen sind, so steht ihnen der Weg eines Bankerots offen, nach welcher sie ihre alte Laufbahn wieder betreten, und ihren Kredit

wieder herstellen können; hingegen aber der arme Handwerker, der Taglöhner und der Seemann, die so oft durch Krankheit oder andere Zufälle in die Lage kommen, Schulden zu machen, um nur leben zu können, diese armen Menschen werden manchmal, wenn sie in die Hände eines hartherzigen Gläubigers fallen, wegen *eines einzigen Schillings* Jahre lang in die Gefängnisse gesperrt. Wie hart ihre, oft zahlreiche Familie mit gestraft werde, lässt sich leicht von selbst begreifen. Die Gesetze Englands sind daher in Hinsicht der kleinern Schuldner, unmenschlich, und bedürfen einer baldigen Reform. Indessen hat sich schon im Jahre 1772 eine *Gesellschaft* gebildet, bei welcher ich das Amt des Schatzmeisters zu führen die Ehre habe, die keinen andern Zweck hat, als *denjenigen zu Hülfe zu kommen, welche sich wegen kleiner Schulden in den Gefängnissen befinden.* Die Veranlassung zur Bildung dieser Gesellschaft war eine Predigt des hochwürdigen Herrn *Pimlico.* Dieser verehrungswürdige Geistliche hatte eine Gelegenheit benutzt, um das Schicksal derjenigen zu schildern, die sich kleiner Schulden halber in den Gefängnissen befinden. Nach der Predigt wurde für die Befreiung einiger unter ihnen gesammelt. Der Antheil der in der Kirche gegenwärtigen Personen war so gross, dass 81 Pfund Sterling und ein Schilling gleich eingiengen, und hundert Pfund Sterling von einem Unbekannten nachgetragen wurden. Als sich eine *eigene Gesellschaft* zum Endzwecke

bildete, Leute, welche wegen kleiner Schulden im Gefängnisse sind, zu befreien, erhielt dieselbe so ausgezeichnete Unterstützungen, dass sie vom Anfange des Maimonates im Jahre 1773, d. i. fünfzehn Monate nach ihrer Errichtung, 2922 Pfund Sterling, 11 Schillinge und 10 Pfennige eingenommen, und dadurch 986 Personen befreit hat, wo noch ein Rest von 29 Pfund, 12 Schillinge und 6 Pfennige geblieben ist. Den auf diese Weise beschriebenen Individuen gehörten 566 Ehefrauen und 2389 Männer zu. Im ganzen hat also die Gesellschaft 3941 Seelen eine Wohlthat erwiesen. Gegenwärtig beläuft sich derselben jährliches Einkommen auf beiläufig 1800 Pfund, womit gegen 600 Schuldner befreiet werden. Alle Schuldner, welche an den Wohlthaten der Gesellschaft Antheil nehmen wollen, haben nichts weiter zu thun, als sich eine gedruckte Supplik geben zu lassen, (die sie in jedem Gefängnisse erhalten können) die leeren Rubriken derselben vollzufüllen, und sie an das *Bureau* der Gesellschaft zu übersenden. Diese Supplik muss den Namen, das Alter, die Wohnung, das Gewerb des Schuldners, die Gattung der Schuld, die Ursache, warum er sie nicht tilgen kann, den Namen des Gläubigers und des Tribunals, bei welchen die Anklage Platz gefunden hat, enthalten. Auch muss der Schuldner bestätigen, dass er nicht schon einmal vorher von der Gesellschaft losgekauft worden seie." So weit Hrn. *Nield's* Erklärung. Um mich jedoch vollkom-

men mit dem Institute, von welchem bisher die Rede war, bekannt zu machen, verehrte er mir sein Werk über diesen Gegenstand. *) Eines unterliess indessen Hr. *Nield* mir zu erzählen, ich meine eine Anekdote, welche ihm grosse Ehre macht und die wenigstens ich nicht mit Stillschweigen übergehen könnte. Im Februar 1801 stattete die ganze Gesellschaft dem Hrn. *Nield* ihre Danksagung für die viele Mühe, welche er sich im Verlaufe des verflossenen Jahres gegeben hatte, ab. Bald darauf erhielt er durch die sogenannte Pfennigpost eine Banknote von 1000 Pfund Sterling. Diese war in ein weisses Papier unter der Gestalt eines Briefes eingewickelt; die Aufschrift war: *an Hrn. Nield.* — Hr. *Nield* wollte diese Banknote nicht für sein Eigenthum ansehen, und überschickte sie daher der Gesellschaft. Die Gesellschaft untersuchte die Sache, und erklärte Hrn. *Nield* für den Eigenthümer jener Banknote. Dieser bestand nichts desto weniger auf seinem ersten Vorsatze, wesswegen das Geschenk der Gesellschaft zufiel.

Das erste Gefängniss, das ich mit Hrn. *Nield* besuchte, war:

---

*) An Account of the visa, progresses, and presant state of the society for the discharge and relief of persons imprisoned for small debts throughout England and Wales. By *James Nield*, Esq. treasurer. London 1802.

Newgate.

Es ist für die Grafschaft *Middlesex* bestimmt, und enthält gegen 700, ja manchmal gegen 800 Gefangene. Unter diesen befinden sich beiläufig 200 Schuldner; die übrigen sind alle wegen Missethaten angeklagt, oder bereits verurtheilt. Obwohl das Locale sehr gross scheint, so reicht es dennoch bei weitem nicht hin, um so viele Gefangene gehörig zu beherbergen. Besonders enge ist der Theil des Gefängnisses, welcher für die Schuldner bestimmt ist. Es sind ihnen blos 16 Zimmer angewiesen, wovon 14 den Männern und 2 den Weibern zugehören. Dabei aber hat jedes Geschlecht noch einen kleinen Hof, wo sich die Gefangenen unter Tags aufhalten, und mit Ballspiele u. dgl. unterhalten können. Diese Höfe sind reichlich mit Wasser versehen. Die Zimmer und Höfe für die Missethäter sind grösser und geräumiger. Indessen sind jedoch die Weiber übler daran, als die Männer. Bette erhalten die Gefangenen keine, wenn sie sich nicht selbst welche verschaffen. Mit der Kleidung steht es ebenfalls sehr schlecht. Viele Gefangene sind blos mit Lumpen bedeckt. Die Kost besteht täglich in zwei Leib Weitzenbrod, wovon ein jeder 10 Unzen wiegt, dann in anderthalb Pfund Erdäpfel. Durch das Allmosen, welches eingeht, erhalten die ärmeren Gefangenen, besonders die weiblichen, einigemal die Woche etwas Fleisch. Sie können auch arbeiten, wenn

sie die hiezu nöthigen Geräthschaften haben. Wenn die Missethäter erkranken, so kommen sie in eigene Infirmerien, deren zwei vorhanden sind, eine nemlich für Männer, die andere für Weiber. Erkranken hingegen die Schuldner, so müssen sie entweder in die Infirmerien der Missethäter gebracht werden, oder sie müssen ihren gesunden Mitbrüdern zur Last fallen. Doch könnte mit wenigen Auslagen auch für die kranken Schuldner gesorgt werden. — Die Anzahl der Kranken belief sich an dem Tage, wo ich *Newgate* besuchte, nicht höher als auf vier Personen. Hr. *William Box*, der Wundarzt dieses Gefängnisses, versicherte mich, dass das Kerkerfieber sehr selten allda herrsche. Hr. *Nield* glaubt, diess müsse der besondern Sorgfalt des Kerkermeisters, Hrn. *Kirby*, zugeschrieben werden, indem das Gefängniss so bestellt wäre, dass es eher scheinen sollte, man habe es darauf angelegt, dergleichen Fieber zu erzeugen, als ihre Entstehung zu verhindern. Diess letzte Urtheil des Hrn. *Nield* schien mir ein wenig hart. Ich hatte nemlich noch kein anderes Englisches Gefängniss gesehen, und in Vergleich mit den Französischen und Deutschen Gefängnissen musste mir *Newgate* gut scheinen. Was mich in *Newgate* heftig affizirt hat, war, dass ich mich auf einmal in einem Hofe befand, wo mich gegen zwanzig Personen umgaben, die zum Theil bereits schon zum Tode verdammt waren, und zum Theil das Todesurtheil erwarteten. Nur der Gedanke, dass

wir Sterbliche, ja alle, mehr oder weniger, in diesem Falle sind, nur dieser Gedanke konnte mir die nöthige Fassung geben. Ich lief indessen Gefahr, sie abermals zu verlieren, als ich in die zum Gefängnisse gehörende Kapelle trat. In der Mitte dieser befindet sich nemlich ein durch schwarzes Holz gebildetes Quadrat. In diesem Quadrate steht ein Tisch, welcher einen Sarg trägt. Um diesen herum müssen sich nun die zum Tode Verurtheilten setzen, und ihre eigene Leichenpredigt anhören. Gott! — das ist hart, — unmenschlich! — Unter den Gefangenen sahe ich Hrn. *Astley*, welcher damals der Gegenstand der allgemeinen Neugierde war. Dieser Mann hatte der Londner-Bank viele Jahre sehr treu gedienet, so, dass dieselbe ein unbegränztes Zutrauen auf ihn setzte. Auf einmal fiel der Verdacht auf ihn, 400,000 Pfund Sterling entwendet zu haben. Dieser Verdacht bestättigte sich auch nachher in so weit, als Hr. *Astley* dieses Geld genommen zu haben angab, um mit dem Interresse desselben einen Privathandel zu treiben. Die Physiognomien zweier Menschen, wovon der eine auf den König geschossen, und der andere seine Geliebte ermordet hatte, fielen mir besonders dadurch auf, dass sie die grösste Ähnlichkeit mit den Gesichtszügen, die man sonst bei Wahnsinnigen bemerkt, hatten. Diese nemliche Bemerkung habe ich öfters bei grossen Verbrechern gemacht. Manche Verbrecher sind auch der Art, dass ein Anfall von Wahnsinn vorausge-

setzt werden muss, um sich zu erklären, wie sie von einem Menschen begangen werden können. — Ich habe schon etwas zum Lobe des Kerkermeisters, Hrn. *Kirby*, gesagt; hier muss ich noch hinzu setzen, dass dieser Mann von den Gefangenen, wie ein Vater geliebt wird, und dass er die ungetheilte Achtung von ganz London besitzt. Überhaupt muss man sich unter einem Englischen Kerkermeister keine grimmige, mit Schlüsseln beladene, besoffene Figur denken. Ein Kerkermeister allda ist eine angesehene, gut besoldete Magistrats-Person. Hr. *Kirby* hat z. B. 450 Pfund Sterling jährlichen Gehaltes.

Giltspur Street Compter.

Dieses Gefängniss befindet sich ganz nahe bei *Newgate*, und dienet ebenfalls für Schuldner und Missethäter. Es enthielt 54 von erstern, und 15 von letztern, nebst mehreren Vagabunden. Die ganze Bevölkerung dieses Gefängnisses mag sich daher bis auf 100 Personen erstrecken. Es ist gleichfalls mit Höfen versehen, wo die Gefangenen den Tag hindurch frische Luft schöpfen können. Schade, dass die Schuldnerinnen, wegen Mangel an Raum, diese Wohlthat entbehren müssen! — Die Kost ist wie in *Newgate* bestellt. Doch erhalten die Gefangenen nebst Brod und Erdäpfeln eine Portion Reiss. Auch sind hier die Schuldner etwas besser gehalten, als die Missethäter. We-

nigstens haben jene mehr Freiheit, und leben in Gesellschaft, während dem diese in einzelne Zellen eingesperrt sind. Die Schuldner sind ferner, so viel als es sich thun lässt, nach ihrem Stande in verschiedene Zimmer eingetheilt. Die armen Gefangenen erhalten von den Kirchen und von wohlthätigen Menschen Unterstützung, sowohl an Geld als an Viktualien und Kleidungsstücken. Ein Ausschuss von vier der ältern Gefangenen präsidirt unter gehöriger Aufsicht bei der Austheilung dieses Almosens. Die Gefangenen, welche im Stande sind, sich Materialien zum Arbeiten zu verschaffen, können dieselben verarbeiten. Das Gefängniss von *Giltspur*-Strasse kann vier Zimmer zum Spitale bestimmen. Es besitzt auch eine Badeanstalt. Überhaupt ist es reichlich mit Wasser versehen. Da der Kerkermeister nicht zu Hause war, als wir dieses Gefängniss besuchten, so machte ein gefangener Schuldner die *honneurs de la maison*.

Fleet - Prison.

(Grafschaft Middlesex.)

Das gegenwärtige Gefängniss dienet blos für Schuldner. Die Anzahl derselben beläuft sich gewöhnlich auf 230. Jedoch sind nicht alle Gefangene in dem Gefängnisse selbst, sondern 75 derselben wohnen ausserhalb desselben. Diejenigen Schuldner nemlich, welche ihren Gläubigern eine hinlängliche Caution stellen, und dem Aufseher der

Gefangenen ein Präsent machen, erhalten die Erlaubniss, ausser dem Gefängnisse innerhalb eines bestimmten Bezirkes, *the rules* genannt, zu wohnen. Das Gefängniss selbst ist vierstöckig, und hat die Gestalt eines Klosters. Die Zellen für die Gefangenen öffnen sich nemlich in enge und finstere Gallerien. Die Anzahl jener beläuft sich auf 125. Die meisten Zellen haben ihre Kamine. Nebstdem bemerkt man in *Fleet prison* eine Kapelle, eine allgemeine Küche, ein Kaffehhaus, vier Bier- und Weinkeller, eine Infirmerie, mehrere Kerker für unbändige Gefangene, und einen grossen Platz, wo die Bewohner dieses Hauses Bewegung machen, und sich unterhalten können. Die Reinlichkeit ist in diesem Gefängnisse nicht sehr gross. Keiner von den Gefangenen erhält Verpflegung. Sie müssen sich daher selbst verköstigen, oder sie müssen von ihren Gläubigern unterhalten werden. Ein Gefangener jedoch, der einen Eid ablegt, dass er nicht 5 Pfund Sterling in seinem ganzen Vermögen habe, und dass er für sich unmöglich leben könne, erhält einen Antheil des Almosens, welches dem Gefängnisse von mehreren Seiten zuströmt. Die übrigen Gefangenen können sich durch ihr Geld alle möglichen Bequemlichkeiten nach einer festgesetzten Taxe verschaffen. Wer z. B. nur ein eigenes Bett haben will, muss wöchentlich dritthalb Schillinge Miethe dafür bezahlen. Wenn zwei Gefangene an *einem* Bette Antheil nehmen wollen, so zahlt ein jeder unter ihnen ein und ein Viertel Schilling die

Woche. Ein eigenes Zimmer soll wöchentlich auf dreizehn Schillinge zu stehen kommen. Überhaupt habe ich gefunden, dass die Gefangenen sich allgemein über die schlechte Verfassung dieses Gefängnisses beklagten. Einer unter ihnen überreichte mir sogar eine gedruckte Klage, die mehrere Artikel enthielt, welche, wenn sie gegründet wären, allerdings nicht zur Ehre der Verfassung dieses Gefängnisses gereichen würden.

Kings Bench.

Borough of Southwark.

Kings Bench sieht mehr einer kleinen Stadt, als einem Gefängnisse ähnlich. Beym Eingange tritt man in einen schönen Hof, in welchem sich drei ansehnliche Häuser befinden, wovon eines dem Director des Gefängnisses, *Marschall* genannt, zugehört, und das andere von dem Secretär bewohnt wird. Das dritte vermiethet man an reiche und angesehene Gefangene. Von da kommt man in ein Gebäude, welches mehrere schöne Appartements enthält, die gewöhnlich um fünf Guineen die Woche vermiethet werden. Es befinden sich allda zwei Arreststuben, in welche man diejenigen Gefangenen bringt, welche bereits zu entfliehen versucht haben. Hinter diesem Gebäude ist abermals ein Hof, in welchem man ein eisernes, mit einer Thüre versehenes Gitter erblickt, welche Thüre den Eingang in das allgemeine Gefängniss gewährt.

Nahe daran befindet sich die Wohnung des Thürhüters, ober welcher auch ein Zimmer ist, das wöchentlich für eine Guinée vermiethet wird. So wie man rechts in das Innere des Gefängnisses tritt, sieht man ein Gebäude, *State-house* genannt, das acht schöne Zimmer hat, von welchen ein jedes wöchentlich um dritthalb Schillinge verlassen wird. Diesem Gebäude gegenüber ist die Schenke, wo wöchentlich zwischen 12 bis 14 Tonnen Bier geschenkt werden. Dabei befindet sich auch ein sogenanntes Weinzimmer, wo die Gefangenen ihre Freunde zu bewirthen pflegen. Die eigentliche Wohnung der Gefangenen besteht in einem 120 Ruthen *(Yards)* langen Gebäude, welches an jedem seiner Ende einen Flügel, und in der Mitte eine schöne Kapelle hat. Vor diesem Gebäude ist ein geräumiger, mit Brunnen versehener Platz, auf welchem sich die Gefangenen durch mehrere gymnastische Spiele die Zeit zu vertreiben pflegen. Das Gebäude selbst enthält 224 bequeme und grösten-theils vor Feuergefahr gesicherte Zimmer. Hinter demselben wohnet ein *Traiteur*, welcher, mit Inbegriff des Bieres, recht gut für zwei Schillinge den Kopf zu speisen giebt. Er soll jährlich 105 Pfund Sterling Miethe zahlen. Ein Bäcker, dessen Haus an jenes des Traiteurs beinahe gränzet, zahlt jährlich 36 Guineen Zins. Die öffentliche Küche befindet sich gerade dem Traiteur gegenüber. Allda kann jeder Gefangene sein Fleisch vor 1 Uhr *gratis* kochen oder braten lassen; nach dieser Stunde

muss er einige Pfennige dafür bezahlen. In der Nachbarschaft dieser Küche sind mehrere Fleischbänke, der Markt, auf welchem Vegetabilien und dergleichen verkauft werden; auch ein Kaffehhaus, das mit Zeitungen versehen ist, geht nicht ab. Der Verkauf geistiger Getränke ist jedoch im ganzen Gefängnisse strenge verbothen.

Kings Bench enthält gegen 500 Gefangene, gröstentheils Schuldner. Die wenigen übrigen Gefangenen sind Libellisten, oder andere Leute, welche man wegen ähnlicher Verbrechen in Verdacht hat, oder desshalb strafen will. Die Gefangenen erhalten durchaus keine Verpflegung. Die Armen unter ihnen, deren Anzahl selten die Menge von 30 übersteigt, leben, wie in *Fleet prison*, vom Almosen. Wer nemlich in *Kings Bench* tritt, muss beim Eingange etwas in die Kasse geben. Minder wohlhabende Gefangene helfen sich durch verschiedene Arten von Industrie heraus. Sie speculiren besonders auf die neu ankommenden Gefangenen, denen sie ihre Bette und andere Geräthschaften auf einen oder mehrere Tage verleihen, während welchen sie sich so gut als möglich zu behelfen suchen.

Der *Marschall* oder Director des Gefängnisses, eine Magistratsperson, hat die Polizei desselben unter sich. Ehemals war eine gewisse Familie in dem erblichen Besitze des Marschallamtes. Nun aber hat sich der König dieses Recht durch 10,500

Pfund Sterling von jener Familie angekauft. Seine Majestät bestimmen daher itzt die Person, welche das Amt des Marschalls versehen soll. Die damit verknüpfte jährliche Besoldung besteht in 2300 Pfund Sterling. Mit den Accidenzien aber soll das Marschallamt jährlich 7900 Pfund Sterling eintragen.

Die Gefangenen können von Morgens Frühe bis Abends nach 9 Uhr was immer für Besuche erhalten. Nach dieser Zeit geht aber ein Mann mit einer Glocke herum, und ruft: *Fremde, Weiber und Kinder hinaus!* Im Ganzen scheinen hier die Gefangenen vergnügt, und ohne besondere Klagen in Hinsicht der Verfassung des Ortes zu seyn. Es wird manchen unter meinen Lesern interessiren zu erfahren, dass der berühmte Dr. *Brown* einige Zeit in diesem Gefängnisse zugebracht hat. Es ist leicht aus dem bisher Gesagten zu begreifen, wie ihn seine Schüler haben besuchen, und von ihm Unterricht erhalten können.

Endlich muss ich erinnern, dass auch *Kings Bench* wie *Fleet Prison* seine auswärtigen Gefangenen, nemlich solche Leute hat, welche ihren Gläubigern Caution stellen, und ein Gewisses für die Erlaubniss zahlen, innerhalb eines bestimmten Distriktes ausser dem Gefängnisse wohnen zu dürfen. Die Gränzen dieses Distriktes bei *Kings Bench* betragen drei englische Meilen im Umfange.

Marchalsea.

(Southwark.)

Ein Gefängniss für Schuldner der geringsten Klasse. Im Jahre 1801 waren 34 Gefangene mit ihren Weibern und Kindern darin. Die eine Hälfte des Locale ist schon eingestürzt, die andere wird bald nachfolgen. Die Unordnung und Unreinlichkeit sind darin auf das Höchste gestiegen. Wie kann man ein solches Gefängniss in London dulden?

Surry County Gaol.

Das Gefängniss der Grafschaft *Surry* enthält nur 50 Schuldner, und ist vorzüglich für Missethäter bestimmt, deren Anzahl sich auf 150 zu belaufen pflegt. Beide Klassen von Gefangenen sind so wie die Geschlechter vollkommen von einander getrennt. Überhaupt ist diess Gefängniss eines der schönsten in England, folglich in ganz Europa. Es wurde ganz nach *Howard*'s Grundsätzen gebauet und eingerichtet. Ich will einen Versuch wagen, es zu beschreiben. Man bilde sich einen grossen halben Zirkel ein, der vorne durch eine gerade Linie geschlossen ist. Jener stellt die Mauer vor, welche das Gefängniss umgiebt, diese die Mauer, in deren Mitte sich der Eingang zu demselben befindet. In diesem Raume stelle man sich abermals ein Gebäude vor, das ebenfalls eine halbzirkelförmige Gestalt hat, und von vorne durch ein in ge-

rader Linie gezogenes Haus verschlossen ist. In jenem Gebäude halten sich die Gefangenen auf. Dieses Haus dienet dem Aufseher des Kerkers, und überhaupt allen Personen, die für die Bewachung und Bedienung der Gefangenen bestimmt sind, zur Wohnung. Von diesem Orte aus geniesst daher der Aufseher die vollkommenste Aufsicht über das halbzirkelförmige Gebäude, in welchem, wie gesagt wurde, die Gefangenen wohnen. Eben an diesem Gebäude nehmen mehrere Mauern ihren Ursprung, welche gegen das Haus des Aufsehers, doch nicht ganz bis an dasselbe, beinahe wie die Strahlen eines Fächers, gegen den Ort wo sie zusammen treffen, gezogen sind. Zwischen diesen Mauern bilden sich, wie man leicht einsehen kann, beinahe eben so viele eingeschlossene Plätze. Da der untere Theil der Wohnung der Gefangenen aus *Portici* besteht, so grenzt ein jeder dieser Plätze von hinten an dieselben. Die Gefangenen können daher auch bei schlechter Witterung unter den *Portici* die freie Luft geniessen. Bei schönem Wetter steht ihnen ohnehin der ganze Platz frei. Der vordere Theil eines jeden dieser Plätze, derjenige Theil nemlich, welcher der Wohnung des Aufsehers nahe ist, wird durch ein eisernes Gitter, das sich von zwei Seiten eröffnen lässt, verschlossen. Zwischen diesen eisernen Gittern und der Wohnung des Aufsehers ist ein freier Raum, welcher eine Terasse bildet. Diese Terasse sowohl, als die oben geschilderten Plätze sind mit grossen Platten belegt.

Die Zellen der Gefangenen befinden sich in dem halbzirkelförmigen Gebäude theils zu ebener Erde, theils in dem ersten Stocke. Erstere eröffnen sich unter die *Portici*. Jeder Gefangene hat seine eigene, wohl verwahrte Zelle. Der Raum, welcher zwischen der äussern Mauer, welche eigentlich das Gefängniss in der Entfernung blos umgiebt, und zwischen dem Gefängnisse selbst Platz findet, dienet von vorne, wo man nemlich in das Gefängniss eintritt, und zu dem Hause des Aufsehers geht, zu einem *Hofe*, von hinten aber, wo er die Rückseite des Gefängnisses umgiebt, zu einem *Garten*. Auf diese Art ist für die Sicherheit und Gesundheit der Gefangenen gesorgt. Für die Sicherheit, weil sich niemand der eigentlichen Wohnung der Gefangenen nähern kann, und weil, wenn auch ein Gefangener aus seiner Wohnung brechen sollte, er noch die hohe Mauer zu besteigen hätte, was ihm wahrscheinlich bei den Patrollen, die des Nachts beständig um das Gefängniss herumgehen, sehr schwer fallen dürfte. Für die Gesundheit ist gesorgt, weil die äussere Mauer in einer ziemlichen Entfernung von dem Gefängnisse gezogen ist, und folglich den Zutritt der Luft nicht hindert, und weil endlich der Kerkermeister die Vollmacht hat, nach Umständen den Gefangenen den Zutritt in den Garten zu gestatten. Alle diese Umstände, die grosse Ordnung und Reinlichkeit haben gemacht, dass seit der Erbauung dieses Gefängnisses 1798 Niemand unter den Gefangenen entwichen ist, und

dass bis in das Jahr 1802 nur neun Personen, unter einer Anzahl von täglich 200 Gefangenen an Krankheit gestorben sind. Ich sage an Krankheit gestorben, weil sich auf dem obern Theile des Gefängnisses eine *Henkerbühne* befindet, auf welcher mehrere Menschen, als diess wohl in irgend einem andern kultivirten Lande der Fall seyn dürfte, jährlich hingerichtet werden.

Poultry Compter.

(Middlesex.)

Ein altes baufälliges Gefängniss, nahe an dem *Mansionhouse*, welches zwischen den übrigen Häusern steckt, und den Zutritt blos durch einen engen Gang gestattet. Es dienet für Schuldner und Missethäter. Die Anzahl ersterer belief sich auf 34, die Zahl der letztern auf 20. Obwohl man sich Mühe giebt, die Reinlichkeit zu unterhalten, und den Gefangenen frische Luft zu verschaffen, so scheint doch beides durch die Zweckwidrigkeit des Locale gröstentheils verhindert zu werden.

Ludgate.

(Middlesex.)

Dieses Gefängniss dienet blos für Schuldner, die man aus Rücksicht ihres Standes nicht gerne zu den übrigen Gefangenen thut. Es befinden sich nemlich Geistliche, Magistrats-Personen und der-

gleichen da. Ihre Anzahl erstreckt sich nicht über 18 Personen. Ich glaubte dieser Klasse von Gefangenen so viel Achtung schuldig zu seyn, sie mit meinem Besuche zu verschonen; weswegen auch Hr. *Nield* von seinem Vorhaben, mich auch dahin zu begleiten, abstand.

Zuchthaus.
(*Cold Bath fields.*)

Es wurde im Jahr 1794 nach *Howard's* Plan angelegt und eingerichtet. Mehr kann man nicht zum Lobe irgend einer Anstalt dieser Art sagen. — Man kommt an das Thor derselben, ohne dass man ahnden könnte, wohin es führe. Diess ist überhaupt bei allen Gefängnissen Londons der Fall. Nirgends sind sie von aussen durch Soldaten oder andere bewaffnete Menschen bewachet. Das Zuchthaus, von welchem die Rede ist, hat *acht* kleine Höfe. Ein jeder derselben ist reichlich mit Wasser versehen, und schön gepflastert. Die Gestalt dieser Höfe stellt ein längliches Viereck vor. Auf der einen längern Seite desselben befinden sich zwei Staffeln hoch die Zellen für einen Theil der Gefangenen. Diesen gegen über d. h. auf der andern längern Seite des Viereckes sind *Portici* errichtet, unter welchen die Züchtlinge bei schlechter Witterung spazieren gehen, und ihre Arbeiten verrichten können. Diese bestehen in der Verfertigung und Ausbesserung der Schiffseile. Die Weiber wer-

den vorzüglich mit der Zurechtrichtung der dem Hause nöthigen Leinwand, mit dem Waschen derselben u. s. w. beschäftiget. Sie haben zu diesem Endzwecke eine eigene Wasch- und Nähestube. Die Männer müssen die gröbern Hausgeschäfte nebst den ihnen auferlegten Zuchtarbeiten verrichten. Im Winter thun sie letzteres in eigenen, mit Kaminen versehenen Stuben. Obwohl, wie gesagt, bereits in den Höfen mehrere Zellen für die Züchtlinge bestimmt sind, so schlafen doch die meisten im ersten Stocke. Hier befinden sich mehrere Gallerien, an deren beiden Seiten die Zellen zu dem genannten Endzwecke angebracht sind. Die Wände sowohl der Gallerien als der Zellen sind von Backsteinen gebauet, und weiss angestrichen. Die Thüren sind von dickem Holze, mit Eisen beschlagen, und mit schwarzer Farbe überzogen. In den Gallerien bemerkt man von oben und unten Ventilatoren. Da die Züchtlinge sich blos des Nachts in den erwähnten Zellen aufhalten, und da über diess für die Reinlichkeit die grösste Sorge getragen wird, so ist es leicht zu begreifen, dass nicht der mindeste Geruch Platz finden könne. Jeder Züchtling hat seine eigene Zelle, es seie dann, ihre ungewöhnliche Menge zwänge dazu, zwei zusammen zu legen. Diess soll aber äusserst selten der Fall seyn. Doch sahe ich bei einer mittelmässig grossen Anzahl von Züchtlingen, dass zwei bis drei in *eine* Zelle gehörten. Als ich mich um die Ursache davon erkundigte, erfuhr ich, dass man diese Ausnahme in

Hinsicht einiger Personen, die bereits versucht hätten, sich zu tödten, oder die wegen epileptischen Zufällen des Beistandes anderer bedürfen, gemacht habe. Jeder Gefangene liegt auf einer Pritsche, welche mit einem Strohsacke und einer Decke versehen ist. Die Pritsche besteht aus zwei Theilen, und ist so eingerichtet, dass, wenn der Züchtling kalt hat, er den einen Theil derselben mit der darauf liegenden Portion des Strohsackes beinahe über sich schlagen kann, in welchem Falle die Hälfte des Bettes zur Bedeckung dienet. Diess ist gewiss eine eben so sinnreiche als einfache Einrichtung.

Die Züchtlinge, deren Anzahl sich auf 220 beläuft, werden nicht leicht auf längere Zeit als auf zwei Jahre verdammt. Doch giebt es einige Beispiele von siebenjähriger Zuchthausstrafe. Gesammte Züchtlinge müssen bei ihrer Aufnahme eine eigene Kleidung des Hauses anlegen. Sie besteht aus blauem Tuche. Die Männer sind wie Matrosen angezogen. Die Weiber haben einen Rock und einen Küttel. Beide müssen gelbe Strümpfe tragen. Es wird strenge darauf gesehen, dass die Züchtlinge ihren Körper reinlich halten. Diejenigen unter ihnen, welche nur auf wenige Tage in das Zuchthaus kommen, behalten ihre eigene Kleidung bei, wenn selbe rein sind.

Die Nahrung der Züchtlinge besteht täglich in einem Pfunde von recht gutem weissen Brode, und

über den andern Tag in sechs Unzen gekochten Fleisches ohne Knochen. An dem Tage dazwischen erhalten sie die Brühe, welche aus diesem Fleische bereitet wurde. Man setzt gewöhnlich etwas Reis hinzu. Bier wird blos auf Befehl des Arztes gegeben.

Sowohl auf der Seite der Männer als auf jener der Weiber ist ein Krankenzimmer angebracht. Die Bettstätte sind hier von Eisen, und so bequem eingerichtet, als diess in irgend einem andern Spitale der Fall seyn kann. Auf der Weiberseite befindet sich zugleich ein besonderes Zimmer für Gebährende, und die Wohnung für die Hebamme. In dem ganzen Zuchthause traf ich nur drei Patienten an. Die übrigen Züchtlinge sahen frisch und gesund aus.

Wenn ein Züchtling Widerwillen gegen das Arbeiten hat, oder sich sonst übel aufführt, so sperrt man ihn an einem entfernten Orte in eine finstere Zelle ein. Hier bekommt er sein bischen Nahrung; allein sonst hört und sieht er keine menschliche Seele, bis er nicht selbst um Arbeit fleht, oder bis nicht die Zeit seiner Strafe vorüber ist. Die Züchtlinge sollen diesen Strafort über alles fürchten. Wie sehr muss sie nicht dem unmenschlichen Schlagen und Peitschen vorgezogen werden, das noch in unsern Deutschen Zuchthäusern gebräuchlich ist.

Die Kapelle steht in der Mitte dieses Zuchthauses. Oben ist der Platz für Weiber bestimmt. Unten befinden sich die Männer. Letztere sind aber durch mehrere eiserne Gitter getrennt, damit es ihnen nicht etwa einmal einfallen möge, sich in der Kirche zu vereinigen, und eine Aufruhr zu verursachen. Überhaupt hat man in diesem Zuchthause mehr als an andern Orten darauf gesehen, dass sich nicht mehrere Menschen vereinigen können. So sind z. B. in allen Gängen Räder auf Pfählen angebracht, die nur einer Person auf einmal den Durchgang gestatten.

Hrn. *Nield's* zerrüttete Gesundheit hatte ihn verhindert, mich an dem festgesetzten Tage in dieses Zuchthaus zu führen. Er hatte daher die Güte gehabt, mir einen Brief an den Aufseher desselben zu geben. Dieser Mensch hatte eine der fatalsten Physiognomien, die ich in meinem Leben gesehen habe. Der Ruf seiner Menschlichkeit stimmt vollkommen damit überein. Unter andern sagt der Verfasser des *Gemähldes von London*, dessen Darstellungen ich überall so wahr und unpartheiisch gefunden habe, dort, wo er im Vorbeigehen von diesem Zuchthause Meldung macht: *) "Es ist nichts sicherer, als dass der Aufseher eines Gefängnisses, das, *nach einem solchen Plane wie dieser ist*, ange-

*) Pictura of London for 1803, pag. 177.

legt wurde, ein Mann von liberaler Erziehung, von Aufklärung, von unbefleckter Redlichkeit und Menschlichkeit seyn sollte. *Möge der Magistrat von Middlesex seine eigene, und die Ehre seines Vaterlandes zu Rathe ziehen, und diese Wahrheit stets vor Augen haben!*" —

Den Tag, vor welchem ich dieses Zuchthaus besucht hatte, (den 2ten Junius 1803) war auch wirklich der Aufseher desselben vor Gerichte belangt und angeklagt worden: er habe zwei seiner Gefangenen ermordet. Diese schreckliche Anklage wurde jedoch ungegründet befunden, wesshalb der Kläger zu einer Strafe von 700 Pfund Sterling verdammt wurde.

New Prison.

Das sogenannte *neue Gefängniss* befindet sich in der Nachbarschaft von dem eben beschriebenen Zuchthause. Es dienet für 80 bis 90 Gefangene, die im Begriffe sind, prozessirt zu werden *(committed for full trial).* Ich habe nichts besonderes in diesem Gefängnisse bemerken können.

Bridwell Hospital.
(Bridge-street.)

So heisst ein Zuchthaus für Vagabunden, und Züchtigung unordentlicher Personen, die von dem

Magistrate auf längere oder kürzere Zeit dahin gegeben werden. Da man mit Baureparationen dieses Hauses beschäftiget war, und desshalb die Gefangenen grösstentheils beseitiget hatte, so unterliess ich es zu sehen.

Nachricht

einiger Excursionen um London.

Ich kann die Beschreibung von London nicht endigen, und zu jener der wichtigsten Provinzialstädte von England übergehen, ohne meinen Lesern von einigen Excursionen Nachricht zu geben, die ich in der Nachbarschaft dieser Hauptstadt vorgenommen habe.

Es soll hier nicht die Rede von den Excursionen seyn, die ich aus Vergnügen und der guten Gesellschaft halber nach *Richmond*, *Twikenham*, *Windsor*, *Clapham*, u. s. w. machte, oder denjenigen, die ich, um die bereits beschriebenen Anstalten in *Chelsea*, *Greenwich*, *Woolwich* zu sehen, vorgenommen habe, sondern ich werde blos der Excursionen, die mich nach *Epsom*, *Plaistow* und *Kew* führten, Meldung thun.

Epsom. In diesem kleinen Örtchen, welches 15 Englische Meilen von London liegt, werden

jährlich im Maimonate berühmte Wettrennen gehalten. Ein Schauspiel dieser Art musste natürlicher Weise für jeden Fremden anziehend seyn; mich hätte es jedoch nicht leicht angezogen, wenn ich mir nicht zugleich geschmeichelt hätte, bei dieser Gelegenheit die *Quelle* zu sehen, aus welcher man das berühmte *Epsomer-Salz* erhält. Ich fuhr daher den 27ten Mai 1803 in Gesellschaft des Dr. *Boltmann*'s dahin. Der Weg von London nach Epsom, der durch schöne Gegenden führt, war mit Equipagen aller Art, und mit unzähligen Reitenden bedeckt. Wir hatten ihn in zwei Stunden mit einer Postchaise zurück gelegt. Als ich mich nach vorübergegangenem Wettrennen nach der Quelle umsehen wollte, wusste kein Mensch ein Wort von ihrer Existenz. Nach vielen unnützen Bemühungen wandte ich mich endlich an den Apotheker des Ortes. Dieser merkte wohl bald die Ursache, die mich irre geführt hatte, versicherte mich indessen (was ich leicht vorher hätte wissen können), dass man in *Epsom* kein Salz bereite, dass aber dennoch zwei Meilen weiter eine unbedeutende Quelle existirte, von welcher die Bauern mänchmal trinken, um sich ihre Gedärme zu reinigen, und die einen geringen Salz Gehalt habe. Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit an eine Nachricht, welche mir Dr. *Louis Frank* aus Ägypten mitgetheilt hatte. Als derselbe nemlich an die Stadt *Theben* kam, so sahe er sich überall nach den Feldern um, wo er glaubte, den berühmten Mohn, der unter dem Namen

Opium Thebaicum bekannt ist, angebauet zu finden. Als er sich aber näher nach der Sache erkundigte, erfuhr er, dass in der ganzen Gegend kein Papaver Somniferum gebauet werde, und dass die Ägypter das Opium zu ihrem eigenen Gebrauche aus Asien zögen. Man sieht hieraus, dass die in der *Materia medica* eingeführte Nomenklatur von Seiten der Geographie eine Revision nöthig hat.

Plaistow. Ein kleines Dorf, fünf Meilen von London entfernt. Es befindet sich allda eine Fabrik, welche viele *chemische Producte* in Grossem liefert, wie z. B. verschiedene Quecksilberpräparate, besonders Sublimat, Salpetersäure, Schwefeläther u. dgl. Was mich aber am meisten interessirte, war die *Kampfer-Raffinerie.* Diese Fabrik gehört einer Gesellschaft von *Quäckern*, vorzüglich aber meinen Freunden, den Herren *Howard* und *Allen.* Sie hatten die Güte, mir die Fabrik auf das genaueste zu zeigen; obwohl sie mich von verschiedenen Dingen nicht unterrichten konnten, da dieselben zu den geheimen, der Fabrik eigenen, Kunstgriffen gehören. Hr. *Howard* ist nicht allein ein ausgezeichneter Chemist, sondern zugleich ein vortrefflicher Botaniker.

Kew. Der berühmte königliche Garten in *Kew* ist zu sehr bekannt, als dass es nöthig wäre, eine Beschreibung davon zu geben. Er ist sicher der reichste Garten in Hinsicht auf exotische Gewäch-

se; Schade, dass es an dem gehörigen Raume mangelt. Auch sind nur sieben Personen zur Besorgung dieses Gartens angestellt, und diese sind schlechter besoldet, als in den übrigen, Privatleuten zugehörenden, Gärten. Hr. *Aiton*, der erste Gärtner, hatte die Güte, mich in dem Garten herumzuführen, um mir meinem Verlangen gemäss vorzüglich die exotischen Medizinal-Gewächse zu zeigen. Ich sahe nemlich mehrere Species von *Cinchona*, die *Serpentaria virginiana*, die *Polygala senega*, die *Ferula asa foetida*, den *Laurus camphora* u. s. w.

Hr. *Bauer*, einer der grössten Pflanzenmahler, die je existirt haben, hält sich beinahe das ganze Jahr hindurch in *Kew* auf. Er arbeitet hier besonders für Sir *Joseph Banks*. Ich sahe mehrere Arbeiten dieses geschickten Künstlers, unter andern die Abbildungen aller Species von *Erica*, welche wirklich von ausserordentlicher Genauigkeit und Schönheit sind.

Ich wäre hiemit mit der Beschreibung von London fertig, und glaube nicht, irgend einen wichtigen Gegenstand, der zu meinem Zwecke gehörte, übergangen zu haben. Nie wäre ich im Stande gewesen, eine so ungeheure Menge von Gegenständen, als jene ist, die mir diese Hauptstadt im weiten Felde der Heilwissenschaft darboth, wie ich mir schmeichle, *gründlich* in dem Zeitraume von drei Monaten zu sehen, wenn ich mich nicht ganz dem

Hauptzwecke meiner Reise aufgeopfert, und alles übrige, so sehr es mich auch als Mensch interessiren konnte, als Nebensache betrachtet hätte. Was mir indessen am meisten zur Erreichung meines Zieles geholfen hatte, war die Bereitwilligkeit, mit welcher mir beinahe alle diejenigen an die Hand giengen, die nur im Stande waren, mir in irgend einer Hinsicht nützlich zu seyn. Diese Bereitwilligkeit schränkte sich nicht auf London ein, sondern die Bekannten und Freunde, die mir allda schon so viel Güte erwiesen hatten, begleiteten mich auch mit einer grossen Anzahl Empfehlungs-Briefen in das Innere von England so, wie nach Schottland. Das Verdienst, auch diesen Theil meiner Reise nach Wunsch benützt zu haben, liegt daher auch grösstentheils ausser mir. Ich hoffe, meine Leser werden denselben nicht minder wichtig finden, als den bereits zurückgelegten. Die Provinzialstädte Englands sind nicht, wie es in andern Ländern gewöhnlich der Fall ist, blosse Copieen der Hauptstadt, sondern sie haben viel Originelles, und sind in Manchem jener mit guten Beispielen vorgegangen. Ich habe dieselben in der nemlichen Ordnung besucht, wie ich sie hier anführen werde. Überhaupt glaube ich mich gezwungen zu sehen, den folgenden Theil meiner Reise, da er aus vielen einzelnen Stücken besteht, in nähere Verbindung zu bringen. Konnte ich hiedurch nicht vermeiden, hie und da von heterogenen Materien Gebrauch zu machen, so dürfte mir diess um so eher nachgesehen werden,

als die wiederhohlte isolirte Darstellung so manchen, bisher schon mehrmal berührten medizinischen Gegenstandes am Ende doch trocken ausfallen möchte. Überdiess ist das Innere von Britannien noch nicht so oft beschrieben worden, dass man Gefahr laufen könnte, leicht etwas Alltägliches über die mannigfaltigen Gegenstände, die es darbiethet, zu sagen. Übrigens bin ich meinem Zwecke auf der Reise zu sehr treu geblieben, als dass man befürchten könnte, ich möchte mich in der Beschreibung derselben von ihm entfernen.

Oxford.

Oxford liegt 54 Englische Meilen von London. Ich verliess die Hauptstadt den 5ten Juni 1803 Abends um 6 Uhr, und kam des andern Morgens gegen 4 Uhr Frühe in Oxford an *). Diese

*) Das Reisen mit Extrapost kommt in England ausserordentlich hoch zu stehen. Es ist daher allgemeine Sitte, sich der öffentlichen Wägen zu bedienen. In allen Stunden des Tages gehen von bestimmten Plätzen Londons Gelegenheiten dieser Art nach allen möglichen Punkten des Königreichs, und auf die nemliche Weise strömen sie von da der Hauptstadt wieder zu. Diese Wägen sind entweder blos für Reisende oder für den Transport kleiner Effekten bestimmt; oder sie dienen zugleich der Post zur Übersendung der Briefe. Das Londner Postamt hat nemlich einen Accord mit Fuhrleuten gemacht, welche es auf sich nahmen, die Briefe auf die Minute an den Ort ihrer Bestimmung zu überliefern. Die Fuhrleute haben dabei die Erlaubniss, auch Reisende mitzunehmen. Sie bedienen sich zu diesem Endzwecke gewisser, auf Federn hängender, gedeckter Wagen, die *Mail coaches* genannt werden. Auf der äussern Seite dieser Wagen steht geschrieben, von welchem Orte sie ausgehen, und wohin sie bestimmt sind. Die *Mail coaches* haben ihre eigenen

Stadt gewährt schon in der Ferne einen majestätischen Anblick, den sie zum Theil den unzählbaren Thürmen, die aus ihr empor ragen, verdanket.

Namen wie die Schiffe, Z. B. *Telegraph*, *Royal charlotte*, *der wahre Brite*, u. s. w. In jeder derselben finden nur vier Personen Platz, wovon eine jede beiläufig einen halben Schilling für die Englische Meile zahlet. Nebstdem muss man für die Equipage, wenn ihr Gewicht 12 Pfund übersteigt, extra bezahlen. Zählet man das Trinkgeld hinzu, welches dem Fuhrmanne und der Wache gegeben werden muss, so kann man annehmen, dass eine einzelne Person in der *Mail coach* eben so viel ausgiebt, als ein paar Reisende, welche in Deutschland in einem zweispännigen Wagen mit Extrapost fahren. Freilich trägt die Schnelligkeit, mit welcher man in der *Mail coach* die grösten Entfernungen zurückleget, viel dazu bei, das Reisen auf diese Art wohlfeiler zu machen, als es beim ersten Anblicke scheinet. Die *Mail coach* ist nemlich mit vier starken Pferden bespannt, die sehr oft so beschaffen sind, dass sich in andern Ländern kein Fürst schämen würde, damit zu fahren. Der Kutscher leitet sie von einem erhabenen Sitze aus. Hinter dem Wagen auf der Kiste, welche die Briefe und Effecten der Reisenden enthält, sitzt die *Wache*, nemlich ein wohl bewaffneter Postbedienter, welcher eigentlich das Amt des *Conducteurs* versieht. Sowohl er als der Kutscher haben eine rothe, mit Gold bordirte, prächtige Uniform. Die Wache hat nebstdem ein längliches Horn, aus dem sie einen monotonen Schall hervorbringt, welcher alle übrigen Wagen ohne Ausnahme zum Ausweichen ermahnet, was auch auf das schleunigste vollzogen wird. Die *Mail coach* geht mit einer solchen Schnelligkeit, dass viele Menschen nicht im Stande sind, lange darin zu fahren. Besonders unbequem ist der Zug der Luft, welcher durch das gewaltsame Durchschneiden derselben verursacht wird. Die besten Plätze sind daher in

Aber selbst ihre Lage ist reitzend. Sie gränzt auf der südlichen Seite an eine Kette von Hügeln, von der sie durch den stillen Fluss *Isis* getrennt wird.

---

der *Mail coach* auch diejenigen, welche sich auf des Kutschers Seite befinden, indem die Luft auf die entgegengesetzten zu heftig prellet. Beim Wechseln der Pferde verliert man nicht mehr, als drei bis vier Minuten. Es ist zu bedauern, dass dieser Wechsel nicht überall oft genug statt findet; indem die Pferde manchmal die Station in einem Zustande erreichen, der wirklich Mitleiden abzwinget. Die Engländer läugnen auch nicht, dass sie in dieser Hinsicht Tadel verdienen, und wünschen aufrichtig, dass ein Gesetz die Länge der Stationen auf 10 Englische, also beiläufig auf 2 Deutsche, Meilen festsetzen möge. Die Orte, wo die Reisenden ihr Frühstück, Mittag- oder Nachtmahl nehmen, sind desto genauer bestimmt. Der Tisch ist zu diesem Zwecke immer bereit. Schade, dass die Zeit meistens im Widerspruch mit dieser Bereitung steht. Wie nemlich der Wagen hält, so sagt die Wache zu den Reisenden: Meine Herren, ich gebe ihnen 10 Minuten (höchstens eine Viertelstunde) zu ihrer Erhohlung. So wie die bestimmte Minute herbeirückt, so tritt die Wache in das Zimmer, und sagt: Meine Herren, die Pferde sind bereitet (Gentelmans the horses are ready). Ist sie vorüber die Minute, so wird ein Stoss in das Horn gegeben, und nach einem Augenblicke abgefahren. Die *Mail-coaches* werden Unterwegs nie geschmiert; höchstens wechselt man die vordern Räder. Ich weiss nicht wie das Innere dieser beschaffen ist. Wahrscheinlich enthalten die Räder das Fett, und lassen es nach und nach auf die Achsen tropfen.

Nebst der *Mail-coach* giebt es noch unzählige andere öffentliche Kutschen, welche wohlfeiler und meistens auch bequemer sind. Der grösste Theil unter ihnen geht um vieles langsamer als die *Mail coach*; einige aber

Oxford zählet 10,000 Einwohner. Der merkwürdigste Gegenstand in dieser Stadt war für mich

Die Universität.

Man kann sagen, dass der grösste Theil von *Oxford* aus öffentlichen, zur Universität gehörenden, prächtigen Gebäuden, worunter sich die eigentlichen *Universitäts-Gebäude*, das *Museum*, die *Radcliffische Bibliothek* und 24 *Collegien* besonders auszeichnen, bestehen.

---

stehen dieser an Geschwindigkeit nicht viel nach. Da sehr oft in der *Mail coach* kein Platz ist, so sieht man sich nicht selten gezwungen, zu den übrigen öffentlichen Wagen seine Zuflucht zu nehmen. Diese haben gewöhnlich in der innern Seite (the in-side) für sechs Personen Raum. Ausserhalb (the aut-side) d. h. auf der Wölbung des Wagens finden nicht selten zwölf und mehrere Personen Platz, so, dass man mit jedem Augenblicke den Einsturz des Kastens erwarten sollte. Da viele dieser auswärtigen Passagiere ihre Beine an den Seiten der Kutsche herunter hängen lassen, und manches derselben gerade vor den Wagenfenstern zu hängen kommen, so ist es leicht vorauszusehen, dass bei schönem Wetter die Aussenseite den Vorzug vor der innern verdiene. Einige dieser Wagen haben die Gestalt eines Schiffes; man steigt nemlich von rückwärts ein, und setzt sich der Länge nach so, dass öfters acht Personen auf jeder Seite sich gegenüber sitzen. Nebstdem haben 24 Personen auf der äussern Seite Platz. Und diese ganze Karawane wird von nicht mehr als vier Pferden, manchmal mit unbegreiflicher Schnelligkeit, gezogen. —

Zu den eigentlichen *Universitäts - Gebäuden* gehören ein Haus, in welchem die zu den Vorlesungen bestimmten Säle sind; dann ein prächtiges Gebäude, welches das *Theater* enthält, in welchem die Feierlichkeiten der Universität Platz finden, und endlich das Locale für die *Bibliothek.* Letztere wurde von Hrn. *Bodleian* gestiftet, und heisst desshalb *Bodleian Library.* Diese Bibliothek ist sehr zahlreich, besonders in Hinsicht auf Griechische und Römische Autoren. Auch besitzt sie eine merkwürdige Sammlung OrientalischerManuscripte. Das medizinische Fach ist so viel als Null. Der Bibliothekar Dr. *Price* wird allgemein als ein grosser Litterator geschätzt. Er hatte die Güte, sich mit mir die grösste Mühe zu geben. Zur Anschaffung neuer Bücher sind jährlich 700 Pfund Sterling bestimmt. Zu der Bibliothek gehört ferner eine grosse Gallerie, welche viele schätzbare Gemählde enthält.

Das *Theater*, in welchem die Universitätfeierlichkeiten, als Promotionen, Austheilungen der Prämien u. dgl. Platz finden, ist prächtig. Dessen Erbauung, welche im Jahre 1669 erfolgte, hat 15,000 Pfund Sterling gekostet. Der Erzbischof *Scheldon*, der diese Ausgabe bestritten hat, hat zugleich die zur Erhaltung dieses Theaters nöthigen Fonds bestimmt.

Das dem *Museum* gewidmete Gebäude ist zwar sehr schön, aber das Museum selbst scheint in ziemliche Unordnung gerathen zu seyn. Es enthält überdiess die heterogenesten Materialien. Medaillen, Mineralien, Manuscripte, Fossilien, Hörner von verschiedenen Thieren, Modelle für Schiffe, Kleidungsstücke von Einwohnern der südlichen Inseln, alles liegt hier untereinander. In diesem Museum befindet sich ein Magnet, der 145 Pfund trägt.

Das Gebäude für die *Radcliffische Bibliothek* ist eine sogenannte *Rotunda*, welche selbst in Rom Aufsehen erregen würde. Die Baukosten beliefen sich allein auf 40,000 Pfund Sterling. Leider steht aber dieses unvergleichliche Locale von Büchern leer. Auch sind nur 100 Pfund zur Unterhaltung dieser Bibliothek bestimmt. In den 24 *Collegien* wohnen die Studenten, welche die Universität besuchen. Kein Studierender wird nemlich in *Oxford* zu den wirklichen Mitgliedern der Universität gezählt, der sich nicht in ein oder das andere dieser Collegien begiebt. Die Disciplin ist allda ganz klösterlich. Jeder Studierende hat sein eigenes Zimmer; sie speisen aber in einem gemeinschaftlichen Refectorium. Die Collegien haben so viel *Fond*, um einige Studierende zu verköstigen; die meisten aber zahlen eine mässige Pension. Die Tracht der Studierenden ist Uniform. Sie besteht in einem gewöhnlichen schwarzen Kleide, über welches ein

schwarzer Mantel ohne Ärmel getragen wird. Anstatt des Hutes haben sie eine viereckige Mütze, an welcher eine Quaste hängt. In dieser Tracht giebt es kleine Zeichen, an denen man die Anfänger von denjenigen, welche bereits einige akademische Ehren errungen haben, unterscheiden kann. Bevor die Studierenden die Vorlesungen besuchen, müssen sie in den respectiven Collegien ihr Morgengebeth verrichten. Abends um 9 Uhr werden gesammte Collegien gesperrt. Diejenigen Studenten, welche später kommen, können jedoch ohne Schwierigkeit hereingelassen werden. Die Universität hat zwei Beamte, welche einen grossen Einfluss auf die Polizei der ganzen Stadt haben. Sie heissen *Proctors*, und wachen besonders über die Sitten der studierenden Jugend. In ganz Oxford wird überhaupt keine Gelegenheit geduldet, welche die geringste Zerstreuung verursachen könnte. Theater, Bälle, Spiele, Gastereien und Gesellschaften sind strenge untersagt. Kein Studierender würde es wagen, sich an einem öffentlichen Orte, wie z. B. in Bier- oder Kaffehhäusern sehen zu lassen. Auch herrschet nicht der geringste Umgang zwischen den Elèven und der Bürgerschaft.

Diese ganze Ordnung der Dinge ist freilich sehr strenge, und scheint mehr geeignet, Mönche, als taugliche Weltbürger zu bilden. Welcher Contrast, wenn man das Leben, das die Studierenden auf den meisten Deutschen Universitäten führen, dage-

gen stellet! — Indessen gestehe ich offenherzig, dass, wenn ich unter diesen zwei Extremen *eines* wählen sollte, ich dennoch dem erstern den Vorzug einräumen würde. Wie viele sittsame, tugendhafte junge Leute werden nicht auf unseren Universitäten im Grunde verdorben? Das Moralische der Universität *Oxford* mag allerdings schüchterne und unerfahrne Mitglieder der Gesellschaft liefern; aber sind ihr diese Mitglieder nicht willkommener, als die brutalen, in allen Lastern unterrichteten Sprösslinge so mancher Universität? Ich darf jedoch eine Bemerkung nicht verschweigen, die gegen mich zu sprechen scheint. Auf der hohen Schule zu *Pavia* wohnte die studierende Jugend theils in den Collegien, so wie in *Oxford*, theils bei Bürgern, wie auf den Deutschen Universitäten. Man hätte daher erwarten sollen, dass erstere bei ihrer eingeschränkten Lebensart die zweitern, welche alle Freiheit genossen, sowohl im Fleiss als an erworbenen Kenntnissen übertreffen werden; und doch bemerkte man gerade das Gegentheil. Mein Vater hat auf diesen Gegenstand besonders Acht gegeben, und sich vollkommen überzeugt, dass im Ganzen genommen die Collegialen ihm weniger Genüge leisteten, als die übrigen ungebundenen Studierenden. Es scheint daher, dass ein gewisser Zwang, besonders in der Epoche, wo sich die Geistesfähigkeiten am thätigsten entwickeln sollten, den Fortschritten der Jugend im Erlernen der Wissenschaften nachtheilig seie. Übrigens muss ich

gestehen, dass die Verfassung der Collegien in *Pavia*, das *Novaresische Collegium* ausgenommen, nicht die besste war. Was mich betrift, würde ich auch hier die Mittelstrasse wählen, und die Jugend auf Universitäten, so viel als möglich, durch *point d'honneur* zu leiten suchen. Besonders müsste meines Erachtens darauf gesehen werden, dass den Studierenden der Zutritt in gute Gesellschaften gestattet würde. Gesellschaftliche Zerstreuungen mögen freilich auch ihr Nachtheiliges für sie haben; aber allen Übeln lässt sich doch gewiss nicht ausweichen. Auch spricht der gute Erfolg, mit welchem man auf einigen Universitäten die studierende Jugend in allen Gesellschaften aufnimmt, ganz deutlich für die Gültigkeit meiner Meinung.

Ich habe beinahe alle vier und zwanzig *Collegien* in Oxford besucht. Die vorzüglichsten darunter sind: *Christ-church College*, *Trinity College*, *new College*, *Johns College* und *Magdalein College*.

Christ-church College hat ein prächtiges Locale, welches aus vier Höfen besteht. Die Anzahl der Elèven beläuft sich auf 200. Nebst ihnen wohnen einige Kanonici, welche zum Theil auch Professoren sind, in diesem Collegio. Sie versehen den Gottesdienst, und geben nebst den öffentlichen Vorlesungen sogenannte Correpetitionen, welche den Elèven als Wiederhohlungen dienen. *Christ-church*

College hat zugleich eine ansehnliche Bibliothek, die, besonders in Hinsicht der Klassiker, reich ist.

Trinity College ist auch sehr beträchtlich, und zeichnet sich vorzüglich durch einen schönen, doch antiquen Garten aus.

Johns College enthält ebenfalls eine grosse Anzahl Studierender, und eine schöne Bibliothek. Zugleich hat es einen äusserst schönen, ganz nach neuerm Geschmacke eingerichteten, grossen, sogenannten Englischen Garten.

New College ist eines der grössten Collegien. Dessen Bibliothek verdient besonders bemerkt zu werden. Eben so die Kapelle, in welcher sich eine vortreffliche Orgel befindet. Auch *New College* besitzt einen sehr schönen Garten und Park. Zwischen diesen befindet sich eine grosse, durch einen kleinen hellen Bach eingeschlossene Wiese, in deren Mitte ein *Pavillon* errichtet ist.

Magdalein College hat ein sehr majestätisches Ansehen. Die Kapelle ist allda besonders wegen schöner Gemählde merkwürdig. Hinter dem Collegio bemerkt man einen grossen Park, in welchem sich Wildbret befindet.

Es lässt sich leicht voraussehen, dass alle diese Collegien mit ihren Gärten, die sich öfters von

dem Mittelpunkte der Stadt zu dessen Peripherie erstrecken, *Oxford* eine prächtige und reitzende Gestalt geben müssen. Diese Stadt ist auch wirklich einzig in ihrer Art, und besonders gesund. Es wird allda keine endemische Krankheit beobachtet; ein Umstand, den man bei der Bestimmung eines Ortes zur Errichtung einer Universität immer berücksichtigen sollte.

Die Anzahl der Studierenden beläuft sich auf der hiesigen Universität auf 800 Personen. Unter denselben befinden sich kaum 30 Ärzte; die übrigen sind entweder Theologen, Juristen oder solche, die sich blos dem Studium der Klassiker widmen.

Es lässt sich leicht erklären, warum so wenige Arzneischüler in Oxford angetroffen werden, wenn man bedenkt, dass erstens nur solche auf dieser Universität die Doktorswürde erhalten können, welche zu der Englischen Kirche gehören; und zweitens, dass nicht weniger als eilf Jahre erforderlich sind, um diese Würde erlangen zu können. Diese Zeit wird zwar mehr auf die Vorbereitungswissenschaften, als auf die Heilkunde selbst verwendet; denn das Studium letzterer fängt eigentlich erst nach dem siebenten Jahre an, wo der Candidat die Würde eines *Master of arts* erhält. Bald nachher wird er schon als *Baccalaureus* angesehen.

Man muss indessen nicht glauben, dass die studierenden Ärzte die vollen eilf Jahre in *Oxford* zubringen müssen, um allda die Doktorswürde zu erlangen. Die Vorlesungen werden nemlich nicht, wie auf anderen Universitäten, in zehnmonatlichen oder halbjährigen *Cursen* gegeben, sondern sie finden zu *drei* verschiedenen, und durch lange Ferien getrennten *Terminen (Thermes)* statt. Nicht selten wird eine *ganze Wissenschaft* in dem Verlaufe *eines* dieser Termine vorgetragen: z. B. während dem *Winter-Termine* die Anatomie in *dreissig Vorlesungen*. Die Studierenden, welche blos verbunden sind, dieses oder jenes Fach der Heilkunde, in diesem oder jenem Termine zu hören, begeben sich dann gewöhnlich nach geendigtem Termine nach *London*, ja selbst nach *Edinburgh*, um allda einen ausführlichen Unterricht zu erhalten.

Die *Professoren der Heilkunde* in Oxford werden von der Universität bezahlt; doch erhalten sie von Seite ihrer Zuhörer noch ein Honorar, das sich gewöhnlich für jeden Curs auf drei Guineen beläuft. Die Studierenden, welche den nemlichen Curs wiederhohlen wollen, zahlen zum zweitenmahle eine Guinee weniger.

Folgendes ist das Verzeichniss der Mitglieder der *medizinischen Facultät* in Oxford, so wie der Fache, die sie lehren:

Sir Christopher Pegges ist Professor der *Anatomie.* Ich fand einen ausgezeichneten, liebenswürdigen Mann an ihm, dessen Umgange ich manchen lehrreichen und angenehmen Augenblick zu verdanken habe. *Chévalier Pegges* hat Frankreich und einen grossen Theil von Deutschland durchreiset, wo er sich besonders in *Göttingen* aufgehalten hat. Ich fand auch mehrere unserer bessten medizinischen Deutschen Werke in dessen Bibliothek. Professors *Pegges* Vorliebe für die Deutsche Litteratur geht so weit, dass er sich bemüht hat, einen Deutschen Sprachlehrer nach Oxford kommen zu machen. Leider aber betrog er sich in der Wahl des Subjectes, das aus verschiedenen Ursachen nicht ferner auf der hohen Schule geduldet werden konnte. *Sir Christopher* führte mich in das *anatomische Theater*, welches klein, aber sehr niedlich und zweckmässig ist. An dasselbe gränzt das *anatomisch-pathologische* Cabinet; die darin enthaltenen Präparate sind nicht zahlreich, aber ganz geeignet, zur Belehrung der Anfänger zu dienen. Auch ein *Sectionszimmer* wird an dieser Anstalt nicht vermisst. Da man in Oxford keine Leichen erhalten kann, so müssen dieselben von London herbeigeschaft werden. Jede Leiche kommt dann auf fünf Guineen zu stehen. *Chévalier Pegges* braucht für seinen anatomischen Curs gewöhnlich nur zwei Leichen, d. h. eine männliche und eine weibliche. Dieser Curs wird, wie gesagt, in 30 Vorlesungen zurückgelegt; nichts desto weniger

muss während denselben die Anatomie mit physiologischen und pathologischen Ansichten verbunden vorgetragen werden.

Dr. *Williams* lehrt *Botanik*. Ich habe ihn aller meiner Bemühungen ungeachtet nicht zu Gesicht bekommen können. Der botanische Garten, welcher unter dessen Direction steht, ist zwar nicht gross, aber doch gut eingerichtet, und für den medizinischen Unterricht hinreichend. Das Treibhaus steht indessen mit dem Garten nicht in Verhältniss, indem es viel zu klein ist.

Dr. *Kidd*, Professor der *Chemie*, ist ein ganz vortrefflicher Mann. Ich habe einen grossen Theil meiner Zeit auf eine für mich unvergessliche Art mit ihm zugebracht. Dr. *Kidd* liest in einem Amphitheater, das füglich hundert Zuhörer enthalten kann. Leider sieht er sich auch gezwungen, die Chemie in wenigen Vorlesungen vorzutragen. Da der grösste Theil dessen Zuhörer keine Ärzte sind, so übergeht er die Pharmacie, für welche auch überhaupt die Zeit zu kurz seyn würde. Nebst dem Amphitheater bemerkt man ein bequemes chemisches Laboratorium, eine Bibliothek von chemischen Werken, und eine Sammlung von Mineralien.

Dr. *Wall*, Lehrer der *Klinik*, ist ein Schüler des berühmten Dr. *Cullen*'s. Dessen ausgebreitete

Praxis hinderte ihn, mir so viele Augenblicke zu schenken, als ich sonst von dessen freundschaftlicher Aufnahme hätte erwarten müssen. Da die Anzahl derjenigen, welche die Klinik besuchen, sehr klein ist, so wird der Unterricht am Krankenbette mehr unter der Form eines vertraulichen Gespräches gegeben. Das Clinicum findet in dem Spitale Platz.

Diess sind die Mitglieder der medizinischen Fakultät in Oxford. Für das chirurgische Fach ist gar kein Lehrer aufgestellt. Es wäre überflüssig, die Mängel dieser ganzen Verfassung aufzudecken, indem sie von selbst einleuchten. Auch sind die Professoren weit entfernt, dieselben läugnen zu wollen. Jedoch haben sie nicht alle Hoffnung verlohren, dass Manches besser werden möge. So hat z. B. Dr. *Aldrich* aus *Nottingamshire* ein Testament gemacht, das nach dessen Tode ausgeführt werden soll, vermög welchem die Professoren der Anatomie, Chemie und medizinischen Praxis, jeder jährlich 130 Pfund Sterling, Zulage erhalten sollen, um die ihnen anvertrauten Anstalten auf einen bessern Fuss zu setzen. Eine ganz gute Verfassung dieser Universität lässt sich jedoch, der vortrefflichen Professoren ungeachtet, nicht ohne eine vollkommene Reform denken. Es wäre daher zu wünschen, dass das Parlament auf diesen Gegenstand Rücksicht nehmen, und die Verfassung

der Universität Oxford dem Geiste des gegenwärtigen Zeitalters anpassen möchte.

Ich kann nicht aufhören, von dieser Universität zu sprechen, ohne des Hrn. *Duncan* zu erwähnen, der sich mit dem ausgezeichnetsten Erfolge dem Studium der Naturgeschichte widmet, und ohne Zweifel zu den interessantesten Menschen gehört, deren Bekanntschaft man in Oxford machen kann. Eben so verdient Hr. *Bright*, ein wackerer junger Arzt und naher Anverwandter des *Chévalier Pegges*, meinen öffentlichen Dank für die vielen Beweise seiner Anhänglichkeit, die er mir während meines Aufenthalts in Oxford gegeben hat.

Überhaupt kann ich die Höflichkeiten aller Art, so wie die Gastfreiheit, mit der man mich allda behandelte, nicht genug rühmen. Unter andern sahe ich mich gezwungen, an einem Tage drei Dejeunés, ein Diner und ein Souppé anzunehmen.

Spital.

Das Spital liegt nördlich ausser der Stadt. Der um Oxford so wohl verdiente Dr. *Radcliff* hat es gestiftet. Es ist sehr reinlich und ordentlich. Obwohl für 120 Kranke Platz wäre, so sind gewöhnlich doch nur 90 darin. Das Spital besteht aus sechs Krankenzimmern, von denen vier ein jedes achtzehn Betten, die übrigen aber nur drei-

zehn Betten enthalten. Ausser diesen Krankensälen sind noch einige Zimmer vorhanden, in welche man einzelne Kranke legen kann. Die Bettstellen sind von Eisen; die Betten haben aber Vorhänge. Venerische Krankheiten und ansteckende Fieber sind von dem Spitale ausgeschlossen. Meiner Meinung nach würde ich eben diese Übel, besonders aber die ansteckenden Fieber, für Krankheiten betrachten, die vorzugsweise zur Aufnahme in Spitäler geeignet sind. *Sir Christopher Pegges* und Dr. *Wall* sind Ärzte an diesem Spitale. Der Apotheker heisst Hr. *Walker*. Er hat etwas interessantes über die Erzeugung der künstlichen Kälte geschrieben.

Gefängniss.

Es ist für die ganze Grafschaft bestimmt, und nach *Howard*'s Plane angelegt, aber noch nicht vollendet. Das Haus des Aufsehers befindet sich in der Mitte, und ist mit einem kleinen Garten umgeben. Auf den beiden Seiten sind die Gefängnisse, rechts nemlich das für Missethäter, links jenes für Schuldner. Dort waren sechzehn, hier achtzehn Personen. Jedes dieser Gebäude hat einige Höfe, in welchen die Gefangenen spazieren gehen können. Von beiden Seiten gränzet einer dieser Höfe an den Garten des Aufsehers, auf welchen die Gefangenen durch eiserne Gitterthüren sehen können. Jeder Gefangene hat seine eigene Zelle. Die Geschlech-

ter sind sowohl bei den Missethätern als bei den Schuldnern gehörig getrennt.

Mit diesem Gefängnisse ist zugleich ein *Zuchthaus* verbunden. Es befindet sich hinter der Wohnung des Aufsehers, und enthält siebzehn Personen.

Die Gefangenen scheinen hier sehr gut gehalten zu seyn. Ihr Aufseher hat ein menschenfreundliches Ansehen. Die Gefangenen werden vorzüglich zur Erbauung des Gefängnisses verwendet. Sie haben dasselbe beinahe allein aufgeführt.

Sir Christopher Pegges versicherte mich, diese Strafanstalt seie so gesund, dass er als Arzt derselben manchmal in einem ganzen Jahre zu keinem Kranken dahin gerufen würde. Nichts desto weniger ist für eine Infirmerie gesorgt.

Nachdem ich vorher eine kleine Excursion nach *Blenheim* *) gemacht hatte, war ich im Begriffe, Oxford nach einem dreitägigen Aufenthalt zu verlassen, als *Chévalier Pegges* in aller Eile mit der Nachricht zu mir kam: Dr. *Cheston* aus *Gloucester*,

*) *Blenheim* ist ein Lustschloss, welches die Britische Nation als einen Beweis ihrer Dankbarkeit dem Helden *Marlborough* verehrt hatte. Es liegt 7½ Meilen von Oxford, und ist vorzüglich wegen der prächtigen Gemählde von *Holbein*, *Raphael* und *Rubens*, die sich allda befinden, so wie wegen des schönen Gartens und Parkes merkwürdig.

einer der interessantesten Ärzte Englands, seie so eben hier angekommen, um alsogleich nach London zu reisen; weshalb ich keinen Augenblick versäumen könne, wenn ich die Bekanntschaft dieses wichtigen Mannes machen wollte. Wir verloren daher keinen Augenblick, und begaben uns zu Dr. *Cheston*, an dem ich einen bejahrten, aber für seine Wissenschaft sehr eingenommenen Arzt fand. Es währte nicht lange, so hatte sich bereits ein interessantes Gespräch zwischen uns angesponnen, welches aber durch das Vorfahren des Wagens, in welchem sich Dr. *Cheston* einen Platz nach London bestellt hatte, unterbrochen wurde. Diess Ereigniss war mir so unangenehm, dass ich den Doctor alsogleich bath, mir seine Addresse in London zu geben, und meinen Reiseplan änderte. Ich hatte nemlich von Oxford quer über *Bedford* nach *Cambridge* reisen wollen, was man mit Extrapost leicht thun kann. Nun beschloss ich aber wieder nach London zurückzukehren, und von da aus erst nach *Cambridge* zu gehen. Ein öffentlicher Wagen, *Oxford coach* genannt, der täglich von Oxford nach London geht, brachte mich in acht Stunden nach der Hauptstadt zurück. Ich begab mich gleich des andern Morgens zu Dr. *Cheston*. Er wohnte bei einem seiner Freunde in dem Kreise einer liebenswürdigen Familie, die, von meinem Besuche zum voraus unterrichtet, mich auf die freundschaftlichste Art empfieng *). Blos als Bekannten des Haus-

*) Man kann sich nicht leicht einen schönern Anblick

freundes wurden mir alle Anerbiethungen gemacht, die nur die Gastfreiheit erdenken kann. Meine Zeit war indessen zu kurz, um so viele gütige Anerbiethungen benützen zu können. Ich begab mich daher mit Dr. *Cheston* in ein anderes Zimmer, wo der in Oxford unterbrochene Faden bald wieder angeknüpft wurde. Das Gespräch wurde vorzüglich auf einen Gegenstand geleitet, dem Dr. *Cheston* seit seiner frühesten Jugend die vollkommenste Aufmerksamkeit geschenkt hat, ich meine, auf die *Krankheiten der Eyerstöcke.* Dr. *Cheston* ist wirklich im Begriffe, eine Abhandlung über diesen, bisher so wenig bearbeiteten, Theil der Pathologie bekannt zu machen, welche als das Resultat einer

---

vorstellen, als jener einer Englischen Familie in der Frühe. Bevor die Familie noch aufgestanden ist, haben die Dienstbothen schon das ganze Haus gereiniget. Diese Verrichtung fängt mit der Reinigung des vor dem Hause befindlichen Platzes an; die Treppen, die Thüren, die Fenster und alle Hausgeräthe werden täglich so gesäubert, dass sie wie neu aussehen. Die Menschen selbst sind nicht weniger reinlich. Eine Englische Familie, welche sich zum Frühstücke versammelt, ist so mit frischer schöner Wäsche versehen, dass man glauben sollte, sie wolle bei einem Feste erscheinen. Der Negligé-Anzug der Damen ist dabei äusserst geschmackvoll. Die Kinder sind sehr zweckmässig gekleidet. Ihr gesunder, frischer, offener Blick, so wie überhaupt die schöne Menschenraçe, die man in England antrift, muss jeden Fremden in Bewunderung versetzen. Während dem Frühstücke, das mit der äussersten Eleganz servirt wird, und nicht weniger als eine Stunde zu dauern pflegt, liest man gewöhnlich Zeitungen.

sehr ausgebreiteten Praxis, und als das Werk eines Mannes von durchdringendem Forschungsgeiste gewiss jedem Arzte willkommen seyn muss. Ohne indiskret zu seyn, kann ich einige der Gedanken des Verfassers anführen. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, dass die Krankheiten der Eyerstöcke eine grössere Rolle spielen, als man gewöhnlich glaubt. Bisher hat man die Übel, welchen diese Organe unterworfen sind, vorzüglich bei Weibern, die sich derjenigen Epoche nähern, in welcher der monatliche Fluss zu verschwinden pflegt, bemerken wollen. Dr. *Cheston*'s Erfahrungen lehren, dass die Krankheiten der Eyerstöcke zu den gewöhnlichen Übeln gehören, denen die *Jungfrauen* unterworfen sind. Ja er zweifelt keinen Augenblick, dass selbst viele Krankheiten der Eyerstöcke, welche erst in spätern Jahren zum Vorschein kommen, ihren Ursprung in einer weit frühern Lebensepoche haben. Besonders bei den *Menstrualkoliken* sollen die Eyerstöcke in einen Zustand von Vollblütigkeit gerathen, der nicht selten an jenen von Entzündung gränzet, welche Meinung vorzüglich durch den Nutzen, den die Blutigel und die antiphlogistische Methode überhaupt unter diesen Umständen leisten, bewiesen werden soll. (Ich hatte schon lange bemerkt, dass die Menstrualkoliken selten den Gebrauch des *Opium*, und am allerwenigsten jenen der erhitzenden, krampfstillenden Mittel ertragen, ja, dass selbst das warme Bad und die heissen Umschläge auf den Bauch die Schmerzen eher vermehrten als verminderten.

Daher hatte ich es mir zum Gesetze gemacht, während den Menstrualkoliken ganz einfach zu verfahren, und beinahe nichts als schleimige und öhlichte Mittel zu verordnen. Der Erfolg dieser Methode war zwar weit glücklicher als jener, den ich unter der reitzenden Heilart beobachtet hatte; indessen ganz befriedigend war er nicht. Seitdem ich mir aber Dr. *Cheston*'s Ideen eigen gemacht, und die meisten Menstrualkoliken antiphlogistisch behandelt habe, kann ich den Erfolg dieser Heilart nicht genug bewundern. Nachdem ich nemlich von meiner Reise zurückgekommen bin, habe ich, bevor mich das Schicksal nach *Wilna* schleuderte, noch neun Monate in dem allgemeinen Krankenhause in Wien die Praxis ausgeübet. Da die mir allda anvertraute Abtheilung grösstentheils weibliche Krankheiten enthielt, so habe ich häufig Gelegenheit gefunden, Dr. *Cheston*'s Lehre vor dem Krankenbette zu prüfen. So weit meine Erfahrungen langten, habe ich dieselbe sehr richtig gefunden. Bei mehreren Kranken, die an den heftigsten Menstrualkoliken litten, schafte eine kleine Aderlass vollkommene Linderung, bei schwächlichern Patientinnen brachten ganz gelinde Ausleerungen durch den Stuhl die beste Wirkung hervor. Öfters that auch der Gebrauch der Fussbäder sehr gute Dienste.)

Dr. *Cheston* glaubt ferner, dass die wiederhohlte Plethora, und der dadurch bewirkte entzündungsartige Zustand der Eyerstöcke den Grund zu

den meisten chronischen Übeln lege, die wir in den spätern Jahren an denselben zu bemerken pflegen. Hieher rechnet Dr. *Cheston* die *Wassersucht der Eyerstöcke.* Selbst die *Hydatiden*, welche sie so oft begleiten, sollen ein Produkt der Entzündung seyn. Dr. *Cheston* erklärt sich ihre Entstehung, wo sie immer erscheinen mögen, folgendermassen: Die entzündeten Blutgefässe schwitzen gerinnbare Lymphe aus; diese erzeugt Pseudomembranen, welche die Gestalt von Blasen annehmen, zu gleicher Zeit, oder wenn die Entzündung abnimmt, schwitzen die Blutgefässe *Serum* aus, welches die gebildeten Blasen füllet, und auf diese Art die sogenannten *Wasserblasen* oder *Hydatiden* erzeugt *). Auch die meisten angeblichen *Abortus* in den ersten Monaten der Schwangerschaft sollen blosse Hydatiden darbiethen. Dr. *Cheston* bedauert es sehr, erst vor einigen Jahren den Unterschied der *unorganischen Hydatiden* von der *Tenia hydatigena* erfahren zu haben, indem so viele seiner früheren Beobachtungen über die Hydatiden nicht vollkommen und entscheidend sind. Beim

*) Mein Vater hat schon seit langer Zeit eine ähnliche Theorie der Hydatiden gelehrt; er glaubt nemlich, dass dieselben der gerinnbaren Lymphe des ausgetretenen, oder vielmehr des abgesönderten Serums ihren Ursprung zu verdanken haben; wenn nemlich der obere Theil des Serums gerinnet, und in eine Pseudomembran verwandelt wird, während dem der darunter sich befindende die flüssige Gestalt beibehält.

Hydrops ovariorum will endlich Dr. *Cheston* das Einreiben der Quecksilber-Salbe auf der innern Oberfläche des Schenkels, so wie man es bei der Behandlung der Bubonen zu thun pflegt, sehr nützlich gefunden haben.

Es thut mir leid, dass ich vergessen habe, dem Dr. *Cheston* eine Beobachtung über die Krankheiten der Eyerstöcke mitzutheilen, welche mein Vater gemacht hat. Er sahe nemlich, dass durch die Geschwulst *eines* Ovariums die Gebärmutter so auf dieselbe Seite gezogen wurde, dass ihre Gestalt ganz verändert war, und der Muttermund quer auf die entgegengesetzte Seite zu stehen kam.

Nachdem ich einige Stunden über diese und andere minder interessante Gegenstände mit Dr. *Cheston* gesprochen hatte, traf ich die nöthigen Anstalten zu meiner Reise nach *Cambridge*. Sie fand Abends um 6 Uhr durch die *Mail coache* Platz. Den folgenden Morgen, als den 11ten Junius 1803, war ich am Orte meiner Bestimmung, und hatte folglich in zehn Stunden 51 Englische Meilen zurückgelegt.

Cambridge.

Während dem ich für alle übrigen Städte Englands und Schottlands viele Empfehlungsschreiben hatte, wäre es mir beinahe nicht gelungen, ein solches für *Cambridge* zu erhalten, wenn mir nicht *Sir Charles Blagden* einen Brief von Hrn. Major *Rennel* (den ich blos einigemale bei *Sir Joseph Banks* gesehen hatte) an dessen Bruder, Hrn. *Thakeray*, Wundarzt in *Cambridge*, verschaft hätte. Ich fand an Hrn. *Thakeray* einen munteren, siebzigjährigen Greis, der mir alsogleich ankündigte: er seie von meiner Ankunft bereits unterrichtet, und habe in seinem Hause schon alle Anstalten getroffen, damit ich da so lange logiren könne, als es mir nur immer belieben würde. Als ich mich entschuldigte, dass mein kurzer Aufenthalt mir nicht erlaube, von dieser Einladung Gebrauch zu machen, trat der Sohn des Hrn. *Thakeray*'s in das Zimmer. Dieser liebenswürdige, offene, junge Mann, der ebenfalls Wundarzt ist, empfieng mich nicht minder zuvorkommend, als es dessen Vater bereits

gethan hatte. Er erboth sich, vor allem mich in das Spital zu führen. "Ja, sagte der Vater zu mir, gehen sie mit ihm dahin; sonst besucht mein Sohn meine Kranken statt meiner; heute will ich die seinigen statt seiner besuchen."

Addenbrooke - Spital.

Dieses Spital erhielt seinen Beinahmen von dem Stifter, Hrn. *Addenbrooke.* Dieser verwendete 4000 Pfund Sterling zu der Errichtung desselben, und bestimmte auch einige Fonds zu dessen Unterhaltung. Allein kaum war das Spital im Jahre 1766 eröffnet, so sahe man bald ein, dass gedachte Fonds zur Bestreitung der Unkosten nicht hinreichen dürften. Mehrere Einwohner traten daher zusammen, und eröffneten eine Subskription. Dieses Mittel ist so gut gelungen, dass jährlich nie unter fünfhundert, wohl aber über fünfhundert vier und sechzig Pfund Sterling eingehen. Diese Summe ist allerdings für ein Städtchen, wie *Cambridge*, das nur 12,000 Einwohner zählt, sehr bedeutend.

Das Spital, von welchem die Rede ist, liegt frei auf der südlichen Seite der Stadt. Dessen Gestalt gleicht ganz jener einer ansehnlichen bürgerlichen Wohnung. Gleich beim Eintritt erblickte ich einen Tragsessel, der innerhalb nicht, wie gewöhnlich, mit Tuch überzogen war, damit derselbe, wenn er vorher für Patienten gedienet hätte,

die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, die allenfalls nachkommenden Patienten nicht so leicht anstecken möchte.

Diese Furcht ist gewiss nicht ungegründet. Wie oft sieht man nicht in grossen Spitälern, dass die nemlichen Tragsessel oder Tragbetten, welche kaum zum Transport eines mit ansteckendem Fieber behafteten Kranken gedient haben, nun unmittelbar und ohne weitere Rücksicht zur Transferirung anderer Patienten verwendet werden! Ist es hier nicht mehr als wahrscheinlich, dass letztere, noch bevor sie in das Spital kommen, bereits angesteckt werden können?

Eben so sahe ich in mehreren grossen Städten, dass man die Miethwägen, *Fiacres* genannt, unbedingt zum Transport der Kranken in Spitäler braucht. Da nun diese Wägen, nachdem sie die Patienten an Ortund Stelle gebracht haben, manchmal alsogleich von gesunden Menschen gedungen werden, so ist leicht vorauszusehen, dass im Falle jene Kranken mit ansteckenden Übeln behaftet waren, die Gefahr der Ansteckung für die Nachfolger sehr gross seyn müsse. Ich wünsche daher sehr, dass dieser, bisher nicht geachtete, Gegenstand die Aufmerksamkeit der Polizei grosser Städte auf sich ziehen möge.

Das Addenbrook-Spital hat vier Krankenzimmer, jedes mit zwölf Betten. Zwei dieser Zimmer sind zur ebenen Erde, und zwei in dem ersten Stocke. Unten befindet sich zwischen den beiden Krankensälen die Wohnung der Aufseherinn; oben werden diese Säle durch das Versammlungszimmer *(meeting-room)* getrennt. Nebst den erwähnten Krankenzimmern sind noch mehrere kleinere Kammern für einzelne Patienten bestimmt. Die Bettstellen sind hier von Holz; so wie sie jedoch abgehen, werden sie von Eisen verfertiget. Jedes Bett ist mit einem eleganten Vorhange versehen. Die Betten stehen ihrer Länge nach an der Mauer, wahrscheinlich, damit sie nicht zu viel Platz einnehmen.

Für die Reinlichkeit ist in den Krankenzimmern so, wie in dem ganzen Hause, vollkommen gesorgt. Das Spital ist mit der gehörigen Leinwand versehen, obwohl die vorige Aufseherinn, in dieser so wie in mancher andern Hinsicht, das Interesse dieser frommen Stiftung auf das schlechteste besorgt haben solle. Die Küche und Speisekammer fand ich in der bessten Ordnung. Das Brod und das Bier waren vortrefflich. Überhaupt scheint es mir, dass unter allen Englischen Spitälern in dem gegenwärtigen am meisten für eine zweckmässige Kost der Kranken gesorgt seie. Wenigstens habe ich nirgends eine gedruckte Speise-

tabelle ausfindig machen können, wie ich sie hier angetroffen habe.

Ich will meinen Lesern eine Übersetzung derselben mittheilen:

Milchdiät.	Ganze Diät.
Sonntags.	
Früh, eine Milchsuppe.	Früh, Milchsuppe.
Mittags, Mehlpudding mit einem Loth Butter.	Mittags, ein halb Pfund gesottenes Schöpsen- oder Rindfleisch.
Abends, Milchsuppe, Habergrütze in Milch oder Fleischbrühe gekocht.	Abends, Fleischbrühe, Milchsuppe oder Grütze.
Montags.	
Früh, Habergrütze mit Wasser und einem Loth Butter gekocht.	Früh, Habergrütze in Wasser mit einem Loth Butter.
Mittags, Reisspudding.	Mittags, ein halb Pfund Schöpsen- oder Rindfleisch.
Abends, Milchsuppe und Habergrütze mit Milch- oder Fleischbrühe.	Abends, Milchsuppe, Habergrütze oder Fleischbrühe.
Dienstags.	
Früh, Mittags, Abends } wie am Sonntag.	Früh, Mittags, Abends } wie am Sonntag.

Mittwoche.

Früh, Milchsuppe oder Habergrütze mit Milch. Mittags, Reisspudding. Abends, zwei Unzen Käse.	Früh, Milchsuppe oder Habergrütze in der Milch. Mittags, Reisspudding. Abends, zwei UnzenKäse.

Donnerstags.

Früh Mittags } wie am Sonntag. Abends	Früh Mittags } wie am Sonntag. Abends

Freitags.

Früh, Habergrütze mit Wasser und einer halben Unze Butter zubereitet. Mittags, Milchreiss oder Reisspudding. Abends, eine Unze Butter.	Früh, Habergrütze im Wasser mit einem Loth Butter. Mittags, Reisspudding. Abends, eine Unze Butter.

Sonnabends.

Früh Mittags } wie am Sonntag. Abends Alle Tag eine vegetabilische Speise zu Mittag, 14 Unzen Brod und einen Schoppen schwaches Bier für die Person.	Früh Mittags } wie am Sonntag. Abends Alle Tag eine vegetabilische Speise zu Mittag, 14UnzenBrod, eine halbe Mass leichtes Bier.

Jeder Patient verbraucht also in einer Woche.

An Milchdiät.			An ganzer Diät.		
Fleisch. .	—	—	Fleisch. .	2½	Pfund.
Brod . . .	98	Unzen.	Brod. . .	98	Unzen.
Butter . .	4	Unzen.	Butter. . .	2	Unzen.
Milch . .	8	Schoppen.	Milch. . .	4	Schoppen.
Käse . . .	2	Unzen.	Käse. . .	2	Unzen.

Diejenigen, welche diese Nahrungsmittel dem Spitale liefern, schreiben das Gelieferte in ihre respektiven Bücher ein, und übergeben dieselben am Ende der Woche der Aufseherinn, welche die Rechnung den Directoren des Krankenhauses ableget. Diese werden unter den Wohlthätern des Spitales gewählet.

Vier Ärzte und zwei Wundärzte besorgen abwechselnd dieses Krankenhaus. Sie ziehen keine Besoldung; hingegen ist es auch ihrem Gewissen überlassen, die Kranken zu besuchen, wenn sie es für nöthig finden. In dem Spitale selbst wohnet indessen ein besoldeter Apotheker.

Die Seelsorger bedienen ebenfalls das Krankenhaus *gratis*. Es sind derer fünfzehn unter den angesehensten Geistlichen der Stadt gewählet, die abwechselnd Dienste leisten. Überhaupt wird hier sehr strenge auf die Erfüllung der Religionspflichten gesehen. Man theilet selbst unter den Kranken

Gebethbücher und moralische Werke aus. Ein Arzt hat sogar ein Buch für die Kranken dieses Spitals geschrieben, in welchem er ihnen guten Rath und Trost ertheilet.

Ein anderer vortrefflicher Gebrauch, der, so viel ich weiss, diesem Spitale allein eigen ist, besteht darin, dass dasselbe mit den Spitälern der benachbarten Orte in Verbindung steht, d. h. eine Correspondenz unterhält, welche demselben von den Veränderungen und Verbesserungen, die in den übrigen Krankenanstalten bewirket werden, Nachricht giebt.

Zwei Gegenstände scheinen nur indessen an dem *Addenbrook - Spitale* getadelt werden zu können. Der erste ist dieser, dass auch hier die venerischen Krankheiten und ansteckenden Fieber ausgeschlossen sind; der zweite besteht darin, dass die Directoren den jungen Ärzten, welche in *Cambridge* studieren, den Zutritt in dieses Spital nicht gestatten, und sich überhaupt der Errichtung einer klinischen Schule allda widersetzen. Wie ist es möglich, dass edle Menschen, die bereits so viel für das Wohl ihrer Mitbürger thun, durch Vorurtheile dermassen verblendet werden können, dass sie das einzige Mittel, ihrem Vaterlande brauchbare Ärzte zu verschaffen, bekämpfen?

Das *Addenbrook-Spital* hat nebst den Patienten, die sich in demselben befinden, auch noch auswärtige Kranke, denen es Hülfe ertheilet.

Hier folgt das Verzeichniss von beiden, so wie sie in dem Zeitraume von acht Jahren aufgenommen und geheilt worden sind.

	Kranke, welche in das Spital aufgenommen wurden.	Kranke, welche ausser demselben besorgt wurden.	Geheilt.
1795	252	324	439
1796	367	404	450
1797	364	425	461
1798	336	402	446
1799	302	363	421
1800	388	395	446
1801	323	419	478
1802	309	412	721

Universität.

Die hohe Schule von *Cambridge* wird vorzüglich von Theologen und Juristen besucht. Es ist daher auch nichts seltenes, dass gar keine medizinischen Collegien allda gelesen werden. Um die Doktors-Würde in der Arzneikunde zu erhalten, werden nicht weniger als zwölf Jahre erfordert. Die übrige Verfassung ist beinahe wie in Oxford.

Die Professoren, welche zur medizinischen Fakultät gehören, sind folgende:

Sir *Isaac Pennington.* Er sollte über *theoretische und praktische Arzneykunde* lesen.

Hr. *William Farisch*, Lehrer der *Chemie*, lehret weder reine noch pharmaceutische, sondern blos technische Chemie. Dessen Vorlesungen finden grossen Beifall, werden aber selten von Ärzten besucht.

Dr. *Harwood* giebt *Anatomie*, besonders *comparative.* Er hat sich auch als Schriftsteller in diesem letzten Fache bekannt gemacht; Schade, dass dessen Werk nicht oder wenigstens sehr langsam fortgesetzt wird. Die Vorlesungen des Dr. *Harwood's* werden von allen denjenigen besucht, welche sich dem Studium der Naturgeschichte widmen.

Hr. *Martyn* ist Lehrer der *Botanik.* Dessen Collegium kommt aber sehr selten zu Stande. Der botanische Garten ist nicht unbedeutend, und besonders reich an Gräsern. Auch ist ein ziemlich ansehnlicher *Fond* zu der Unterhaltung desselben bestimmt.

Hr. *Wollaston*, der eigentlich nicht zu den Professoren der medizinischen Fakultät gerechnet wird, giebt Vorlesungen über *reine Chemie.* Das

chemische Laboratorium ist unbedeutend, und gränzet an den botanischen Garten.

Die Universität *Cambridge* hat siebzehn Collegien. Die Einrichtung derselben ist beiläufig wie in Oxford; nur scheinen die Studierenden allda mehr Freiheit als in Oxford zu geniessen. Die meisten dieser Collegien sind nicht so prächtig, wie jene; überhaupt muss auch *Cambridge* der Stadt Oxford an Schönheit nachstehen.

Hr. *Thakeray* führte mich in einige dieser Collegien, nemlich in *Sidney Sussex College*, in welchem *Cromwell*, und in *Pambroke Hall*, in welchem Hr. *Pitt* auferzogen wurde.

Kings College ist besonders wegen seiner Kapelle merkwürdig. Man sieht in derselben eine Statue von *Newton* mit der Aufschrift: *Newton genus humanum ingenio superavit.* Dieser unsterbliche Mann hat einige Zeit seines Lebens in *Kings College* zugebracht. Die *Universitätskirche* verdient gesehen zu werden. Ihr gegen über ist die Bibliothek, welche allen Studierenden ohne Unterschied offen steht. Medizinische Bücher sollen allda nicht anzutreffen seyn. Die Universität besitzt endlich ein Gebäude, in welchem die Geschäfte derselben geschlichtet werden. Es befindet sich allda ein sehr schöner Versammlungssaal.

Die Universität *Cambridge* hat mehrere Stipendien, welche zu *gelehrten Reisen* bestimmt sind. Sie theilet dieselben unter diejenigen aus, welche ihre Studien mit ausgezeichnetem Ruhme zurückgelegt haben. Diese nemliche Verfügung findet auch in *Oxford* statt.

Mit der Besichtigung der bisher beschriebenen Gegenstände wurde es Abend. So viel Zeit hätte ich indessen doch gefunden, um das *Gefängniss* zu besuchen. Hr. *Thakeray* und alle die Personen, die ich durch ihn habe kennen gelernt, versicherten mich aber, es seie so unbedeutend und schlecht, dass sie ihrem Patriotismus grosse Überwindung anthun müssten, wenn ich darauf dringen wollte, es zu sehen. Sie versicherten mich zugleich, man seie im Begriffe, ein neues Gefängniss erbauen zu lassen. Ich gab ihren Vorstellungen nach, und verliess den folgenden Tag Morgens um 5 Uhr *Cambridge*, um mich nach *Stamford* zu begeben. Diese kleine Stadt liegt beiläufig 37 Meilen von *Cambridge*. Ich kam um 1 Uhr Nachmittags da an.

Stamford.

Stamford hat an und für sich nichts, was die Aufmerksamkeit eines reisenden Arztes verdienen könnte; aber in der Nachbarschaft dieses Städtchens wohnet ein Mann, ohne dessen Bekanntschaft zu machen ich Britannien nicht hätte verlassen können. Ich spreche von Dr. *Willis*. Die Anstalten für Wahnsinnige haben auf meiner ganzen Reise meine Aufmerksamkeit vorzüglich an sich gezogen; wie hätte ich diejenige übergehen können, welcher ein Mann vorstehet, der sich durch die Behandlung der Geistesverwirrung so berühmt gemacht hat, und über dessen Behandlungsweise wir so unvollkommene Nachrichten haben?

Bereits während meines Aufenthaltes in *London* hatte ich mir alle Mühe gegeben, eine Quelle ausfündig machen zu können, um irgend eine gute Empfehlung an Dr. *Willis* zu erhalten. Meine erste Bemühung gieng dahin, Dr. *Willis* Sohn, Arzt in London, kennen zu lernen, um mir von ihm ei-

nen Brief an seinen Vater auszubitten. Leider ward ich aber in meiner Hoffnung getäuscht. Dr. *Willis* in London empfieng mich zwar sehr höflich, gab mir aber seine Verwunderung zu erkennen, dass ich so grossen Werth auf die Bekanntschaft seines Vaters legte, der ein gebrechlicher Greis seyn sollte. Als ich nichts desto weniger darauf bestand, ein Empfehlungsschreiben auszubitten, so schlug er es mir rund ab. Ich erfuhr nachher, dass einige Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn Platz finden sollten. Gleich fruchtlos waren meine Bemühungen bei mehreren andern Personen, besonders bei Ärzten. Keiner stand oder wollte mit Dr. *Willis* in Correspondenz stehen. Als ich endlich mein Anliegen dem verdienstvollen Dr. *Chrichton* entdeckte, gab er mir den Rath, Sir *Walter Farquhar* darum anzugehen. Da mir derselbe schon mehrere Gefälligkeiten dieser Art erwiesen hatte, so folgte ich mit desto mehr Zuversicht dem mir ertheilten Rathe. Sir *Walter* fand gar keine Schwierigkeit, mein Gesuch zu gewähren, und gab mir ein Empfehlungsschreiben, das so abgefasst war, wie ich es nur hätte wünschen können.

Als ich in *Stamford* angelangt war, und mich nach Dr. *Willis* erkundigte, sagte man mir, er wohne in *Lincoleshire*, auf einem kleinen, sechs Meilen entfernten Dorfe, *Greatford* genannt. Ich sparte es auf den künftigen Tag, mich dahin zu begeben.

Es war den 14ten Junius 1803 an einem heitern Morgen, als ich nach einer angenehmen Fahrt von drei Viertel Stunden durch die schönste Gegend vor Dr. *Willis* Hause gelangte. Es liegt in einem kleinen Park, dicht an einem hellen Bache, der vor dem Hause einen Teich bildet, und sodann seinen Lauf fortsetzet. Zwischen dem Hause und dem Teiche sieht man eine mit dem schönsten Rasen bedeckte Terasse. Das Haus selbst befindet sich unter dem Schatten mehrerer Bäume. An dasselbe gränzet ein Meierhof von ansehnlicher Grösse.

Als ich an das Haus fuhr, kamen mir mehrere Bediente in Livree entgegen. Sie sagten mir, Dr. *Willis* seie so eben im Begriffe sich anzukleiden. Ich übergab einstweilen mein Empfehlungsschreiben, und wurde in ein elegantes Vorzimmer geführt. Bald darauf kam die Nachricht: Dr. *Willis* würde mit Vergnügen meine Bekanntschaft machen, ich möchte nur so lange verziehen, bis er seine Toilette geendiget hätte. In dem Zimmer, in welchem ich wartete, stand ein grosser Theetisch, der beiläufig für fünfzehn Personen zum Frühstücke bereitet war. Ich war nicht lange allein; denn bald traten einige Damen und Herren in das nemliche Zimmer, die sehr zuvorkommend die *Honneurs* machten. Nach dem gewöhnlichen Gespräche über das Wetter und die umliegenden Gegenden wurden wir bald näher bekannt. "Es ist wahr, sagte einer aus der Gesellschaft, so reitzend diese Gegend ist,

so ausnehmend wohl man behandelt wird, so fällt es doch an dem ersten Tage schwer, sich an die hier bestehende Ordnung zu gewöhnen." Ich erkannte an diesen Reden meinen Mann. Kurz darauf wandte sich eine junge Dame von ganz vortheilhafter Bildung gegen mich, und sprach mir Muth zu. "Sie werden es bald gewöhnen, sagte sie; es wird ihnen sogar leid thun, wenn sie bei ihrer Herstellung diesen Ort verlassen müssen. Sie werden an Dr. *Willis* nicht allein ihren Arzt, sondern auch ihren Vater, ihren besten Freund finden." Nun merkte ich erst, für was man mich ansehe. Ich fand meine Situation äusserst komisch, und konnte die nöthige Fassung nur mit Anstrengung erhalten. Die Gesellschaft nahm indessen immer mehr zu. Die Neugierde hatte einen Kreis um den Fremden gebildet. In dieser Lage der Dinge hätte ich es für äusserst unhöflich gehalten, mehr als die Übrigen scheinen zu wollen. Ohne daher im Geringsten gegen den Zustand, den man mir zumuthete, zu protestiren, erwiederte ich blos, dass mich der Ruf des Dr. *Willis* von der Ferne herbeigezogen habe. Meine Gesellschafter fuhren indessen fort, in dem nemlichen Tone zu sprechen, so, dass ich am Ende meine Rolle schlecht soutenirt haben würde, wenn die Dazwischenkunft des Dr. *Willis* dieser sonderbaren Conversation nicht ein Ende gemacht, und mich aus der Verlegenheit gezogen hätte.

Dr. *Willis*, der damals schon das 85te Jahr erreicht hatte, ist einer derjenigen Greise, die nicht allein Achtung und Ehrfurcht, sondern auch Liebe und Zutrauen einflössen. Er ist von kleiner Statur, wohl beleibt, und nicht ohne Eleganz gekleidet. Dessen Geisteskräfte sind noch im besten Zustande; das nemliche gilt von dessen Sinnen, das Gehör ausgenommen, das merklich gelitten hat. Er empfieng mich sehr zuvorkommend und höflich, und machte alle Anwesenden nebst mir zu Tische sitzen. Während dem Frühstücke wurde über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse Englands gesprochen, an welchem Gespräche die Patienten keinen Antheil zu nehmen wagten.

Als mir Dr. *Willis* über den Zweck meiner Reise einige Fragen stellte, ergriff ich die erste Gelegenheit, ihn zu versichern, dass der Wunsch, dessen Bekanntschaft zu machen, nicht unter die minder wirksamen Triebfedern gehöre, die mich bewogen hätten, England zu durchreisen. Ich setzte hinzu, dass der Name *Willis* in Deutschland so hoch geschätzt werde, als diess nur immer in England der Fall seyn könne. Der gute Greis nahm mich hierauf bei der Hand und sagte: "Lieber Doktor! wenn sie einmal mein Alter erreicht haben, so werden sie immer mehr und mehr überzeugt seyn, dass die *Reputation* eines Mannes öfters durch einen einzigen glücklichen Zufall begründet werde." Ich antwortete hierauf: dass mich

meine Erfahrung einstweilen gelehrt habe, dass wahres Verdienst immer mit Modestie verbunden einhergehe, und dass es mich in meinen spätern Jahren stets freuen wird, Hrn. Dr. *Willis* als einen neuen Beweis dieser Wahrheit anführen zu können. Hier stimmten mir alle Anwesenden, die vorher verstummt schienen, lauten Beifall zu. Ein dankbarer, aber doch ernsthafter Blick des Dr. *Willis* bewirkte unter ihnen das vorige Stillschweigen. In diesem Augenblicke trat einer der Söhne des Dr. *Willis* herein, nemlich Dr. *John.* Er hat in *Edinburgh* als Arzt promovirt, und besorgt die Kranken gemeinschaftlich mit seinem Vater, der bekanntlich kein Arzt, sondern ein Geistlicher ist. Dr. *John Willis* scheint ein sehr einsichtsvoller Mann zu seyn. Es wäre schwer daran zu zweifeln, dass er die Methode seines Vaters nicht kennen sollte. Ich nahm daher mit Vergnügen dessen Antrag, einen Spaziergang in den Park zu machen, mit dem Vorsatze an, diese Gelegenheit, so viel als möglich, zu benützen, um doch einmal eine Idee der *Willis*'schen Methode, die Geistesverwirrungen zu behandeln, zu bekommen. Dr. *Willis* merkte bald meinen Vorsatz und fragte: ob ich mich in meinem Vaterlande besonders mit Behandlung der Manie abzugeben dächte? Diese unerwartete Frage setzte mich in einige Verlegenheit; ich antwortete darauf blos, dass mich jeder Theil der Arzneikunde um so mehr interessire, je dunkler er sei. Dr. *Willis* hatte indessen in mein Inneres geblickt, und

gab mir daher die Versicherung, ich solle aufrichtig mit ihm reden, indem weder sein Vater noch er irgend ein Geheimniss hätten, und sich vorzüglich ein Vergnügen daraus machten, denjenigen ihre Erfahrungen mitzutheilen, die einen besondern Nutzen daraus zu schöpfen im Stande wären. Hier spann sich nun ein drei Stunden langes Gespräch an, von welchem ich meinen Lesern, weil es die Sache dann doch zu verdienen scheinet, einen treuen Auszug liefere.

"*Welt- und Menschenkenntniss* sind die ersten Bedingnisse, ohne welche Niemand die Heilung der Wahnsinnigen glücklich unternehmen kann. Man muss die Beschaffenheit des Gemüthes im gesunden Zustande kennen, bevor man dessen krankhafte Abweichungen in Ordnung bringen will. Vorzüglich ist es wichtig, von der Art zu leben und von den Verhältnissen genau unterrichtet zu seyn, in welchen sich alle möglichen Klassen von Bürgern befinden können."

"Spitäler und alle übrigen Anstalten, wo viele Wahnsinnige vereiniget leben, stehen ihrer Herstellung entgegen. Diess ist besonders der Fall, wenn Kranke von verschiedenem Range und von mannigfaltiger Erziehung zusammen kommen. Die rohere Lebensart der einen muss natürlicher Weise die übrigen kränken. Auch das *üble Beispiel* wirkt ausserordentlich auf die Wahnsinnigen, und

nie wäre diess an einem Orte zu vermeiden, wo mehrere derselben den ganzen Tag zusammen zubringen. Überdiess ist es schwer, sie allda wegen der begangenen Unarten zu bereden und zu verbessern, ohne das Ehrgefühl derselben zu beleidigen. Diese Eigenschaft ist besonders zu schonen, wenn man mit den Wahnsinnigen gut auskommen will. Die Erfahrung lehret, wie viel man bei der Erziehung der Kinder durch die gehörige Leitung des Ehrgefühls ausrichten könne; bei Wahnsinnigen ist die Wirkung dieser Triebfeder noch auffallender."

"Vor allem muss sich der Arzt die Liebe und Achtung, so wie das Zutrauen und die Freundschaft des Patienten zu verschaffen wissen. Um zu diesem Endzwecke zu gelangen, muss die schwache Seite des Patienten studiert werden. Sie bildet eigentlich das Organ, durch welches der Arzt mit dem Patienten am nachdrücklichsten sprechen, oder ihn wenigstens am besten leiten kann. Man verliert nichts dabei, wenn man selbst den auffallendsten Schwachheiten des Kranken vom Anfange nachgiebt; nur muss diess so geschehen, dass der Wahnsinnige die Nachgiebigkeit des Arztes nicht für Schwäche, sondern für einen Beweis von Gefälligkeit und Zuneigung ansehe. Kleine Geschenke von Blumen, Zuckerwerk, Gestattung grösserer Freiheiten, Besorgung einer bessern Kost, schönere Kleidungsstücke, überhaupt alle Beweise

von Zuneigung und Liebe sind gewöhnlich die passendsten Mittel, durch welche sich der Arzt die Gunst der Wahnsinnigen eigen zu machen vermag."

"Einer der wichtigsten Punkte bei der Behandlung der Manie besteht in der gehörigen Disciplin unter denjenigen Personen, welche die Kranken zu bedienen haben. Dieser Punkt wird leider gewöhnlich übersehen. Die Wärter der Wahnsinnigen müssen überhaupt in den Augen der Kranken als ihre *Bediente* erscheinen. Letztere müssen daher von ihren Herren erdulden, was sich nur immer durch die grösste Sanftmuth erdulden lässt. Vorzüglich müssen sie sich hüthen, ihnen zu widersprechen, oder unter was immer für einem Vorwande befehlen zu wollen. Nichts ist für Wahnsinnige unerträglicher, und nichts liegt ihrer Heilung mehr im Wege, als der erniedrigende und beleidigende Gedanke: Leuten gehorchen zu müssen, die weniger als sie, und von rohen Sitten sind. Es ist daher den Wahnsinnigen gleich vom Anfange zu erklären, dass die Leute, welche man denselben zur Bedienung giebt, platterdings keine Vollmacht über sie haben, und im strengsten Sinne des Wortes als ihre Bediente anzusehen sind. Um allem Missverständnisse vorzubeugen, kann man immer in das Gespräch einfliessen lassen, dass diese Bedienten gewisse Instructionen und Befehle von dem Arzte bekommen haben, die sie nicht über-

schreiten dürfen, ohne von demselben die besondere Erlaubniss zu erhalten. Überhaupt kann der Kranke nie genug von der Vollmacht des Arztes überzeugt seyn. Er muss fühlen, dass sein ganzes Schicksal in dessen Händen seie, und wo möglich glauben, dass ausser dem Arzte keine höheren Personen existiren." (Hier fiel mir das Beispiel eines berühmten Schullehrers im Preussischen bei, den *Friedrich der Grosse* in der Absicht besuchte, Augenzeuge von dessen Lehrart zu seyn. Der Schullehrer protestirte Anfangs auf eine unerwartete Weise, und willigte blos dann ein, als er vorher von dem *Monarchen* die Erlaubniss erhalten hatte, *Denselben*, ohne Ihm irgend ein Zeichen von schuldiger Unterwürfigkeit zu geben, in die Schule führen zu dürfen. Als der König um die Ursache dieses sonderbaren Begehrens fragte, erwiederte der Schullehrer: Euer Majestät! der Erfolg meines Unterrichtes ist verloren, wenn meine Schuljungen einsehen, dass noch ein vornehmerer Mann, als ich bin, auf der Erde existiret.)

"Züchtigungen der Wahnsinnigen durch Schläge und andere Gewaltthätigkeiten sind im allgemeinen verwerflich. Sie vermehren nur das Übel, und haben die schlimmsten Folgen auf die Gemüther der Kranken. Indessen giebt es doch einige Fälle von besonderer Bosheit und Unvernunft, wo ein Hieb im Vorbeigehen mit Nutzen versetzt werden kann. Damit aber ein solches Verfahren den nö-

thigen Eindruck mache, muss der Hieb von der Hand des Arztes selbst kommen. Unter keinen Umständen darf den Wärtern die Vollmacht eingeräumet werden, den Kranken zu schlagen. Ohne nemlich den Umstand in Betrachtung zu ziehen, dass solche Leute die einmal gegebene Erlaubniss leicht in der Folge missbrauchen können, so ist es schon hinreichend, um sich von dem Schaden, den ein solches Betragen stiften würde, zu überzeugen, wenn man bedenkt, dass ein Wahnsinniger, der sich von seinem Bedienten schlagen sieht, wohl eine Misshandlung und Grausamkeit, nie aber eine Belehrung oder Warnung wahrnimmt."

"Das *Zwangskamisol* ist das beste Mittel, die Wahnsinnigen zu bändigen. Sie müssen das Tragen desselben als eine grosse Schande ansehen. Von Ketten und Banden wissen wir nichts."

"Ein wichtiger Punkt bei der Behandlung der Wahnsinnigen ist ferner, dass der Arzt wisse, welche Lieblingsbeschäftigungen der Kranken zu dulden, welche zu verbiethen sind. So wie sich die Geisteszerrüttung entwickelt, verschwindet gewöhnlich die Lust zu den Beschäftigungen, zu welchen der Kranke vorher eine vorzügliche Neigung hatte. Es treten an deren Stelle andere Neigungen, die man als Symptome der Krankheit betrachten muss. Letzteren darf nun der Patient unter keinem Vorwande nachgehen. So wie nemlich niemals der

Entstehung der Idee, welche die Krankheit hervorgebracht haben, oder (was öfters der Fall ist) durch sie erzeugt wurden, Anlass gegeben werden darf, eben so müssen alle Handlungen, die in der Krankheit ihren Grund haben, verhindert, und *nach und nach* abgewöhnt werden.' Bemerket man hingegen, dass irgend eine, dem vorausgegangenen Zustande der Gesundheit eigene Neigung zum Vorschein kommt, so ist diese Erscheinung eines der besten Zeichen, das sich nur erwarten lässt; wesswegen jene Neigungen gleich in Schutz genommen, und die Kranken in Stand gesetzt werden müssen, denselben so viel als möglich nachgehen zu können."

Hier brachte mich das Gespräch auf Dr. *Gall's* Theorie, welche bekanntlich die Neigungen und Fähigkeiten der Menschen und Thiere aus ihrem Schädelbau erkläret. Da Dr. *Willis* dieselbe nicht kannte, so gab ich ihm, so viel es sich in kurzer Zeit thun liess, eine Idee der allgemeinen Grundsätze des Gallischen Systems. Dr. *Willis* antwortete wie folget:

"Ich wurde allerdings schon manchmal auf den sonderbaren Schädelbau, den ich bei mehreren Wahnsinnigen antraf, aufmerksam; da ich aber eine ähnliche Conformation des Kopfes auch bei Menschen bemerkte, welche nie die mindeste Spur von Geisteszerrüttung an Tag gelegt haben, und da ich von der andern Seite Wahnsinnige ge-

sehen habe, an deren Schädeln man nicht die mindeste Abweichung von dem gewöhnlichen Bau wahrnehmen konnte, so habe ich nie geglaubt (und glaube noch nicht), dass sich irgend eine Erklärung der Erscheinungen des Wahnsinnes aus der Conformation des Craniums herleiten lasse. Überdiess beweist die Heilung, welche man dann doch manchmal auch bei solchem Wahnsinne wahrnimmt, der mit einem sonderbaren Bau des Schädels verbunden ist, *während dem dieser sonderbare Bau der nemliche bleibt*, dass die Ursachen des Übels nicht in jenem Baue liege. Endlich weiss man ja zuverlässig, dass die Ursachen des Wahnsinnes nicht immer in Kopfe, sondern oft in dem Unterleibe, oder in andern Theilen Platz finden." (Hr. *Gall* würde sagen, dass der *Consensus* zwischen dem Unterleibe oder den andern Theilen mit *bestimmten Organen* des Hirns existiren könne. Da indessen diese Meinung noch eine *Hypothese* ist, da sich Hr. *Gall* gezwungen gesehen haben würde, die von Dr. *Willis* eben aufgestellten *Thatsachen* zu läugnen, so konnte ich nicht anders, als der Meinung des Dr. *Willis* (welche noch immer die Meinige war) beizutreten. Diess hindert nicht, dass ich die unbegränzteste Achtung für die Fähigkeiten und den Forschungsgeist des Hrn. Dr. *Gall* habe, dessen Ansichten, in so fern sie zur Sammlung von Thatsachen führen, uns immer willkommen seyn müssen. Überdiess müsste man diesen wackern, vortrefflichen Mann nicht persönlich kennen, um dem-

selben nicht vom Herzen zugethan zu seyn, und um nur einen Augenblick Bedenken zu tragen, sich als Bürge der Reinheit seiner Absichten zu erklären.) Ich ergreife das verlassene Gespräch von Dr. *Willis:*

"Unter allen consensuellen Arten von Wahnsinn ist diejenige am häufigsten, welche aus den Krankheiten der Leber ihren Ursprung zieht. Beim weiblichen Geschlechte macht in dieser Hinsicht die Gebärmutter der Leber den Rang streitig. Der erbliche Wahnsinn liegt mehr in einer Anlage, als in einer wirklich ausgebildeten Krankheit. Daher ist auch die, obwohl schwerere, Heilung dieser Gattung von Wahnsinn nicht so selten; doch werden die Rückfälle derselben häufiger, als jene der übrigen Arten von Wahnsinn beobachtet. Die Recidiven lassen sich überhaupt nie vermeiden, wenn die Hergestellten wieder unter dieselben Verhältnisse treten, welche die Krankheit das erstemal hervorbrachten."

"Selten verschwindet der Wahnsinn auf einmal. Scheint der Kranke daher auch hergestellt, so muss man immer auf einige kleineren folgende Anfälle gefasst seyn. Diese scheinbaren Rückfälle gehören zu den guten Zeichen."

"Am leichtesten lassen sich jene Arten von Wahnsinn heilen, die plötzlich entstehen, und als

vollkommene Manie ausbrechen. Auch ist der Wahnsinn dann meistens heilbar, wenn er aus einem offenbar kränklichen *Habitus* des Körpers entsteht. Desto seltener wird der Wahnsinn geheilt, wenn die Kranken vollkommen gesund aussehen. Wenn die gehörigen Methoden hier fehlschlagen, so ist gewöhnlich alle Hoffnung verlohren. Unheilbar ist der Wahnsinn, welcher aus Epilepsie entspringt. In dieser Hinsicht steht ihm der Wahnsinn, welcher eine Folge des Missbrauches des Quecksilbers ist, zur Seite."

„Die Zeit, welche erfordert wird, um einen Kranken für unheilbar zu erklären, ist unbestimmt. Die Frist eines einzigen Jahres kann selbst in dem Falle, wo man die zweckmässigste Methode anwendet, nicht hinreichen, um ein sicheres Urtheil über die Unheilbarkeit des Wahnsinnes auszusprechen. Es ist grundfalsch, was einige auswärtige Journale gesagt haben: *dass wir von 10 Wahnsinnigen 9 herstellen.* Bei gewissen Gattungen von Wahnsinn wäre diess Verhältniss zu gering, bei den meisten aber leider übertrieben."

"Man muss keine Vorliebe weder für die blos *moralische*, noch für die blos *physische Behandlung* der Manie haben. Es kommt platterdings auf die Umstände an, dass diese vor jener, oder jene vor dieser den Vorzug erhalte. Meistens müssen die

physischen Mittel die Wirkung der moralischen unterstützen."

"Im allgemeinen ist der schwächende Heilplan bei dem Wahnsinne dem reitzenden vorzuziehen. Letzterer findet eher vom Anfange des Übels, als später hin, Platz. Die Aderlässe bringen selten anhaltenden Nutzen hervor. Alles, was den Leib offen hält, schaft Linderung. Hieher gehören besonders die Mittelsalze. Der Brechweinstein in kleinen Gaben hat den Vorzug vor allen. (Dieser Behauptung stimmen doch alle erfahrenen Ärzte bei.) *Vesikatorien* auf den Nacken und dergleichen sind höchst schädlich. Man kann sie blos als derivirende Mittel oder Gegenreitze mit Nutzen gebrauchen. Zu diesem Endzwecke werden sie auf die Waden gesetzt. Mit keinem Mittel ist so viel Unheil im Wahnsinne gestiftet worden, als mit dem *Opium*. Es ist besonders schädlich, weil es den Stuhlgang verstopfet. Wo *Opium* wegen Nervenzufällen indizirt ist, wird es am besten durch *Hyosciamus* ersetzt, der bekanntlich den Stuhlgang nicht unterdrückt. Über *Arnica* haben wir keine Erfahrungen. Wenn man den Körper stärken will, geht nichts über den *Cortex peruvianus*, von dem wir einen sehr grossen Gebrauch machen. *Digitalis purpurea* hat in einigen Fällen vortreffliche Wirkung gethan."

"Alle starke Bewegung und Erhitzung schadet im Wahnsinne. Mässige Spaziergänge nützen besonders, wegen der damit verbundenen Zerstreuung und dem Genusse der frischen Luft."

Während diesem Gespräche trafen wir mehrere Kranke an, welche im Park spazieren giengen. Die meisten waren sich selbst überlassen.

Gern hätte ich gesehen, dass mir Dr. *Willis* angetragen hätte, einige Tage mit ihm zuzubringen; allein hierauf musste ich Verzicht thun. Mehrere Fragen, die ich stellen wollte, waren mir entfallen, und mehrere hätten sich allerdings aus den ferneren Gesprächen ergeben. Die Kranken selbst zu sehen habe ich nicht begehrt, weil ich aus den Reden des Dr. *Willis* hinlänglich erkannt habe, dass man diess nicht gerne gestatte. Die Anzahl ist auch nicht so gross, als man sich einbildet. Die Patienten wohnen entweder im Hause des Arztes, oder in den benachbarten Meierhöfen.

Als ich von den beiden Doktoren *Willis* Abschied genommen hatte, begab ich mich nach *Stamford* zurück, und verwendete den grössten Theil des übrigen Tages zum Aufschreiben der gesammelten Nachrichten. Den folgenden Morgen um 10 Uhr trat ich meine Reise nach *York* an.

Diese Stadt erreichte ich am folgenden Tage (den 16ten Junius) in aller Frühe. Es gelang mir daher, 110 Meilen (denn so weit ist es von *Stamford* nach *York*) in zwanzig Stunden zurückzulegen.

York.

York ist eine alte, übel gebaute Stadt, die weder Handel, noch merkwürdige Fabriken hat. Auch besitzt sie keine wissenschaftlichen Anstalten. Dessen ungeachtet both mir dieser Ort viel Interessantes dar. Meine Freunde, die Herren *Pictet* und Dr. *Marcet*, hatten mir Empfehlungsschreiben an Dr. *Belcombe*, einer der ausgezeichnetsten Ärzte von *York*, mitgegeben. Sie hatten mich schon zum voraus unterrichtet, ich würde an ihm einen äusserst gefälligen Mann kennen lernen, und von seiner schönen Familie sehr gut aufgenommen werden. Nichts desto weniger übertraf die Art, mit welcher ich im Hause des Dr. *Belcombe*'s empfangen wurde, alle meine Erwartung. Der Ton, welcher allda herrschet, scheint aus allem Guten, was man sonst an Engländern, Franzosen und Deutschen einzeln zu finden pfleget, zusammengesetzt zu seyn. Dr. *Belcombe* hat nemlich mit seiner liebenswürdigen Gemahlinn mehrere Jahre sowohl in Frankreich als in Deutschland zugebracht. Er nahm selbst die

Doktorwürde in *Göttingen*, und verweilte einige Zeit in *Leipzig*. Besonders hatte er sich das höchst interessante *Genf* zum Aufenthaltsorte gewählt. Von da aus unternahm er eine Reise nach Italien, und machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft meines Vaters in *Pavia*. Nachdem Dr. *Belcombe* in seine Heimath zurückgekehret war, betrat er die praktische Laufbahne in *York*.

Es ist ein grosses Glück für Reisende, wenn sie Menschen in die Hände fallen, welche ebenfalls Reisen zurückgelegt haben. Die Leitung, welche jene auf diese Art in Hinsicht der zu sehenden Gegenstände erhalten, gewährt schon einen unbeschreiblichen Zeitgewinn. Dieses Glückes hatte ich mich besonders in *York* zu erfreuen. Dr. *Belcombe* sagte: Fünf Gegenstände verdienten allhier besonders meine Aufmerksamkeit, nemlich: das *Spital*, das *Asylum für Wahnsinnige*, die *Retraite für Quäker, die in Geistesverwirrung gerathen sind*, die *Armenschule* und das *Gefängniss*. Wir begaben uns zuerst in das

Spital.

Dieses Krankenhaus ist für gesammte Arme der Grafschaft *York* bestimmt. Es wurde im Jahre 1740 durch freiwillige Beiträge gestiftet. Man bemerkt an der Bauart desselben keinen Luxus. Indessen ist alles vorhanden, was zum Dienste der

Kranken erforderlich seyn könnte. Das Gebäude hat drei Stocke. Im ersten Stocke wohnet das Personale, im zweiten befinden sich zwei Säle, wovon der eine für weibliche, der andere für männliche Patienten bestimmt ist. Jeder dieser Säle hat sechzehn Betten, und zur Seite ein Kämmerchen für die Wärterinnen. Die Bettstellen sind von Eisen. Der dritte Stock besteht ebenfalls aus zwei Krankensälen von neun Betten in jedem. Man bemerkt ferner ein zweckmässiges Amphitheater, in welchem die chirurgischen Operationen vollzogen werden.

Die Einkünfte des Spitales haben vom Anfange nicht erlaubt, dass man es ganz eröffnen konnte; die angeführten Säle wurden daher erst nach und nach, so wie sich das Einkommen vermehrte, zum Krankendienste eingeweihet. Ich führe diesen Umstand geflissentlich an, um zu zeigen, wie wenig man sich bei dergleichen Unternehmungen abschrecken lassen muss, wenn sie vom Anfange nicht gleich ins Grosse getrieben werden können. Im Gegentheile, ich wollte rathen, alle frommen Stiftungen so viel möglich im *Kleinen* anzufangen, und nur darauf bedacht zu seyn, sie dergestalt anzulegen, damit dieselben in der Folge vergrössert werden können. Die Erwartung des Publikums in den meisten Städten ist schon so oft bei der Errichtung milder Stiftungen getäuscht worden, dass man es ihm nicht übel nehmen kann, wenn es bei neuen

Vorschlägen, die Errichtung derselben betreffend, misstrauisch gesinnt ist. Es bleibt desshalb kein anderes Mittel übrig, als demselben vorläufig die Ausführbarkeit und den Nutzen des festgesetzten Planes durch die That selbst zu beweisen. Geschieht diess auf eine einleuchtende und überzeugende Weise, so versagt kein Publikum die Hülfe, die es zu leisten im Stande ist. Dann wächst mit jedem Jahre die unternommene Anstalt, und mit ihr die Überzeugung ihres reellen Nutzens, welche Überzeugung ich für den mächtigsten Sporn wohlthätiger Menschen ansehe.

Diejenigen, welche durch ihre Beiträge das Spital von *York* gestiftet haben, und unterhalten, liessen vom Jahre 1740 bis auf den 1ten Mai 1803 36,675 armen Kranken ihre menschenfreundliche Hülfe angedeihen. In dem verflossenen Jahre wurden in dieser Anstalt nebst den vorhandenen 91 Patienten 347 neu aufgenommen. Von diesen wurden 243 geheilt, 92 blos in bessere Umstände versetzt, und 11 wegen schlechter Aufführung entlassen. Die Anzahl der Todten belief sich auf 15. Es blieben folglich 77 Kranke in dem Spitale zurück.

Asylum für Wahnsinnige.

Der *Name* dieser Krankenanstalt verdient schon unsere Aufmerksamkeit. Wie gut klingt nicht der

der Ausdruck: *Asylum*, gegen die gebräuchlichen Benennungen: *Narrenhaus*, *Narrenthurm* u. dgl. Der Eindruck, welchen Benennungen dieser Art auf empfindsame und theilnehmende Kranken und ihre Anverwandten machen, ist grösser, als man es sich wohl gewöhnlich vorstellen mag. Durch die Auswahl eines sanften Wortes ist daher schon etwas zur Linderung der menschlichen Leiden beigetragen.

Das *Asylum* für Wahnsinnige in *York* besteht schon seit dem Jahre 1777, wo es durch eine allgemeine Subskription gebauet wurde. Damals war dessen einziger Zweck, dürftige Wahnsinnige aufzunehmen. Da jedoch diese Anstalt keinen Fond angewiesen hatte, und der Weg der Subskription nicht recht gelingen wollte, so ist man auf den neuen sinnreichen Gedanken verfallen, solche durch sich selbst gehen zu machen. Man hat sich hierbei auf folgende Art benommen: Es wurde nemlich bekannt gemacht, dass das *Asylum* von *York* auch bemittelte Wahnsinnige gegen einen ihren Kräften angemessenen Geldbeitrag aufnehmen würde. Der gute Ruf, in welchem diese Anstalt schon vorher gestanden hatte, machte bald, dass sich viele bemittelte und selbst reiche Personen meldeten, um ihre wahnsinnigen Anverwandten denselben zu übergeben. Da man nun bei dieser Gelegenheit jeden nach seinen Kräften zahlen machte, so kam nach allen bestrittenen Kösten ein Ge-

winn heraus, welchen man zum Unterhalte der armen Wahnsinnigen benützte, und noch täglich benützet. Auf diese Art verköstiget jeder bemittelte Kranke einen oder mehrere seiner dürftigen Unglücksgefährten.

Diese Einrichtung wäre in jeder Hinsicht vortrefflich, wenn sie nicht hie und da, bei den so sehr relativen Begriffen von *arm*, *bemittelt* und *reich* seyn, zu manchen Nachsichten und Forderungen Anlass gäbe, die von dem ganzen Publikum nicht immer gleich gut aufgenommen werden. Es ist nemlich bei dieser Lage der Dinge kaum möglich, dass der Reichere nicht glauben sollte, man nehme ihn zu hart mit, und erkläre sogar den Bemittelten für arm. Hinzu kommt noch ein anderer Umstand. Unter den Statuten des *Asylums* befindet sich ein Gesetz, das folgendermassen lautet: "Da es unvernünftig wäre, von dem Arzte zu fordern, wohlhabende Personen (die an einem andern Orte dessen Privat-Patienten geworden seyn würden) unentgeltlich zu behandeln, so ist demselben erlaubt, von den Anverwandten solcher Kranken eine mässige Belohnung seiner ärztlichen Bemühungen anzunehmen." So gerecht nun diese Verfügung auch ist, so giebt sie dennoch von neuem zu Klagen Anlass, welche (ich weiss nicht, ob mit oder ohne Grund) die Sage gehen machen: Das *Asylum* in *York* seie eher ein Spekulations- als eine Wohlthätigkeits-Anstalt.

Die Anzahl der Wahnsinnigen allda übersteigt gewöhnlich hundert. Sie sind in *drei Klassen* eingetheilt. Die *erste* Klasse, in welcher sich niemals mehr als 25 Kranke befinden dürfen, ist für Personen bestimmt, welche eine ansehnliche Summe (deren mittlerer Belang auf 100 Pfund Sterling des Jahres gerechnet wird) bezahlen. Diese Summe ist wahrlich für England mittelmässig, wenn auch die Nebenausgaben noch einmal so hoch steigen sollten. Die *zweite* Klasse enthält solche Kranke, die für ihre Verköstigung und Arzneien wöchentlich 8 Schillinge bezahlen. So hoch kömmt im allgemeinen jeder Kranke der Anstalt zu stehen. Zu der *dritten* Klasse gehören alle dürftigen Wahnsinnigen, die umsonst aufgenommen und verpfleget werden; mit Ausnahme derjenigen unter ihnen, welche zu den armen Pfarrkindern von *York* gerechnet werden. Diese werden nemlich aus besondern Rücksichten zu den Kranken der zweiten Klasse gezählet.

Seit dem ersten Jänner 1777 bis zum 1ten August 1800 sind 1347 Wahnsinnige in das *Asylum* aufgenommen worden. Von diesen wurden 655 geheilt, 307 erhielten Linderung, 153 wurden als unheilbar von ihren Freunden zurückgenommen, 120 starben, und 112 blieben in der Anstalt zurück. Unter diesen befanden sich 67 Männer und 45 Frauenzimmer.

Dr. *Hunter*, der sich einen grossen Namen wegen seines Glückes in der Behandlung der Geistesverwirrungen erworben hat, und Arzt des *Asylums* ist, gab sich, seines hohen Alters und seiner schwächlichen Gesundheit ungeachtet, die Mühe mich dahin zu begleiten.

Der Weg zum *Asylum* führt durch einen grossen Garten, der jedoch nicht zu demselben gehört. Die Bauart des *Asylums* hat gar nichts auffallendes; sondern gleicht vollkommen jener eines jeden andern Privathauses. Dr. *Hunter* hält diese Massregel bei der Errichtung einer Anstalt solcher Art für sehr wichtig. "Es giebt der unvermeidlichen Gegenstände so viele, sagte er, die den armen Wahnsinnigen oder dessen Anverwandten erschüttern, wenn sie sich einem Orte dieser Art nähern, dass es wirklich eine heilige Pflicht seyn sollte, alle widrigen Eindrücke, die in unserer Macht stehen, zu entfernen. Hieher gehört gewiss eine ungewöhnliche oder abschreckende Bauart der Irrenhäuser." Wie wahr!

Die Lage des *Asylums* ist sehr vortheilhaft. Jeder Kranke hat sein eigenes Zimmer. Mehrere Zahlende haben deren sogar zwei. Nebst dem sind verschiedene Zimmer bestimmt, damit die Patienten allda zusammen kommen, und sich unterhalten können. Die meisten Kranken speisen auch gemeinschaftlich. Man giebt ihnen Messer und Gä-

bel, gerade, als wenn gar nichts zu fürchten wäre. Selbst die Fenster sind keineswegs verwahret. Als ich hierüber meine Verwunderung äusserte, sagte Dr. *Hunter:* es seie ihm noch kein Unglück widerfahren, und er habe noch immer gesehen, dass je strenger die Sicherheits- und Zwangsmittel wären, die man anwendete, die Wahnsinnigen desto sinnreicher und heimtückischer geworden seien. Dr. *Hunter* lässt selbst das Zwangskamisol selten anwenden.

Dass hier von Ketten, von eisernen Banden und ähnlichen Dingen keine Rede seie, kann man sich selbst vorstellen. Ein artiger Garten gränzet an die hintere Seite des *Asylums.*

Als ich Dr. *Hunter* über die Wirkungen verschiedener Arzneien in dem Wahnsinne fragte, erklärte er mir: er seie kein Freund von allen den, gegen diese Krankheit gerühmten, specifischen Mitteln, und er sehe mehr auf die Verbesserung der ganzen Constitution durch allgemeine Heilmittel. Er setzte hinzu, sein Hauptaugenmerk seie auf den Unterleib, und vorzüglich auf die Leber gerichtet. Er bediene sich, um den Leib offen zu halten, bald der Rhabarber, bald der Aloe, und selbst des Brechweinsteins. Bei Verstopfungen der Leber hat ihm der Gebrauch der Seife sehr gute Dienste geleistet.

Retraite für Wahnsinnige Quäker.

Die würdige Gesellschaft der Quäker in England, die beiläufig aus 50,000 Individuen besteht, schickt alle ihre Wahnsinnigen in dieses durch sie errichtete Irrenhaus. Die vermögenden Kranken zahlen nach ihren Umständen, die übrigen werden auf Kosten der Gemeinde verpfleget. Die hiezu nöthigen Summen kommen durch den Weg der Subskription oder durch freiwillige Beiträge ein. Die Anzahl der wahnsinnigen Quäker beläuft sich auf 50, worunter 33 Weiber und 17 Männer sind. Diese Summe ist sehr gross im Verhältnisse der Anzahl der Quäker im allgemeinen. Diess müsste um so eher Bewunderung erregen, da die Quäker gewöhnlich sehr ordentlich leben, und Herren über ihre Leidenschaften sind, wenn man nicht vermuthen könnte, dass ihre strengen Religionsgesetze ganz geeignet wären, den menschlichen Geist zu exaltiren und zu verwirren.

Die *Retraite* für wahnsinnige Quäker liegt eine Englische Meile von *York* auf einer Anhöhe, von welcher man eine schöne Aussicht geniesst. Dr. *Belcombe*, der an diesem Institute als Arzt angestellt ist, begleitete mich dahin. Die innere Einrichtung derselben gleicht im kleinen jener des *St. Lucas-Spitales* in *London*. Ich sahe jedoch eine Einrichtung in Hinsicht der Fenster, die mir bisher noch nicht vorgekommen war. Jedes Fenster

ist nemlich doppelt. Der untere Theil bleibt unbeweglich. Ist das Fenster geschlossen, so passet der obere Theil gerade auf denselben; öffnet man es aber, so kommt jener parallel neben dem untern zu stehen. Dabei sind die Fensterscheiben alle in Eisen eingefasst. Letzteres ist jedoch weiss überstrichen, so, dass die Fenster gar nicht verwahret scheinen.

Man hat in dieser Anstalt auf etwas Rücksicht genommen, worauf, wie es scheint, an andern Orten nicht gedacht wird. Es ist nemlich bekannt, dass der Lärm, den einige Wahnsinnige anstellen, ihren Nachbaren, obwohl sie getrennt liegen, nicht allein unangenehm ist, sondern auch die zu ihrer Herstellung so nöthige Ruhe benimmt. Um diesen Übeln zuvorzukommen, hat man in den Zimmern, welche für tobende Wahnsinnige bestimmt sind, ein grosses Loch über dem Kamine in der Absicht angebracht, dass sich der Schall durch dasselbe verlieren möge. Obwohl ich zweifle, dass man bei dieser Verfügung die Acustik zu Rathe gezogen habe, und obwohl man auch über den Erfolg desselben nicht einig ist, so glaube ich doch, dass die Idee, so grosser Ungemächlichkeit abzuhelfen, Lob und ferneres Nachdenken verdiene.

Das Zwangskamisol wird überall, wo ich es noch gebrauchen sahe, auf den Rücken so gebunden, dass die Arme quer über einander zu liegen

kommen. Hier ist ein anderer Weg eingeschlagen, weil man fürchtet, die quere Lage der Arme möchte den Kranken in die Länge beschwerlich fallen. Statt des gewöhnlichen Zwangskamisols hat man nemlich blos einen ledernen Gürtel um den Körper angebracht, der vorne zwei Banden hat, welche die Hände des Kranken kreuzweise umfassen und schliessen. Dieses Zwangsmittel mag vielleicht Patienten weniger unbequem seyn; wenn aber der Kranke seine Hände mit Gewalt losmachen will, so muss er denselben Schaden zufügen. Dr. *Belcombe* stimmt in Hinsicht der Heilart des Wahnsinnes in den meisten Punkten mit jener des Dr. *Pinel*'s in Paris überein.

Armenschule.

Mehrere Damen von *York* haben eine Subskription eröffnet, um eine Schule für arme Mädchen zu errichten. Sie lassen nicht allein dieselben in allen nöthigen Frauenzimmer-Arbeiten, so wie in der Religion und Moral, im Lesen und Schreiben unterrichten, sondern sie versehen dieselben auch mit Nahrung und Kleidung. Da die Kleidung, welche die Mädchen tragen, grau ist, so heisst diese Schule: *Grey-coats School.* So bald sie das gehörige Alter erreicht haben, werden sie als Dienstbothen angestellt. Ich traf 42 Mädchen in diesem Institute an. Eine liebreiche alte Frau, welche die Aufsicht allda führt, scheint ihrem Amte

mit grossem Eifer vorzustehen. Vor einigen Jahren haben ihr die Damen, welche das Institut dirigiren, einen silbernen Becher mit einer sehr schmeichelhaften Aufschrift verehret.

Gefängniss.

Herr *Pictet* erklärt in seinen Briefen über England *), dass, wenn er sich ein Gefängniss wählen müste, er diesem den Vorzug einräumen würde. Wirklich ist auch das hiesige Gefängniss eines der schönsten in England. Die Lage desselben ist heiter und gesund. Man kommt an die Thüre desselben, ohne zu ahnden, wohin sie den Eingang gestatte. Nachdem man nemlich an derselben (so wie diess in England an allen Privathäusern gebräuchlich ist) gepocht hat, so wird die Thüre ohne alles Rasseln von Schliessketten von einem Manne geöffnet, der nichts weniger als das Ansehen eines Kerkermeisters hat. Der Hof, in welchen man alsogleich tritt, stellt einen grossen Platz vor. Dieser gestattet nicht allein allen Gefangenen den Raum, um sich Bewegung zu machen, sondern selbst um spazieren zu fahren. Ich sahe wenigstens einen Gefangenen, der sich über eine halbe Stunde in einem *Cabriolet* herumkutschirte.

*) Bibliothêque Britannique.

Links steht ein schönes, mit Säulen versehenes Gebäude, welches den Schuldnern zum Gefängnisse dienet. Es besteht aus zwei Stocken, jeder mit 11 Zimmern, die 16 Fuss Breite, und 12 Fuss Höhe haben. Diesem Gebäude gegenüber bemerkt man ein zweites, noch weit prächtigeres, welches der *Gerichtshof* genannt wird. In einem dritten Gebäude, welches dem Thore gegenüber steht, und sich zwischen den zwei angeführten befindet, ist die Kapelle. Nahe an derselben und etwas tiefer sieht man die Kerker für Missethäter. Diese Menschen haben ihre eigenen, von dem grossen Hofe abgesonderten, kleineren, wohl verwahrten Höfe. Jeder Missethäter hat Ketten und Bande um die Füsse. Des Nachts werden sie theils einzeln, theils mehrere zusammen in finstere *Cachots* gesperrt. Als ich diesen Theil des Gefängnisses sahe, war es Abend, und folglich die Zeit, wo die Gefangenen in die ihnen angewiesenen *Cachots* gesperrt werden mussten. Die Besichtigung ihrer Eisen gieng dieser Operation voraus; hierauf wünschten sich die Gefangenen und der Kerkermeister in dem freundschaftlichsten Tone eine gute Nacht, worauf dann jene bis auf den künftigen Morgen eingesperrt wurden.

Obwohl diese ganze Scene sehr gelassen gespielt wurde; so erschütterte sie dennoch mein Gemüth auf eine ungewöhnliche Art. Ich erkann-

te bald die Ursachen dieses unerwarteten schauderhaften Gefühls. Beinahe den ganzen Tag hindurch war ich Augenzeuge des vollkommensten häuslichen Glückes in der Mitte der liebenswürdigen Familie des Dr. *Belcombe* gewesen; von den allda erhaltenen Empfindungen durchdrungen begab ich mich unter die Gefangenen, ohne auf die Scenen des Unglückes, die meiner warteten, gedacht zu haben. Der Contrast so entgegengesetzter Lagen, von einer Seite die Belohnung der Tugend durch sich selbst, von der andern die Bestrafung des Lasters durch gerechte Gesetze, alles dieses erklärten mir die Empfindungen, welche mich in eine fürchterliche und unglückliche Träumerei gestürzt hatten. Als ich Dr. *Belcombe*, der mich begleitet hatte, meine Gefühle mitzutheilen suchte, kamen wir auf den Rückweg, ohne es zu bemerken, an die Thore des Gefängnisses. Kaum hatten wir dasselbe verlassen, so kam uns meines Begleiters Familie, als wenn sie die Wohlthat, die sie uns dadurch erwies, vorhergesehen hätte, entgegen. Wir machten noch einen Spaziergang an den Ufern des Flusses *Ouse* auf der reitzenden Promenade, *New Walk* genannt. Es war bereits 10 Uhr Abends, und noch blieb es Tag. Als ich Dr. *Belcombe* und dessen Familie nach Hause begleitet, und mit derselben den übrigen Theil des Abends zugebracht hatte, kam die Stunde, in welcher ich meine Reise nach *Newcastle* antreten musste. Der

Abschied von dieser Familie fiel mir nach einer Bekanntschaft von nicht mehr als vier Tagen eben so schwer, als mir das Andenken derselben ewig angenehm bleiben wird.

Newcastle

an der

Tyne.

Diese merkwürdige Handelstadt liegt 81 Meilen von *York*. Ich hatte diese Stadt den 18ten Juni nach Mitternacht verlassen, und kam an demselben Tage um 1 Uhr Nachmittags in *Newcastle* an.

Dr. *Rollo* aus *Woolwich* hatte die Güte gehabt, mich mit zwei Empfehlungsschreiben dahin zu versehen. Das eine war an Dr. *Clark*, das andere an Dr. *Trotter*. Nebst diesem Schreiben hatte mir Dr. *Yelloly* in *London* einen Brief an Dr. *Ramsay* gegeben *). Letzterer, ein junger Mann, war nicht

*) Eine vierte Addresse hatte ich von meinen Banquiers und Freunden, Hrn. *Divet*, *Dacat* und *Achard* in *London* (welchen ich vielen Dank für die unzählbaren Beweise von Freundschaft, die sie mir während meines Aufenthaltes in England gegeben haben, schuldig bin,) an die

zu Hause, als ich ihn besuchte, und hat sich auch nicht später bei mir sehen lassen. Glücklicher war ich in Hinsicht der Doctoren *Clark* und *Trotter*. Bevor ich von diesen Männern spreche, werde ich von dem Spitale Meldung machen.

Spital.

Es liegt an einem gesunden Orte, und ist reichlich mit Wasser versehen. Man vermisst einen Garten oder freien Platz, wo die Patienten Bewegung machen könnten. Nebst dem gränzet der Gottesacker an das Spital. Eine traurige Aussicht für die Kranken, wenn wir auch nicht annehmen wollen, dass eine solche Nachbarschaft die Luft

Herren *Lubren* und *Compagnie* in *Newcastle* mit der Anweisung, mir das nöthige Reisegeld verabfolgen zu lassen, erhalten. Ich forderte 50 Pfund Sterling. Anstatt mir nun dieselben in Guineen oder Noten der Londner-Bank auszubezahlen, gab er mir diese Banquiers-Provinzial-Noten, d. h. Noten von der Bank von *Newcastle*. Als ich einige Bedenklichkeiten hierüber äusserte, sagten sie mir: diese Noten seien eben so gut, als jene der Londner-Bank. Ich übernahm sie daher auf Treu und Glauben. Kaum aber hatte ich diese Noten einige Tage in der Tasche, so hörte die Bank von *Newcastle* zu zahlen auf. Da ich nun bis *Glascow* keinen andern Creditbrief mehr hatte, so wäre ich in die grösste Verlegenheit gekommen, wenn mir nicht ein Freund in *Edinburgh* das zur Fortsetzung meiner Reise nöthige Geld geliehen hätte. Diese Anekdote mag andern Reisenden zur Warnung dienen!

verderben könne. Der grösste Theil dieses Krankenhauses ist alt; der kleinere ist neu errichtet. Im letzteren habe ich besonders die zweckmässige, die Ventilation befördernde Bauart bewundert. Ferner hat mir die allda eingeführte Einrichtung, vermöge welcher die Kranken, die ihr Bett verlassen können, in *eigenen Zimmern* zusammen speisen, sehr wohl gefallen. Die *Speise-Säle* sind gewiss in jeder Hinsicht zu billigen, und verdienen in andern Spitälern nachgeahmt zu werden. Durch sie wird nicht allein der Geruch der Speisen aus dem Schlafzimmer abgehalten, sondern die Kranken haben auch den Vortheil, ihre Speisen ohne Eckel geniessen zu können. Man bedenke, wie es einem armen Kranken zu Muthe seyn muss, der mit Esslust zu speisen im Begriffe ist, und wie er den ersten Bissen in den Mund nimmt, von seinem Nachbar, welcher zu gleicher Zeit die Leibschüssel fordert, gestöret wird! Mehrere andere Unbequemlichkeiten dieser Art erklären hinlänglich den unüberwindlichen Abscheu, den manche Menschen vor Spitälern haben, die übrigens noch so gut eingerichtet scheinen. Es ist daher Pflicht, dass bei Errichtung eines neuen Spitales auf alles Rücksicht genommen werde, was dergleichen Anstalten dem Grunde der Vollkommenheit, dessen sie empfänglich sind, näher zu bringen im Stande ist.

An dem neu errichteten Theile des Spitales von *Newcastle* wurde ein eigenes Haus zur Aufnah-

me *ansteckender Fieber* gebauet. Die Einrichtung dieser Anstalt, nahe an dem allgemeinen Krankenhause, hat in der Folge zu lebhaften Streitigkeiten Anlass gegeben. Der Gegenstand dieser Streitigkeiten ist zu wichtig, als dass ich meine Leser nicht ganz mit demselben bekannt machen sollte. Ich thue diess um so eher, als derselbe bisher die Aufmerksamkeit der Deutschen Ärzte nicht in demjenigen Grade auf sich gezogen zu haben scheint, als er es wohl verdienen dürfte; und weil, so viel ich weiss, die Schriften, welche über diesen Gegenstand in England erschienen sind, und von Dr. *Clark* gesammelt wurden *), nicht einmal in den Deutschen Buchhandel gekommen, geschweige in unsere Sprache übersetzt worden sind.

Als das *Fieberhaus* am Spitale von *Newcastle* vollendet war, und man so eben die zur Aufnahme der Kranken nöthigen Verfügungen treffen wollte, erhielten die Directoren dieser Krankenanstalt ein Schreiben von einem Arzte Namens *Horn*, welches sie nicht allein in ihrem Vorhaben sehr schwanken machte, sondern das zugleich Furcht und

*) A collection of Papers, intended to promote an institution for the cure and prevention of infectious fevers in *Newcastle* and other populous towns. Together with Communications of the most eminent physicians relative to the safety and importance of annexing *fever-wards* to the *Newcastle* and Other infirmaries. By *John Clark* M. D. — *Newcastle* 1802.

Schrecken unter den Einwohnern von *Newcastle* erzeugte. Hr. *Horn* stellte nemlich vor: Die Massregel, ein eigenes Haus zur Aufnahme der Fieber zu bestimmen, müsse besonders für die in dem benachbarten Spitale befindlichen Kranken von den übelsten Folgen seyn, indem es vorauszusehen wäre, dass sich das Contagium von dem Fieberhause in die umliegende Gegend verbreiten, und so eine grosse Menge Menschen anstecken würde.

Dr. *Clark*, welcher den grössten Antheil an der Errichtung des neuen Fieberhauses in *Newcastle* hatte, wurde durch Hrn. *Horn*'s Schreiben, indem er einen personellen Angrif anf sich wahrzunehmen glaubte, nicht wenig beleidigt. Er suchte vom Anfange seinen Gegner dadurch zu widerlegen, dass er sich auf die glücklichen Erfahrungen, die man in Hinsicht der besondern Infirmerien für fieberhafte Krankheiten in *Edinburgh*, *Chester*, *Liverpool*, *Manchester* und *Woolwich* gemacht hatte, berief. Allein, da diese Gründe nicht hinreichend schienen, so forderte Dr. *Clark* die ausgezeichnetsten Ärzte Britanniens zwischen Hrn. *Horn* und ihm zu Richter auf. Zu diesem Endzwecke wurden folgende *Fragen* zur Beantwortung an jene überschickt: *Erste Frage:* Glauben sie nicht ihren Beobachtungen und Erfahrungen gemäss, dass man ein Haus, das mit dem allgemeinen Spitale in Verbindung steht, zur Aufnahme der Fieber bestimmen könne, ohne

hiedurch der Sicherheit der in ersteren befindlichen Kranken zu nahe zu treten?

Zweite Frage: Sind sie nicht der Meinung, dass die Spitäler grosser und volkreicher Städte als mangelhaft betrachtet werden müssen, wenn sie nicht mit *besondern Sälen für die Aufnahme der Fieber* versehen sind?

Dritte Frage: Sind nicht alle Individuen der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt, die sich in einem Spitale befinden, an welchem Fieberkranke Rath und Arzneien hohlen, oder wenn gar Fieberkranke unter dem Scheine einer andern Krankheit allda aufgenommen, und zu den übrigen Patienten gelegt werden?

Vierte Frage: Ist also die Entfernung der Personen, die zuerst von dem Fieber befallen werden, von den Wohnungen armer Leute nicht das beste und wohlfeilste Mittel der Verbreitung der Ansteckung in der Stadt zuvorzukommen; und ist diess nicht der nemliche Fall in Hinsicht der Spitäler, wenn man dergleichen Kranke von den übrigen allda liegenden absondert?

Folgende Ärzte haben bejahend auf diese Fragen geantwortet:

Die Doctoren *Percival*, *Ferriar* und *Bardsley*, Ärzte des Spitales in *Manchester;* Dr. *Wardell*, Arzt bei der Armee; Dr. *Falconer*, Arzt am Spitale in *Bath;* Dr. *Walker*, Arzt der Infirmerie in *Leeds;* die Doctoren *Hamilton* und *Gregory*, Ärzte in dem k. Krankenhause zu *Edinburgh;* die Doctoren *Saunders*, *Reynolds*, *Baillie* und *Blane*, Ärzte in verschiedenen Spitälern *Londons;* Dr. *Rollo*, Arzt des k. Artillerie-Spitales in *Woolwich;* die Doctoren *Cleghorn* und *Miller*, Ärzte vom Krankenhause in *Glascow;* die Doctoren *Lind* und *Currie*, Ärzte des k. *Haslar*'schen *Spitales;* Dr. *Haygarth* in *Bath;* *Sir W. Farquhar* und Dr. *Lettsom* in *London;* Dr. *Briggs* in *Kendal;* Dr. *Farr*, Arzt am k. Spitale in *Plymouth;* die Doctoren *Currie*, *Brancepeth*, *Gerrard*, *Rutter*, *M'Cartney*, *Rerwick*, *Bostock* und *Levin*, Ärzte des Spitales und dessen Fieberabtheilung in *Liverpool;* und Dr. *Chilchrist*, Arzt der Infirmerie zu *Dumfries.*

Ich werde meinen Lesern verschiedene *Auszüge* aus den eingereichten Antworten dieser Ärzte mittheilen, und sodann einige meiner eigenen Beobachtungen, jene wichtigen Fragen betreffend, hinzufügen.

Auszug eines Schreibens von Dr. *Haygarth* an Dr. *Clark*. *Bath den 25ten September* 1802. "Ich habe noch immer alle medizinischen Streitigkeiten bedauert, besonders, wenn sie öffentliche Wohl-

thätigkeits-Anstalten betrafen. Der nemliche Gegenstand, den Sie mir vorlegen, ist vor kurzem zu *Manchester* mit ungewöhnlicher Heftigkeit debattirt worden. Da bei dieser Gelegenheit die Meinung, dass ansteckende Fieber die Luft der benachbarten Häuser verderben könnten, durch zahlreiche authentische Thatsachen vollkommen widerleget worden ist, so hatte ich gehofft, dass dieselbe niemals mehr von Ärzten oder andern einsichtsvollen Personen als zweifelhaft aufgestellt werden dürfte."

"Der Streit: "Ob besondere Fieber-Säle die übrigen Patienten des Spitales der Gefahr der Ansteckung aussetzen„ sollte nicht durch Autorität, sondern mittelst Beweise aus Thatsachen entschieden werden."

"Seit 1783 (also seit 19 Jahren) wurden in der Infirmerie in *Chester* zwei Säle der Aufnahme der ansteckenden Fieber gewidmet. Denselben gegenüber befanden sich zwei andere Säle für Patienten mit nicht fieberhaften Übeln. Obwohl nun dieselben selten oder nie gesperrt waren, so ist dennoch nicht einmal der Verdacht entstanden, dass die darinn vorhandenen Kranken oder andere Leute aus dem Hause von den Fieber-Sälen seien angesteckt worden."

Auszug eines Schreibens von Dr. *Blane* an Dr. *Clark*. *London den* 26ten *September* 1802.

"Ich weiss aus einer langen und ausgebreiteten Beobachtung und Erfahrung, dass man sich Menschen, welche an ansteckenden Fiebern krank liegen, ohne die geringste Gefahr nähern kann, wenn gehörig für Reinlichkeit und Ventilation gesorgt ist. Nicht allein sind die Personen in den benachbarten Wohnungen sicher, sondern es ist eine zuverlässige Thatsache, die folglich über alles Raisonement erhaben ist, und keiner Widerlegung ausgesetzt seyn kann, dass man *niemals* bemerkt habe, dass gehörig eingerichtete Fiebersäle in Seespitälern und ähnlichen Institutionen anderen Krankenstuben des nemlichen Stockes die Ansteckung mitgetheilt hätten."

"Da der Staat eben durch die Aufnahme der Fieber in die Spitäler den grössten Vortheil von diesen Anstalten zieht, so sollte man dieselben *vorzugsweise* zur Aufnahme der Fieber bestimmen."

"Die Fieberansteckung kann nicht, wie es ziemlich allgemein zu geschehen pflegt, mit jener der Pocken verglichen werden. Jene nemlich, weit entfernt ein Produkt der Krankheit selbst zu seyn, ist blos eine Folge der Effluvien, welche sich erzeugen, wenn Menschen an unreinen und nicht gehörig mit frischer Luft versehenen Orten eine Zeit lang leben. Ich habe daher auch öfters gesehen,

dass Fieber, ohne die Existenz anderer Fieber, ursprünglich erzeugt und fortgepflanzt wurden, wo hingegen diese nemlichen Fieber, nur unter vollkommner Vernachlässigung der Reinlichkeit und Ventilation, anzustecken im Stande waren."

Auszug eines Schreibens von Dr. *Lettsom* an Dr. *Clark*. *London den* 2ten *October* 1802.

"Spitäler in grossen Städten, ohne eigene, zur Aufnahme der Fieber ausschliesslich bestimmte Säle, sind meines Erachtens so fehlerhaft, *dass es besser für das allgemeine Wesen wäre, wenn solche Spitäler gar nicht geduldet würden.* Sie bilden blos eine *Pépimere* des Ansteckungsstoffes."

Was meine eigene Beobachtung betrift, so habe ich leider in dem allgemeinen Krankenhause in *Wien* eine sehr grosse Gelegenheit gehabt, die Gesetze, durch welche sich der Ansteckungsstoff der Fieber zu verbreiten pflegt, kennen zu lernen. Meiner Erfahrung gemäss kann ich folgendes bestättigen:

Dass ich kein Beispiel gesehen habe, wo sich die Ansteckung aus einem Krankenzimmer dem andern mitgetheilt hätte. Die sogenannten *Thalerzimmer* *) im allgemeinen Krankenhause in *Wien*

---

*) D. h. Zimmer, in welchen ein einzelner Patient wohnet,

öffnen sich in einen gemeinschaftlichen Gang. Obwohl nun in verschiedenen derselben Kranke mit den ansteckendsten Fiebern lagen, so habe ich doch nicht gesehen, dass diese ihre Nachbaren, die mit andern Übeln behaftet waren, angesteckt hätten. In diesem nemlichen Spitale sind zwei, in der Entfernung von sechs Schritten sich gegenüber stehende Krankensäle, wovon ein jeder gegen 25 Betten enthält, den täglich 40 Kreuzer zahlenden Patienten bestimmt. Es war von jeher Sitte gewesen, allda die Kranken, ohne auf die Übel, mit denen sie behaftet waren, Rücksicht zu nehmen, zusammen zu legen. Als ich die nachtheiligen Folgen dieses Gebrauches und die dadurch veranlasste Verbreitung des Ansteckungsstoffes eingesehen hatte, traf ich die Verfügung, *einen* der erwähnten Krankensäle den Fieberhaften, den *andern* aber den chronischen und äussern Übeln zu bestimmen. Da diese beiden Säle vorher blos durch drei Wärter bedient wurden, so bewirkte ich, dass einem jeden Saale zwei eigene Wärter zugestanden wurden. Von diesem Augenblicke an fand keine Ansteckung mehr Platz, obwohl öfters mehr als zehn bis zwölf der heftigsten ansteckenden Fieber in den hiezu bestimmten Saal aufgenommen wurden. Nur *ein* Fall ist mir bekannt, welcher beim ersten Anblicke eine Ausnahme zu machen schien. Ein jun-

---

der itzt täglich einen Thaler für seine ganze Verpflegung bezahlt.

ger Franzos, der an einem chronischen Übel in dem hiezu bestimmten Saale lag, wurde plötzlich von einem heftigen Typhus befallen. Ich untersuchte alsogleich auf das genaueste, auf welche Art er das Fieber erworben habe. Der Kranke selbst gestand, er habe vor einigen Tagen einen seiner Landesleute in dem Fieber-Saale besucht, und habe sich gleich darauf übel befunden. Indem ich diesen Kranken alsogleich von den übrigen absonderte, beugte ich jeder ferneren Ansteckung vor. Ich bin daher fest überzeugt, dass die Bestimmung eigener Säle für die Kranken, welche mit Fieber ansteckender Natur behaftet sind, den benachbarten Wohnungen keinesweges nachtheilig seyn könne.

Indessen kommt es hier sehr viel auf die *Einrichtung der Fieber-Säle* selbst an. Dr. *Haygarth*'s Vorschlage gemäss (nach welchem alle Fieber-Säle in England eingerichtet sind) müssen bei der Einrichtung derselben folgende Regeln beobachtet werden: *)

1. Wasser und Kohlen, so wie alle übrigen Bedürfnisse müssen jeden Tag frisch, nachdem man ein Zeichen durch eine Glocke gegeben hat, in die Fieber-Säle gebracht werden.

*) A Letter to Dr. *Percival* on the prevention of infectious fevers. p. 105.

2. Keinem Fieberkranken, und keiner Aufwärterinn dieser Art Patienten ist erlaubt, in einen andern Theil des Hauses zu gehen. Eben so dürfen andere Kranke auch nicht in die Fieber-Säle kommen. Das nemliche gilt von Fremden, ausgenommen, sie werden von dem Apotheker *) oder dessen Assistenten begleitet.

3. Jeder Kranke muss, so wie er aufgenommen wird, seine ansteckungsfähige Wäsche mit neuer vertauschen. Das Gesicht und die Hände müssen mit warmem Wasser rein gewaschen, und die untern Extremitäten fomentirt werden.

4. Die Ausleerungen des Kranken müssen so geschwind als möglich aus dem Saale geschaft werden.

5. Die Böden der Säle müssen zweimal die Woche, und derjenige Theil desselben, welcher die Betten umgibt, täglich rein gewaschen werden.

6. Gesammte unreine Wäsche soll unmittelbar in kaltes Wasser geworfen, und in dem benachbarten Zimmer zweimal aus reinem Wasser gewaschen werden.

---

*) Der Apotheker bedeutet hier so viel, als der residirende Arzt.

7. Die Bettdecken und das übrige Bett- und Kranken-Weisszeug müssen einige Stunden hindurch der freien, frischen Luft ausgesetzt werden, bevor sie von andern Kranken gebraucht werden können.

8. Gesammtes Bettgeräth, welches für die Fieber-Säle bestimmt ist, muss die Aufschrift *Fieber-Saal* tragen, und gesammte Messer, Gabeln und Gefässe und übrige dahin gehörende Geräthschaften müssen eine besondere Farbe haben, damit sie nicht allenfalls aus Versehen von andern Kranken gebraucht werden.

9. Mehrere Fenster müssen des Tages hindurch in den Fieber-Sälen stets offen gehalten werden, es seie dann, das Wetter wäre zu kalt und zu feucht. Ja einige derselben sollten sogar des Nachts nicht zugemacht werden, wenn die Anzahl der Kranken gross, und die Witterung mässig ist.

10. Keinem Kranken wird es erlaubt seyn, Wäsche oder Kleidungsstücke zu tragen, und niemanden wird es erlaubt seyn, selbe wegzunehmen, bevor sie nicht lange genug der frischen Luft wieder ausgesetzt gewesen seien.

Man könnte glauben, dass, wenn die angegebenen Verhaltungsregeln in allen Kranken-Sälen

eingeführt würden, die Absonderung der fieberhaften Kranken von den übrigen überflüssig seyn dürfte. Dieser Glaube würde um so mehr durch die Behauptung des Dr. *Blane*'s, "dass man sich Menschen, welche an ansteckenden Fiebern krank liegen, ohne die geringste Gefahr nähern kann, wenn gehörig für Reinlichkeit und Ventilation gesorgt ist", bestättiget werden. Allein die Erfahrung spricht dagegen. Ich habe die mir anvertrauten Kranken-Säle in dem grossen Wiener-Spitale so rein halten lassen, als man es nur immer wünschen kann; und doch habe ich nie die Ansteckung dort verhüthen können, wo ich die Fieber von den übrigen Krankheiten nicht trennen konnte, obschon die Betten drei Schuh von einander entfernt stehen. Aber was noch sonderbarer ist: ich habe unreine Spitäler gesehen, wo man von der Verbreitung der Ansteckung nichts wissen wollte. Der *Krankenhof* in *Hamburg* kann als Beweis dieses dienen. Über tausend Kranke liegen allda in niedrigen, schmutzigen Zimmern ohne Unterschied beisammen. Die Luft, welche wahrscheinlicher Weise blos einigemal des Jahres erneuert wird, ist so dumpfig und übelriechend, dass jener, der nicht an sie gewöhnt ist, kaum athmen kann. Bei allen dem sollen in diesem elenden Krankenhause keine Spitalfieber herrschen. Diese Versicherung habe ich von mehreren Personen, und vorzüglich von dem allda angestellten Arzte, Herrn Dr. *Mumsen*, dem ältern, erhalten.

Eben so scheint Dr. *Blane* viel zu weit zu gehen, wo er die Entstehung bösartiger Fieber der blossen Unreinlichkeit und verschlossenen Luft zuschreibt. Er komme nach *Pohlen*, und sehe, wie die *armen Juden* allda leben. Erwachsene, Kinder, Hausthiere, Ungeziefer, Unreinlichkeit aller Art, sind in engen Zimmerchen vereiniget, in welchen die Luft das ganze Jahr hindurch nicht anders als durch das Auf- und Zumachen der Thüren erneuert wird. Dessen ungeachtet leben diese Leute Jahre lang, ohne von bösartigen Fiebern heimgesucht zu werden. Freilich, entsteht einmal eine Epidemie von Fiebern, so ist die Verbreitung des Übels unter diesen Leuten schrecklich. Die Unreinlichkeit und die eingeschlossene Luft mag daher wohl die Ansteckungsstoffe in ihrer Wirkung unterstützen; dass sie aber dieselben so unbedingt hervorbringen können, wie Dr. *Blane* glaubt, scheint durch die Erfahrung widerlegt zu seyn.

Dass die Spitäler grosser und volkreicher Städte, welche keine bestimmten Säle zur Aufnahme der Fieber haben, nicht allein, wie Dr. Clark *vermuthet, mangelhaft seien, sondern auch, dass es, wie sich Dr.* Lettsom *ausdrückt, für das gemeine Wesen besser wäre, wenn dergleichen Spitäler gar nicht* existirten, das ist eine Behauptung, der ich von ganzem Herzen beystimme, und von der ich glaube, dass sie nicht mit zu vielem Nachdrucke gesagt werden könne. Wie oft habe ich nicht in dem

Wiener allgemeinen Krankenhause gesehen, dass ein einziger mit ansteckendem Fieber behafteter Kranker im Stande war, zwölf, ja manchmal beinahe alle in dem Saale vorhandenen Patienten anzustecken! Wie sehr muss nicht hiedurch die Sterblichkeit vermehrt werden! Das nemliche gilt auch von den Auslagen. Ein Kranker, der, wenn man ihn nicht gehörig absondert, das Vermögen besitzt, andere anzustecken, ein solcher Kranker muss in Hinsicht der Kosten, die er dem Spitale verursacht, für *mehrere* Kranke gezählt werden. Ich bin daher fest überzeugt, dass die Einrichtung besonderer Fieber-Säle in einem grossen Spitale die allerdings damit verbundenen grösseren Auslagen hinlänglich ersetzen werde.

Wenn man über die Vortheile eigener Fieber-Säle urtheilen will, so muss man nicht allein die Ansteckung, welche von Kranken auf Kranke Platz findet, sondern auch jene, welche von Kranken auf Gesunde geschieht, in Erwägung ziehen. Ich kann nicht ohne Herzeleid der grossen Menge Ärzte gedenken, welche in dem Wiener-Spitale ein Opfer der Ansteckung geworden sind. Die Seelsorger und Krankenwärter befanden sich stets in dem nemlichen Falle. Wäre diesem Übel nicht grösstentheils abgeholfen, wenn man eigene Säle zur Aufnahme ansteckender Fieber bestimmte, und die Besorgung der daselbst aufgenommenen Kranken solchen Geistlichen, Ärzten und Wärterinnen anvertraute,

welche die sogenannte Spitalkrankheit bereits überstanden haben, und daher viel weniger der Gefahr einer abermaligen Ansteckung ausgesetzet sind?

Indem ich von der Gefahr der Ansteckung in Hinsicht auf Gesunde Meldung mache, rede ich nicht allein von Seelsorgern, Ärzten und Wärterinnen, sondern ich spreche auch von denjenigen Personen, welche aus Mitleid oder Neugier die Spitäler besuchen. Sieht man nicht, besonders an Festtagen, dass sich das Publikum grosser Städte schaarenweise in die Spitäler begiebt, und allda noch Stundenlang verweilt? Wie schädlich diess sei, kann wohl niemand deutlicher gesehen haben, als der Verfasser dieses Werkes. *Wenigstens ein Drittel* der Fieber, welche demselben in dem Wiener allgemeinen Krankenhause vorgekommen sind, waren durch Besuche, welche die Patienten vorher ihren Freunden allda abgestattet hatten, entstanden. Da es nun nicht leicht thunlich ist, den Eintritt in ein öffentliches Krankenhaus unbedingt zu verbiethen, diess aber ohne grosse Schwierigkeiten in Hinsicht besonderer Säle geschehen kann, so lässt sich der Nutzen eigener Fieber-Säle auch in dieser Hinsicht begreifen. Es ist nemlich leicht thunlich, die meisten Neugierigen durch die blosse Überschrift: *Kranken-Saal für ansteckende Fieber*, abzuhalten. Es ist nicht schwer, den Mitleidigen, die sich, aller Vorstellungen ungeachtet, der Gefahr aussetzen wollen, um nähere Nachrichten ihrer Anverwandten und

Freunde zu erhalten, diese Erlaubniss nur bedingungsweise, und indem man ihnen die Vorsichtsregeln vorschreibt, welche sie befolgen müssen, zu gestatten.

Bevor ich diesen Artikel beschliesse, muss ich jedoch eine Frage aufstellen, welche, so viel ich weiss, bisher übersehen wurde, nemlich: *Ob durch das Zusammenbringen mehrerer mit ansteckendem Fieber behafteter Kranken an einem gemeinschaftlichen Orte diesen selbst kein Schaden zugefugt werden könnte?*

Die Erfahrung kann hierin allein entscheiden. Was diejenige betrift, die ich mir in dieser Hinsicht eigen gemacht habe, so besteht sie in folgendem: Auf dem oben angeführten Krankenzimmer des allgemeinen Krankenhauses in Wien, welches ich für 40 Kreuzer zahlende Patienten mit Fieber bestimmt hatte, war der Erfolg der Behandlung dieser Übel nicht allein nicht unglücklicher, sondern entscheidend glücklicher, als auf andern Kranken-Sälen meiner Abtheilung. Es ist hier die Rede von einer durch mehrere Jahre fortgesetzten Beobachtung, bei welcher ich jedoch den Umstand nicht übergehen darf, dass ich in jenem Zimmer besonders gute Wärter aufgestellt hatte, die noch überdiess durch Geschenke zu ihren Diensten aufgemuntert wurden. Als ich eine ähnliche Absonderung der Fieber von den übrigen Krankheiten auf zwei für nicht zahlende

Patienten bestimmte Säle auf beiläufig einen Monath zu machen versuchte, erhielt ich ein entgegengesetztes Resultat. Die Fieber schienen mir nemlich einen ungewöhnlichen, heftigen Charakter anzunehmen; ein Umstand, aus welchem ich, da der Versuch blos einen Monath dauerte, keinen Schluss ziehen mögte. Er war indessen hinreichend, um mich zu bewegen, den Bitten der in diesem Fieber-Saale angestellten Krankenwärterinnen, die alte Ordnung wieder einzuführen, nachzugeben. Dieselben hatten mir nemlich erklärt, dass es ihnen nicht möglich seie, so viele gefährliche Kranke gehörig zu verpflegen, und dass sie gern auf die Zulage, die ich ihnen für ihre grössere Mühe (aus einer fremden Quelle) zugesichert hatte, Verzicht thäten.

In dem Fieber-Spitale in *London* *) ist die Sterblichkeit auffallend gering. Das nemliche gilt für einige in der Folge zu beschreibende Spitäler für ansteckende Fieber. Ich glaube also selbst, dass die Vereinigung mehrerer Fieberkrankheiten in einem und demselben Orte den damit behafteten Patienten nicht schade. Sollte indessen wider alle Wahrscheinlichkeit das Gegentheil Platz finden, so hätte das allgemeine Beste dennoch zu viel durch die Errichtung eigener Fieber-Spitäler gewonnen, als dass ein Nachtheil dieser Art für einige ein-

*) Erster Theil dieses Werkes. S. 246.

zelne Mitglieder der Gesellschaft in Anschlag gebracht werden könnte.

Ich kann hier ein Ereigniss nicht mit Stillschweigen übergehen, welches zur Geschichte der Fieber-Säle (wie die Engländer zu sagen pflegen) gehöret. Als nemlich mein Vater im Jahre 1790 den Auftrag erhielt, über das Wiener allgemeine Krankenhaus einen Rapport abzustatten, fragte er den damaligen Director dieses Spitales, ob er nicht der Meinung seie, dass es besser wäre, gewisse Säle zur Aufnahme der ansteckenden Fieber zu bestimmen, um auf diese Art den übrigen Theil des Krankenhauses zu sichern? Der Hr. Director antwortete dazumal, dass ihm dieser Vorschlag unausführbar scheine, indem sich wahrscheinlich kein Arzt finden würde, der die Behandlung der in einem solchen Saale vorhandenen Kranken übernehmen dürfte, und dass ihm ferner gefährlich vorkomme, so viele ansteckende Krankheiten an *einem* Orte zusammen zu bringen. Mein Vater gab diesen Vorstellungen nach; ja er legte denselben auch dann Gewicht bei, als er fünf Jahre nachher selbst Director des erwähnten Krankenhauses wurde, und diess um so eher, als er sich fürchtete, die Einrichtung bestimmter Fieber-Säle möchte das Publikum erschrecken. Alle diese Rücksichten würden meinen Vater gegenwärtig nicht mehr abhalten, darauf zu dringen, dass in jedem grossen Spitale der Aufnahme der Fieber ansteckender Natur ge-

wisse Krankenzimmer gewidmet werden möchten, nachdem er sich nemlich durch die von den Engländern vor kurzem angeführten Gründe und bekannt gemachten Erfahrungen vollkommen von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer solchen Massregel überzeugt hat.

Meine Leser werden begierig seyn zu erfahren, wie denn die Sache in *Newcastle* ausgegangen sei, und wer unter beiden, Dr. *Clark* oder Hr. *Horn*, den Sieg davon getragen habe? Da die ganze Verhandlung erst geendiget wurde, als ich England verlassen hatte, so finde ich mich ausser Stand, die Neugierde meiner Leser zu befriedigen. So viel war indessen zu meiner Zeit schon ausgemacht, dass, wenn die Eröffnung des Fieber-Spitales an dem Krankenhause unterbleiben sollte, eine neue abgesonderte Anstalt zur Aufnahme der Fieber errichtet werden müsse. Die vorzüglichsten Einwohner *Newcastles* hatten sich bereits anheischig gemacht, zu diesem Endzwecke ansehnliche Summen zu bestimmen.

Dr. *Clark* gehört unter die verehrungswürdigsten Ärzte Englands. Obwohl derselbe bereits ziemlich bejahrt ist, so hat er doch ein sehr munteres Aussehen. Dessen praktische Geschäfte hinderten ihn, sich mit mir zu einer andern Zeit als beim Mittagmahl zu unterhalten. Daher wurde diese Stunde festgesetzt, und Dr. *Trotter* dazu ge-

bethen. Das Gespräch fiel zuerst auf die salpetersauren Räucherungen zur Vertilgung der Ansteckungsstoffe. Dr. *Trotter* äusserte, dass er nicht den geringsten Glauben in dieselbe setze. Dr. *Clark* stimmte ihm einigermassen bei, erklärte aber, dass man wenigstens durch dieselben die üblen Gerüche in den Krankenzimmern vertilgen könne; ein Umstand, der bei Ruhrepidemien erwünscht seyn müsse. Ich weiss nicht, wie uns das Gespräch auf die *nervösen Krankheiten* führte. Als wir auf die Heilart dieser Krankheiten kamen, fragte uns Dr. *Clark*, ob wir denn wirklich in der Behandlung dieser Krankheiten so glücklich durch die reitzende und stärkende Methode wären, wie man doch vermuthen sollte, wenn ihr Grund in blosser Schwäche des Nervensystems läge? Da wir verneinend antworteten, so erwiederte Dr. *Clark*: Er seie versichert, dass diesem Theile der Therapie eine grosse Reform bevorstünde, und was ihn beträfe, so hätte er sich besser bei dem Gebrauche der *sogenannten* schwächenden Methode befunden. Er glaube, *Burserius* habe die Heilart der Nervenkrankheiten am bessten abgehandelt. (Bekanntlich hat sich *Burserius* in dieser Hinsicht beinahe ganz an *Tissot* gehalten) Als wir über die Wirkung der vorzüglichsten Heilmittel sprachen, kam die Rede auf das *Quecksilber*. Dr. *Clark* ist fest überzeugt, dass man dieses Mittel noch nicht so allgemein benutze, wie dasselbe benutzt zu werden verdiene. Er lobte dessen Gebrauch besonders bei Bauchwassersuchten, wo er

den *Mercurium gummosum* zu einem Gran *pro dosi* zu verschreiben pflegt. Nicht selten verbindet Dr. *Clark* dieses Mittel mit *Scilla.* Es freute mich, diesem Arzte einige meiner Erfahrungen mittheilen zu können, welche ebenfalls den Nutzen des Quecksilbers in derjenigen Bauchwassersucht, welche von Leberverstopfungen herrühret, bestättigen.

Ein Diner, welches mir Dr. *Trotter* gab, both auch die Gelegenheit zu interessanten Gesprächen dar. Er verschafte mir unter andern die Bekanntschaft eines sehr gebildeten Frauenzimmers, die sich ganz den Wissenschaften widmet. Miss *Carr*, so heisst diese Dame, ist selbst in der ausländischen Literatur sehr wohl bewandert, und verbindet mit diesen ausgezeichneten Eigenschaften ein sehr anspruchloses Benehmen. Dr. *Trotter* liess uns mit Thee auf einem prächtigen Service, das ihm von den Wundärzten der Kanalflotte mit einer sehr schmeichelhaften Innschrift verehrt wurde, aufwarten. Er hat bekanntlich den Seedienst verlassen, da er wegen der allda eingeführten Medizinaleinrichtungen sehr missvergnügt war, und zugleich Ursache zu haben glaubte, mit der Behandlung, die man ihm wiederfahren liess, nicht vollkommen zufrieden seyn zu können.

Da man mich versicherte, dass ausser dem Spitale keine andere merkwürdige Medizinalanstalt in *Newcastle* existire, so habe ich die wenigen Au-

genblicke, die mir übrig blieben, dazu benutzt, die bekannte *eiserne Brücke* in *Sunderland*, eine *Glashütte*, und die *Patent-Schrot-Manufaktur* zu sehen, und in ein *Steinkohlen-Bergwerk* zu fahren. Den 22ten Juni früh trat ich meine Reise nach *Edinburgh* an, wo ich noch denselben Abend angekommen bin.

Edinburgh.

Mit den angenehmsten Rückerinnerungen statte ich hier Rechenschaft meines drei Wochen langen Aufenthaltes in dieser merkwürdigen Stadt ab. Die Lage von *Edinburgh*, die Bauart des neuen Theils der Stadt, und die Aussichten, die sie gewährt, sind im strengen Sinne des Wortes unvergleichbar. Der gesellschaftliche Ton, welcher allda herrscht, ist ungezwungen und freimüthig, die Gastfreiheit unbegränzt. Die Universität wird bekanntlich nicht allein für die vorzüglichste in Britannien, sondern auch für eine der ersten in Europa angesehen. An Wohlthätigkeits-Anstalten fehlt es dieser Hauptstadt Schottlands auch nicht. Ich fand daher an *einem* Orte alles vereiniget, was mich sowohl als Mensch so wie als Arzt auf den höchsten Grad interessiren musste.

Edinburgh wird in die alte und neue Stadt eingetheilt. Der östliche Theil jener liegt zwischen zwei Hügeln, der westliche erstreckt sich auf eine

Anhöhe, welche in einen steilen Felsen übergeht, auf dessen Spitze das *Kastell* steht. Die neue Stadt befindet sich am Fusse dieses Felsens. Sie besteht aus drei parallelen Strassen, deren jede beiläufig eine englische Meile lang ist. Dieselben werden in gleichen Entfernungen durch fünf Querstrassen durchkreuzet. Jede dieser Strassen ist hundert und mehr Schritte breit, und mit bequèmen *trottoirs* versehen. Die drei parallelen Strassen endigen sich an ihren beiden Extremitäten in zwei schöne Plätze. Die Häuser sind durchaus gleich gebaut. Mit einem Worte, die neue Stadt sieht vollkommen einem Regiment Soldaten, das drei Mann hoch steht und in Compagnien abgetheilt ist, ähnlich.

Der Felsen, auf dem das eben genannte Kastell gebaut ist, gewährt die verschiedensten Aussichten. Gegen Morgen übersieht man die alte Stadt, dann den benachbarten Seehafen *Leith*; diese Aussicht wird durch das Meer begränzet. Gegen Norden hat man die neue Stadt unter sich; dann folgt eine fruchtbare Ebene. Diese gränzet an einen ansehnlichen Arm der See, der sich tief in das Land erstrecket. Hinter diesem nimmt man ein hohes Gebürg wahr. Gegen Abend biethet sich eine weite, durch Hügel abgetheilte Ebene dar, die sich in grosser Entfernung in ein Gebürg endiget; beinahe eben so gegen Mittag, wo jedoch die Aussicht mehr eingeschränkt ist. Nicht weniger romantisch ist die Aussicht, welche man von den zwei übrigen

Hügeln hat, nemlich von *Salisbury-Craggs*, und vorzüglich von *Calton-Hill.*

Obwohl der Aufenthalt von *Edinburgh* besonders des Winters angenehm seyn soll, und ich blos einen Theil der Monathe Juni und Juli, während welchen sehr viele Familien auf dem Lande zu seyn pflegen, allda zugebracht habe, so habe ich mir doch eine sehr vortheilhafte Idee des guten Tones, welcher unter den kultivirteren Bewohnern *Edinburgh*'s herrscht, machen können. Auf eine sehr angenehme Art brachte ich einige Abende in einem Clubb von Gelehrten zu, wo ich unter andern die Bekanntschaft der Hrn. *Mackenzies*, *Scott*, *Brougham*, *Sydney Smith* und *Jeffry* machte.

Die Gastfreiheit wird ohne allen Anspruch ausgeübet. Die Schottische Küche nähert sich mehr der Französischen, besonders in Hinsicht der Suppen, welche vortrefflich sind. Noch nirgends habe ich so gute Erdbeeren gekostet, als in Schottland. Diese Frucht ist im Überflusse vorhanden.

Schottland sticht indessen in mancher Hinsicht nicht vortheilhaft von England ab. Besonders vermisst man da die Reinlichkeit und überhaupt den soliden Luxus der Engländer.

Universität.

Die Entstehung dieser Universität schreibt sich vom Jahre 1583 her. Lange Zeit hindurch wurde blos Theologie allda gelehrt. Die ersten medizinischen Professoren waren *Sir Robert Sibbald* und Dr. *Archibald Pitcairn*. Sie wurden im Jahre 1685 angestellt. Diese Professoren waren jedoch mehr des Scheines halber da, und begnügten sich, einige Vorlesungen über Anatomie und Botanik, d. h. über Officinal-Pflanzen zu geben. Erst im Jahre 1720 fieng man an, die Heilkunde vollständig zu lehren. Überhaupt datirt sich von dieser Epoche der Glanz der gesammten Universität her. Die Nahmen der grossen Männer, welche allda gelehrt haben, sind zu frisch in unserem Gedächtnisse, als dass es nöthig wäre, dieselben hier zu wiederhohlen. Den Ärzten werden besonders jene von *Monro*, *Gregory*, *Cullen* und *Black* ewig unvergesslich bleiben.

Da das Gebäude, in welchem die Vorlesungen gegeben wurden, theils in Verfall gerathen, theils auch zu klein gefunden wurde, so hat man dasselbe vor wenigen Jahren neu zu bauen angefangen. Der Mangel an den hiezu nöthigen Fonds hat indessen die Vollendung dieses nach einem grossen Plane angelegten Werkes verhindert. Die *Façade* ist prachtvoll. Schade, dass sich dieses Gebäude nicht in der neuen Stadt befindet.

Die dieser Universität eigene *Bibliothek* ist ansehnlich und sehr gemeinnützlich. Jeder Candidat, der selbe benutzen will, zahlet vom Anfange des Schuljahres dritthalb Schillinge. Die meisten aber geben freiwillig grössere Summen. Sie bekommen selbst die Bücher nach Hause, wenn sie den Werth derselben vorher erlegen.

Jedes Jahr werden zwei Kurse auf dieser Universität gegeben, nemlich der sogenannte *Winter-* und *Sommerkurs.* Jener ist der vorzüglichste, indem viele Professoren während dem Sommer gar nicht lesen.

Die Ordnung der medizinischen Vorlesungen ist folgende:

Winterkurs. (vom Anfange des Novembers bis Ende Aprils.)

Materia medica. Dr. *James Home.* Von 8 bis 9 Uhr.

Dr. *Home* ist der Sohn des berühmten Verfassers der *Principia medicinae.* Ich habe nicht das Vergnügen gehabt, dessen Bekanntschaft zu machen, indem er sich auf dem Lande aufhielt. Dr. *Home* soll mehr als alle übrigen Professoren auf *Brown's* Seite neigen, und die *materia medica* grössten Theils nach dessen Grundsätzen vortragen.

Anatomie und *Chirurgie*. Die Doctoren *Monro* Vater und Sohn. Von 1 bis 3 Uhr.

In der ersten Hälfte dieses Kurses wird Anatomie, in der zweiten aber Chirurgie vorgetragen. *Monro* Vater eröffnet gewöhnlich jeden Kurs, und lässt ihn dann von seinem Sohne fortsetzen. Die Vorlesungen *jenes* werden, wie man es nicht anders erwarten kann, sehr hoch geschätzt. Dr. *Monro* Vater ist seines hohen Alters ungeachtet noch ein frischer und eifriger Mann. Seine Verdienste um die hiesige Universität sind gränzenlos. Man wünschet daher auch nichts sehnlicher, als dass dieser Gelehrte derselben noch lange seine Dienste widmen möge. Er hat zugleich die grösste medizinisch-chirurgische Praxis in *Edinburgh*, man kann sagen in ganz Schottland.

Das Amphitheater, in welchem die anatomischen Vorlesungen gegeben werden, ist geräumig und hell. Der Tisch, auf welchem der Professor demonstrirt, ist wie ein Pult eingerichtet; eine äusserst bequeme Verfügung, die ich noch nirgends gesehen habe. Die anatomischen Präparate, welche für die Vorlesungen gedienet haben, werden nachher einige Tage hindurch in einem benachbarten Zimmer ausgesetzt, damit sich die Studierenden dahin begeben, und die Vorlesungen wiederhohlen können. Dieser Gebrauch verdient gewiss nachgeahmt zu werden. Die Sammlung von anato-

misch-pathologischen Präparaten ist sehr beträchtlich. Sie sind grösstentheils von dem verstorbenen Dr. *Monro* und seinem Sohne verfertiget. Unter den pathologischen Präparaten zeichnet sich vorzüglich eine reiche Sammlung von Knochenkrankheiten und von *Calculi* aus. Das Fach der comparativen Anatomie soll besonders von Dr. *Monro* junior bereichert worden seyn, wobei des Prosectors, Hrn. *Fyfe*'s Verdienste um dieses ganze Cabinet sehr hoch angeschlagen werden. Dieser wiederhohlt die anatomischen Vorlesungen mit vielem Beifalle. Das Cabinet ist indessen unter der unmittelbaren Aufsicht des Dr. *Monro*'s junior. Wenn es blos bestimmt ist, die Materialien für die Vorlesungen zu liefern, so mag es seinem Zwecke entsprechen. Sollte es aber zugleich ausserdem, wie jedes andere Cabinet dieser Art, den Wissbegierigen gezeigt werden können, so wäre allerdings zu wünschen, dass eine bessere Ordnung allda eingeführt werden mögte. Die *Seciranstalt* nimmt hier den obersten Theil des Hauses ein, ein Umstand, welcher äusserst unbequem seyn muss.

Chemie und *Pharmacie*. Dr. *Hope*. Von 10 bis 11 Uhr.

Da Dr. *Hope* den folgenden Tag nach meiner Ankunft in *Edinburgh* eine Reise nach London unternommen hat, so habe ich das Vergnügen entbehren müssen, seine Bekanntschaft länger zu ge-

niessen. Dieses that mir um desto mehr leid, als die kurze Zeit, während welcher ich Dr. *Hope*'s Umgang genossen habe, mir die vortheilhafteste Idee von ihm gab; eine Idee, in welcher ich durch alles das, was ich von diesem Professor später erfuhr, vollkommen bestärkt wurde.

Medizinische Institutionen, d. h. *Physiologie* in Verbindung mit *Pathologie* und *allgemeine Therapie*. Dr. *Duncan* senior. Von 11 bis 12 Uhr.

Ich behalte mir vor, von diesem würdigen Lehrer weiter unten zu sprechen. Dieser vortreffliche Mann lehrt ferner:

Medizinische Polizei und *medicinam forensem* einmal die Woche.

Accouchement. Dr. *James Hamilton*. Von 3 bis 4 Uhr.

Auch dieser Lehrer war von *Edinburgh* abwesend. Ich sahe dessen ungeachtet die *Gebäranstalt*, welche sehr klein ist. Es sollen jährlich gegen 30 Geburten darin Platz finden. Dr. *Hamilton* liest zugleich über *Frauenzimmer - Krankheiten*.

Spezielle Therapie. Dr. *Gregory.* Von 9 bis 10 Uhr.

Obwohl dieser Gelehrte während der Zeit, als ich mich in *Edinburgh* aufhielt, keine Vorlesungen gab, so hat mir seine besondere Güte doch manche Gelegenheit verschafft, dessen lehrreichen und angenehmen Umgang geniessen zu können. Da ich einen Mann dieser Art über mein Lob erhaben glaube, so werde ich hier blos niederschreiben, was die allgemeine Meinung, die ein Reisender am besten ausspüren kann, von ihm sagt. Dr. *Gregory*'s ausserordentliche Fähigkeiten erregen allgemeine Bewunderung. Die studierende Jugend besucht dessen Vorlesungen mit Enthusiasmus. Das Publikum schätzt ihn als einen ausgezeichneten praktischen Arzt.

Eine der ersten Fragen, welche Dr. *Gregory* an mich stellte, war: Ob ich ein grosses Zutrauen in die Macht der Heilkunde setze? Nach Umständen, war meine Antwort; in vielen Fällen schätze ich dieselbe geringer als ehemals; daher verfahre ich auch weniger activ, als vom Anfange meiner praktischen Laufbahn. Dr. *Gregory* stimmte ein, und machte die Bemerkung, dass diess beinahe mit allen Ärzten der Fall sei.

Den Dr. *John Brown* betrachtet er gar nicht als einen Arzt, und gesteht offenherzig, er habe dessen

Werk nie gelesen, kenne aber dessen ungeachtet die Theorie desselben aus vielen Thesen, die er als Censor hat lesen *müssen.*

Dr. *Curry*'s Methode, die Fieber mit dem Begiessen von kaltem Wasser zu behandeln, findet Dr. *Gregory*'s Beifall, obwohl er sich bisher begnügt hat, seine Kranken blos kalt waschen zu lassen. Er würde auch kein Bedenken tragen, diese nemliche Methode nach Dr. *Curry*'s Vorschlag bei dem Scharlachfieber anzuwenden. Über diesen Gegenstand werde ich in der Folge ein mehreres sagen.

Von dem Nutzen der *digitalis purpurea* in der Lungensucht hat Dr. *Gregory* keine Beweise; und doch leistet dieses Mittel unter gewissen Umständen manchmal vortreffliche Dienste. Der *Tobak* soll nach Dr. *Gregory* der *digitalis purpurea* an Wirkung nahe kommen, und noch geschwinder als sie wirken. Er lobt die *Nicotiana* besonders in der *Cynanche trachealis.*

Die *Phthisis* kommt in Schottland sehr häufig vor. Sie ist beinahe immer scrophulöser Natur. Dr. *Gregory* setzt sein Zutrauen blos in das Bewohnen eines wärmern Himmelsstriches, und in die Vermeidung der Ursachen, welche den Katharr erzeugen können. Überhaupt ist er bei scrophulösen Übeln vollkommen von dem schädlichen Ein

flusse der Kälte und von dem Nutzen der Wärme überzeugt.

Dr. *Carmichael Smith*'s Räucherungen mit Salpetersäure scheinen dem Dr. *Gregory* sehr nützlich. Indessen setzt er doch sein Hauptzutrauen auf die Erhaltung der Reinlichkeit.

Unter den neulich in England erschienenen medizinischen Büchern gefällt ihm ganz vorzüglich Dr. *Heberdens* Praxis. Ein Werk, welches unter dem Titel: *Edinburgher-Praxis* erschienen ist, besteht blos in einer elenden, von dürftigen Studenten verfertigten Compilation. Dr. *Gregory* ist mit Recht sehr ungehalten auf die Verfasser dergleichen Bücher. Er verspricht uns bald ein eigenes Werk unter dem Titel: *Prospectus medicinae practicae;* indessen hoffet er von dem einsichtsvollen Publikum, dass man die Verfahrungsweise der Professoren von *Edinburgh* nicht aus dergleichen elenden Producten, wie das Buch: *Edinburgher-Praxis* genannt, ist, werde beurtheilen wollen. Den nemlichen Wunsch äussert auch mein Vater in Hinsicht der aus seiner Klinik in Wien auf dieselbe Weise bekannt gemachten Acten.

Mit grosser Theilnahme sahe ich bei Dr. *Gregory* das Bildniss seines, in jeder Hinsicht schätzbaren und unvergesslichen Vaters. Die Bekanntschaft der Schwester des Dr. *Gregory*, Madame *Al-*

lison, erweckte in mir die Erinnerung an das Werkchen, welches ihr Vater für sie, unter dem Titel: *Legat*, hinterliess; ein Werkchen, welches ich ehemals mit grossem Vergnügen gelesen habe, und das ich in den Händen aller jungen Frauenzimmer wissen möchte.

Klinik. Alle Professoren der Heilkunde haben das Recht, auf der hiesigen Universität klinischen Unterricht zu geben; ein Recht, welches sie auch, Dr. *Hope* allein ausgenommen, benützen. Im *Winterkurse* geben allemal zwei Professoren klinischen Unterricht, das heisst, jeder derselben drei Monathe. Während dem Sommer versieht ein dritter die Stelle des klinischen Lehrers. Auf diese Art wechseln die Professoren unter sich. Das Loos, *Clinicum* zu halten, hätte gerade den Dr. *Duncan* senior getroffen, während dem ich mich in *Edinburgh* aufhielt. Bevor ich von der Methode spreche, deren er sich bedient, muss man wissen, dass sich das klinische Institut in dem allgemeinen Spitale befindet, von dem ich später ausführlich reden werde. Die angehenden Ärzte dürfen nicht zugelassen werden, wenn sie nicht vorher eine Taxe an letzteres bezahlet haben. Diese besteht das erste Jahr in drei Guineen. Das zweite Jahr geben sie deren blos zwei, und das dritte nur eine. In der Folge steht denselben die Anstalt *gratis* offen. Durch die erwähnten Beiträge erhalten die studierenden Ärzte nicht allein die Erlaubniss, das Cli-

nicum besuchen zu dürfen, sondern auch jene, die übrigen Spitalärzte und Wundärzte bei ihren Krankenbesuchen begleiten zu können.

Die zum Clinicum bestimmten Zimmer sind enge und niedrig. Die Anzahl der Kranken beiderlei Geschlechts beläuft sich auf zwanzig. Der Lehrer der Klinik wählet zwei unter seinen vertrauten Schülern, welche dann das Amt der assistirenden Ärzte versehen. Einer derselben besorgt die Männer, der andere die Weiber. Diese Assistenten nehmen die Krankengeschichten auf, und lesen sie dann in Gegenwart des Professors und der übrigen Zuhörer auf lateinisch vor. Auch statten sie dem Professor den täglichen Rapport über das Befinden der Patienten ab. Bei allen fieberhaften Krankheiten wird nicht allein die Geschwindigkeit der Pulsschläge mittels einer Secundenuhr, sondern auch der Grad der Hitze durch den Thermometer angegeben. Der Lehrer stellt sodann einige Fragen an die Kranken, und dictirt den Zuhörern eine Beschreibung der Symptome des Übels. Hierauf verordnet er ohne weitere Erklärung die indicirten Heilmittel. Damit geht der Krankenbesuch zu Ende. Zweimal die Woche wird hingegen klinische Vorlesung gegeben. In einer dieser erklärt sich der klinische Professor über die neu aufgenommenen Kranken, in der andern spricht er von den Entlassenen oder Verstorbenen. Bei dieser Gelegenheit haben die Zuhörer die an dem Krankenbette

geschriebenen Geschichten vor sich, und begleiten sie mit den Bemerkungen, die ihnen hier mitgetheilt werden.

Diese Methode hat allerdings ihr Gutes. Doch scheint sie mir darin mangelhaft, dass die jungen Ärzte selbst zu wenig Antheil an den klinischen Beschäftigungen nehmen. Der nemliche Fall tritt auch bei dem bereits geschilderten Clinicum in Paris ein. So lang die jungen Ärzte blosse Zuschauer am Krankenbette abgeben, werden sie selten das Interesse für die Krankheiten fühlen, das sie empfinden, wenn sie selbst an der Behandlung derselben Antheil nehmen. Die in dem Clinicum von *Pavia*, *Wien*, *Würzburg*, *Wilna* und anderswo eingeführte Methode, jedem Arzte einen oder mehrere Patienten unter der Anleitung des Professors zur Behandlung zu übergeben, ist ohne Zweifel weit nützlicher. Der junge Arzt gewöhnt sich auf diese Art an die schwere Kunst, selbst zu beobachten; er lernt die Patienten gehörig fragen, und ihre Geschichte selbst schreiben; er übt sich im Formularium, und hat endlich eine Gelegenheit, seine Fähigkeiten und Kenntnisse vor dem Lehrer zu zeigen. Freilich müssen nicht alle Zuhörer unbedingt an der Behandlung der Kranken Theil nehmen; diess kann nemlich blos denjenigen gestattet werden, die bereits das Clinicum ein Jahr hindurch als blosse Zuschauer besucht haben.

Was mir hingegen sehr an dem Clinicum in *Edinburgh* gefällt, ist, dass alle Zuhörer im Besitze der Krankengeschichten sind, und ihnen auch die Gelegenheit dargebothen wird, diese Krankengeschichten mit Bemerkungen zu begleiten. Diess kann nun wohl auch in jeder andern Klinik geschehen, und geschieht vielleicht auch bei einigen der fleissigsten Zuhörer. Der grosse Haufen besitzt aber gewiss (freilich aus eigener Schuld) die wenigsten Geschichten der Krankheiten, die er in den erwähnten klinischen Instituten behandeln gesehen hat. In *Edinburgh* werden hingegen die Zuhörer gleichsam gezwungen, ein Diarium über die Kranken zu führen.

Man wird einwenden, dass auf das Dictiren der Krankengeschichten viel Zeit verwendet werde. Dieser Einwurf wäre nicht ohne Grund, wenn man die Zeit, welche, um einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit gründlicher einzuprägen und gemeinnütziger zu machen, verwendet wird, für verlohren ansehen könnte. Es ist doch wahrlich besser, wenn man in die klinischen Schulen nur wenige Kranke aufnimmt, und diese desto gründlicher untersucht, als wenn man durch eine zahlreiche Aufnahme gezwungen ist, oberflächlicher zu verfahren.

Es fragt sich hier, ob es besser seie, den ganzen klinischen Unterricht am Krankenbette selbst

zu geben, oder denselben nach zurückgelegten Krankenbesuche in einer besondern Vorlesung nachzutragen? Meines Erachtens haben beide Lehrarten ihr Gutes und Übles. Der Unterricht am Krankenbette selbst macht unfehlbar einen tiefern Eindruck auf den Zuschauer. Auch erweckt der Anblick des Kranken manche Idee bei dem Lehrer, die, wenn er sie nicht gleich mittheilt, später verlohren geht. Hingegen ist nichts lästiger und ermüdender für den Kranken, und unbequemer und manchmal gefährlicher für die Umstehenden, als das lange Verweilen am Krankenbette, besonders, wenn die Anzahl letzterer sehr gross ist. Rechnet man hinzu noch, dass gewöhnlich doch nur diejenigen die Vortheile, welche der unmittelbare Unterricht am Krankenbette gewährt, geniessen, die sich nahe um das Bett selbst befinden, dass aber die übrigen Entfernteren wenig oder nichts sehen können, oder weil sie von dem langen Stehen ermüdet, und nicht selten von lästigen Nachbaren gedruckt oder gestossen werden, wenigstens zerstreuet sind, oder unter sich schwätzen, so folgt, dass, um zwischen zwei Übeln das geringste zu wählen, der Unterricht entfernt vom Krankenbette den Vorzug verdiene. Indessen glaube ich, dass auch hier ein Mittelweg eingeschlagen werden könne, wenn man nemlich die Bemerkungen, welche unmittelbar Bezug auf die *Symptomen* haben, welche die Patienten darbiethen, und die überhaupt zur Beobachtungskunst gehören, am Krankenbette mit

wenigen Worten vortrüge, und sich dann vorbehielt, das Übrige, so wie alle Erklärungen, welche nicht unmittelbar aus dem gegenwärtigen Kranken geschöpft werden, in einer besondern Vorlesung nachzutragen.

In dem hiesigen Clinicum sah ich manche chronische Übel, nemlich: *Cancer uteri*, *Hydrops*, *Pemphigus*, *Obstructio lienis* u. s. w. Indessen waren auch einige Typhi vorhanden. Unter diesen befand sich ein Matrose aus Danzig, der ein sogenanntes Schiffieber hatte. So lang die Hitze sehr gross und brennend war, liess ihn Dr. *Duncan* mit kaltem Wasser und Essig waschen. In der Folge bei grösserer Entkräftung gab man dem Kranken Portwein. Überhaupt ist man in *Edinburgh* von der so sehr reitzenden Behandlung des Typhus abgegangen. Man überlässt die Krankheit weit mehr ihr selbst. Besonders sieht man auf Reinlichkeit und Erneuerung der Luft, mit einem Worte, auf das *Regimen diaeteticum*. So lang das Fieber einen grossen Reitz verräth, hält man den Kranken kühl, gibt säuerliche Getränke, hält so viel möglich alle Collutoria offen. Wenn sich die Krankheit auf diese Art endiget, gut; sinken hingegen die Kräfte, so gibt man dem Patienten hie und da etwas Wein. Selbst in diesem Falle werden nicht leicht andere Arzneimittel verschrieben, als *Acetum amoniacale* sammt einigen *Antimonialpräparaten* und *Vesicatorien*. Von *Moschus*, *Opi-*

um hört man beinahe nie; *Kampher* und *Sarpentaria* werden nur selten gebraucht. Gegen Ende des Übels wird gewöhnlich ein *Decoctum corticis peruviani* gegeben. Der Erfolg dieser Methode soll äusserst befriedigend seyn.

Dieser Gegenstand ist zu wichtig, als dass ich demselben nicht einige Betrachtungen widmen sollte.

Ich habe vor der nun so allgemein angenommenen Methode, die *Typhus* durch Reitzmittel zu behandeln, mehrere Jahre hindurch diese nemlichen Übel in den Spitälern von *Pavia* und *Mailand* durch Brech- und abführende Mittel kuriren gesehen. Der Erfolg dieser letzteren Methode war ohne Vergleich unglücklicher; die Kranken wurden erschöpft, starben häufiger, und hatten auch im glücklichen Falle sehr lange Zeit zur Herstellung ihrer Gesundheit nöthig. Ohne Zweifel entspricht daher die erregende Behandlung weit besser der Erwartung. Wie wäre es auch möglich gewesen, dass so viele erfahrne und bedachte Ärzte die alte Methode hätten verlassen, und zur neuen ihre Zuflucht nehmen können, wenn diese Ärzte nicht durch die Erfahrung eines glücklichern Erfolges hiezu verleitet worden wären? Es entsteht aber nun eine ganz andere Frage, diejenige nemlich: *Ob eine passive Behandlungsart der typhoesen Fieber vielleicht nicht noch besser der Erwartung entsprechen dürfte?* Diese Frage kann und muss platterdings blos durch die Erfahrung beant-

wortet werden. Die Behandlungsart der typhoesen Fieber, so wie sie in *Edinburgh* Platz findet, scheint jene Frage bejahend zu beantworten. Hier folgen noch ein Paar Thatsachen, welche auf eine ähnliche Weise zu sprechen scheinen. Ich habe öfters erzählen hören, der sel. Dr. *Wuch*, ehemals Primararzt im allgemeinen Krankenhause in Wien, habe die Faulfieber, wie sie damals hiessen, mit besonderem Glücke mit *Nichtsthun* behandelt. Er hatte nemlich seinen Kranken einige Decocte blos *pro forma* verschrieben, und das Ende des Übels geduldig abgewartet. Eine solche Erzählung konnte um so weniger Eindruck auf mich machen, als ich mir sagte, dass, im Falle sie gegründet wäre, gewiss alle übrigen Ärzte desselben Krankenhauses diesem Beispiele gefolgt haben würden, was doch keineswegs der Fall war. Als ich aber durch das in *Edinburgh* Gesehene und Gehörte auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht wurde, kam mir die eben angeführte Anekdote von selbst wieder in das Gedächtniss zurück. Nichts hat mich aber so stark frappirt, und an der Gültigkeit der bisherigen Methoden mehr zweifeln gemacht, als folgender Umstand: Herr Geheimrath *Heim* in Berlin ist nicht als Schriftsteller bekannt, aber sein Ruf, als glücklicher praktischer Arzt, ist zu gegründet, als dass ich den Aussagen eines solchen Mannes nicht das grösste Gewicht beilegen sollte. Da ich nun in *Berlin* durch eine *allgemeine Stimme* vernahm, Hr. Geheimrath *Heim* seie ganz beson-

ders in der Behandlung der Fieber glücklich, so war es natürlich, dass ich ihn bath, mir zu sagen, wie er sich bei Behandlung dieser Übel im allgemeinen benehme. Sehr einfach erwiederte dieser genievolle, erfahrene, unbefangene und hellsehende Arzt: *Ich thue beinahe gar nichts.*

Zeugnisse dieser Art mussten meine Aufmerksamkeit immer reger machen. Als ich daher nach *Wien* zuückgekommen war, lag mir nichts mehr am Herzen, als diesen Gegenstand so viel als möglich ins Reine zu bringen, wozu mir das allgemeine Krankenhaus eine erwünschte Gelegenheit darboth. Mein Gewissen erlaubte mir indessen nicht, einer Methode unbedingt zu entsagen, von welcher ich so viel Gutes in Vergleich anderer Heilarten selbst erfahren hatte. Ich glaube, jeder Arzt solle dem, was er mit eigenen Augen gesehen hat, am meisten Zutrauen schenken, ohne desshalb seinen Gesichtskreis einschränken zu wollen. Diesem Grundsatze getreu fing ich blos an, die typhoesen Fieber weniger activ zu behandeln. Dort, wo ich sahe, dass diess Verfahren kein üblen Folgen hatte, fuhr ich darin fort, und ging bei mehreren Kranken so weit, dass ich während des ganzen Verlaufes des Fiebers nur die unbedeutendsten Arzneimittel gebraucht habe. Bei andern Kranken, wo ich das Übel unter dieser Verfahrungsweise ungewöhnlich überhand nehmen sahe, blieb ich meiner vorigen Methode getreu. Auf diese Art ging ich acht

Monathe hindurch streng beobachtend zu Werke. Meine Beförderung nach Russland unterbrach für jetzt diese Beobachtungen. Die erwähnte Zeit war zu kurz, um irgend eine Folgerung aus den, während ihr angestellten Beobachtungen ziehen zu können. Wir müssen uns sehr hüthen, nicht voreilig zu schliessen. Der zufällig epidemische Charakter mag manchmal für den Nutzen einer Methode sprechen, welche späterhin, fortgebraucht, in den dem Scheine nach ähnlichen Übeln die schädlichsten Folgen haben kann. Ja, wahrscheinlich haben die verschiedenen emporgestiegenen und gesunkenen Heilarten vorzüglich dieser Quelle ihren Ursprung zu verdanken. Indessen glaube ich doch genug gesagt zu haben, um manchen meiner Leser mit mir wenigstens zweifeln zu machen. Wahrlich nichts ist schädlicher, als wenn man in einen, was immer für einen Schlendrian fällt, und indem man dieses oder jenes System treu befolgt, nicht besser thun zu können wähnet. Die besondere Berücksichtigung der Lebenskräfte ist allerdings ein sehr wichtiger Punkt bei Behandlung der Fieber. Allein die Meinung, der Typhus habe seinen Ursprung blos einer asthenischen Beschaffenheit des Körpers zu verdanken, muss dann doch als eine blosse Hypothese betrachtet werden. Diese Behauptung betrifft besonders den aus Ansteckung entstandenen Typhus. Derselbe befolgt, wie die Pocken, Masern und das Scharlachfieber, einen eigenen, meistens *bestimmten Gang*, und nimmt

unfehlbar, so wie jene Krankheiten, verschiedene Charaktere an. Es ist daher wohl zu begreifen, warum keine bestimmte Methode der Erwartung in allen Fällen entsprechen kann. Die nun allgemein zur Bezeichnung gewisser Fieber angewandten Nahmen *typhus*, *febris nervosa*, *febris asthenica* stiften ohne Zweifel vielen Schaden; denn offenbar bezeichnen sie Krankheiten, die nicht immer die nemliche Natur haben. Überhaupt sehe ich den gegenwärtigen Zustand der Fieberlehre für sehr unvollkommen und verwirrt an. Doch diese Digression ist bereits schon zu lange geworden. Ich ergreife daher den abgebrochenen Faden.

Sommerkurs (von Anfang Mai bis Ende August).

Botanik. Dr. *Rutherford.* Morgens von 8 bis 9 Uhr.

Dr. *Rutherford* hat ein sehr einfaches Äussere, so, dass man an demselben nie die ungewöhnlichen Fähigkeiten und die ausgebreiteten Kenntnisse, die er besitzt, suchen würde. Dieser verdienstvolle Gelehrte ist in allen Fächern der Physik und Heilkunde bewandert. *Chemie* soll sein Lieblingsstudium gewesen seyn. Ihm hat man die Entdeckung des *Azot*'s zu verdanken. *(Rutherford thesis de aëre mephitico* 1772.*)* Wenigstens schreibt die Britische Encyclopedie diese Entdeckung ohne Widerspruch dem Dr. *Rutherford* zu.

Eben derselbe ist der *Stifter der klinischen Schule* in *Edinburgh;* dessen klinische Vorlesungen werden auch überaus geschätzt. Dr. *Rutherford* berücksichtigt besonders die pathologische Anatomie während denselben, welches ihm wegen seiner grossen anatomischen Kenntnisse leicht fällt.

Es ist kein Zweifel, dass dieser Gelehrte auch eine grosse Stadtpraxis haben würde, wenn ihn die wiederhohlten Anfälle von Podagra nicht davon abhielten. Indessen geniesst er doch das besondere Zutrauen sehr vieler Menschen.

Ich habe das Vergnügen gehabt, eine botanische Vorlesung des Dr. *Rutherford* anzuhören, und sodann den *botanischen Garten* mit ihm zu sehen. Dieser liegt eine Englische Meile von *Edinburgh* auf dem Wege, der von da nach *Leith* führt. Er ist von beträchtlicher Grösse und in der besten Ordnung. Ich habe unter andern eine schöne *Ferula asa foetida* in der Blüthe gesehen. Der Garten in *Kew* hat diese Pflanze aus dem hiesigen gezogen.

Dr. *Rutherford* hatte Hoffnung gehabt, nach dem Tode des Dr. *Blak*'s Lehrer der Chemie zu werden. Als diese Stelle dem Dr. *Hope* übertragen wurde, fand sich Dr. *Rutherford* dermassen gekränkt, dass sich sein Charakter von dieser Stunde an sehr veränderte.

Naturgeschichte. Dr. *Walter.* Von 2 bis 3 Uhr.

Der gegenwärtige Lehrer war wegen Gesundheitsumstände seit zwei Jahren verhindert, diese Vorlesungen zu geben.

Dass die Klinik auch im Sommer gegeben werde, habe ich bereits erinnert.

Privatvorlesungen. Nebst den öffentlichen werden in *Edinburgh* mehrere *Privatvorlesungen* gegeben. Es steht Jedem frei selbe zu halten, ohne um irgend eine Erlaubniss anzusuchen. Man ist überzeugt, dass sich diejenigen, welche schlecht lesen, aus Mangel an Zuhörern von selbst das Verbot ihre Vorlesungen fortsetzen zu können, zuziehen werden.

Hier folgt das Verzeichniss derjenigen Privatvorlesungen, welche am meisten Beständigkeit haben.

Chemie. Diese Wissenschaft wird sowohl von Dr. *William Thomson*, als von Hrn. *John Murray* vorgetragen.

Dr. *Thomson.* Hr. *Davy* hatte mir einen Brief an diesen durch seine Werke bereits rühmlichst bekannten Chemiker mitgegeben. Dessen Vorlesungen werden ihrer Gründlickeit halber sehr hoch geschätzt,

und besonders von denjenigen besucht, welche sich in der Chemie ausbilden wollen. Ich hörte eine derselben mit an; Dr. *Thomson* sprach von der Verbindung des Sauerstoffes mit der Kohle, und trug, ohne ein Heft vor sich zu haben, die Geschichte dieses Gegenstandes so deutlich und gründlich vor, dass ich von Hrn. *Vauquelin* keine schönere Vorlesung erwartet haben würde. Vorzüglich interessant waren Dr. *Thomson*'s eigene Bemerkungen über das oxydirte Kohlenstoffgas.

Hr. *Murray* hat einen äusserst lebhaften schönen Vortrag, der wirklich jenem des Hrn. *Fourcroy* nahe kömmt. Dessen Vorlesungen werden auch von den meisten Studierenden, ja selbst von Damen besucht. Dieser nemliche Lehrer liest den Sommer hindurch über *materia medica* und *Pharmacie.*

Anatomie und *Physiologie.* Dr. *Barclay.* Er ist der Verfasser einer neuen anatomischen Nomenclatur; dessen Vorlesungen finden Beifall. Ich habe sie nicht besuchen können, weil Dr. *Barclay* blos des Winters liest.

Anatomie, *Wundarzneikunde* und *Accouchement.* Herr *Charles Bell.* Dieser wackere junge Mann hat ein sehr einnehmendes Äussere, und verräth viele Kenntnisse. Er besitzt eine interessante Sammlung von pathologischen Präparaten, von welchen er die Geschichten der vorausgegan-

genen Krankheiten aufweisen kann. Nebst dem hat Hr. *Charles Bell* mehrere anatomische, und in das Fach der Entbindungskunst schlagende Wachspräparate eigenhändig verfertigt, von welchen ich sagen muss, dass sie die schönsten, d. h. die natürlichsten sind, die ich je gesehen habe, jene von *Florenz*, *Wien* und *Paris* nicht ausgenommen. Hr. *Bell* ist zugleich ein besonders geschickter Mahler.

Chirurgische Klinik. Hr. *Russel.*

Dieser verdienstvolle Mann hat wohl den Titel eines k. Professors der Wundarzneikunde, gehört aber dessen ungeachtet nicht zur medizinischen Fakultät. Er gibt wöchentlich zweimal klinischen Unterricht in dem Spitale, welcher allgemeines Interesse erwecket.

Hr. *Russel* hat zwei Assistenten, Dr. *Brown* und Hrn. *Thomson.* Ich habe das Vergnügen gehabt, letzteren kennen zu lernen. Hr. *Thomson* ist vollkommen in der Literatur, besonders in der Deutschen bewandert. Dabei hat er einen grossen Eifer für seine Wissenschaft. Ich habe viele interessante Stunden mit diesem liebenswürdigen und gefälligen Manne zugebracht.

Über die *thierische Ökonomie (Physica animalis)* liest gewöhnlich Hr. *Allen*, der sich so eben auf Reisen befand. Ich habe sehr bedauert, des-

sen Bekanntschaft nicht machen zu können, indem ich aus jedem Munde sein Lob gehört habe.

Die Anzahl der Studierenden auf dieser hohen Schule übersteigt tausend; jene der Ärzte belauft sich gewöhnlich auf fünfhundert. Letztere sind verbunden, drei Jahre den Studien der eigentlichen Heilkunde zu widmen, bevor sie die Doctorswürde erhalten können; es seie denn, sie könnten beweisen, dass sie mehrere Zweige der Arzneiwissenschaft auf andern hohen Schulen zurückgelegt haben.

Die zur Erhaltung der Doctorswürde erforderliche Summe belauft sich auf fünfzehn Guineen. Jeder Candidat muss eine Dissertation schreiben, oder sich dieselbe wenigstens schreiben lassen. Im letztern Falle geben sich die Professoren nicht wie auf andern Universitäten mit diesem Geschäfte ab, sondern die Candidaten wenden sich an gewisse Ärzte, welche beinahe ihr Brod mit dieser Arbeit verdienen. Unter der Zahl dieser hat sich ehemals Dr. *John Brown* befunden. Dessen Sohn hat in dieser Hinsicht die Fussstapfen seines Vaters betreten. Mehrere der jungen Ärzte schreiben ihre Dissertationen selbst, aber in Englischer Sprache, und lassen sie dann blos in das Lateinische übersetzen.

Der Erhaltung der Doctorswürde gehen zwei Prüfungen voraus. Die erste wird von jedem Pro-

fessor einzeln in seiner eigenen Wohnung vorgenommen, und dauert eine Stunde. Wenn der Candidat will, so erfährt niemand etwas von diesem Examen, wesswegen er auch ohne Schande abgewiesen werden kann. Die zweite Prüfung wird von zwei Professoren auf der Universität vorgenommen. Der Candidat muss alsdann ein paar Texte des *Hippokrates* erklären, und einen praktischen Fall beurtheilen.

Die Ertheilung der Doctorswürde erfolgt zweimal des Jahrs. Ich war Augenzeuge von dieser Ceremonie; sie fand in der Bibliothek statt. Die Candidaten, vier und zwanzig an der Zahl, bildeten einen halben Kreis um einen Tisch, der von der andern Seite durch die Professoren geschlossen wurde. Letztere machten jedem Candidaten in lateinischer Sprache einige Schwierigkeiten, den Gegenstand der respectiven Dissertationen betreffend. Die Professoren sprechen ohne Ausnahme sehr schön, besonders elegant aber Dr. *Gregory*. Die Schottische Aussprache des Lateins ist sehr von der Englischen, die ein damit nicht bekannter Ausländer gar nicht verstehen kann, verschieden; jene nähert sich mehr der Italienischen, diese der Deutschen. Nachdem die Candidaten auf die an sie gemachten Schwierigkeiten geantwortet haben, finden die bei der Ertheilung der Doctorswürde gewöhnlichen CeremonienPlatz. Darauf gehen die Professoren der Reihe nach vor den neuen Doctoren vorbei, und drücken einem jeden die

Hände zum Glückwunsch. Die Doctoren erhalten sogleich ihre von den gesammten Professoren unterschriebenen Diplome. Unter den bei dieser Gelegenheit promovirten Ärzten zeichnete sich besonders Dr. *de Roches* aus *Genf* aus. Er schrieb eine schöne Dissertation über die medizinischen Eigenschaften des *Luppulus*. Ich kann hier nicht umhin, meine Verwunderung an den Tag zu legen, dass so wenige meiner Landesleute die Universität *Edinburgh* besuchen. Mit hundert Guineen kann ein jeder unter ihnen durch einen Winterkurs gut auskommen. Wie viele unserer jungen Deutschen Ärzte geben nicht mehr bei ihrem Aufenthalte in Paris aus, wo sie in Hinsicht der Arzneiwissenschaft gewiss doch nicht so viel gewinnen können! Freilich scheinen mehrere unter ihnen ganz andre Absichten zu haben, als sich gründliche Kenntnisse in ihrem Fache zu erwerben. Die ästhetischen Gegenstände und die Unterhaltungen nehmen den meisten, den grössten Theil ihrer Zeit auf eine Art, die sie gewiss mit der Zeit bereuen werden, hinweg. Ich erinnere mich, diese nemlichen Bemerkungen aus dem Munde meines Freundes Hrn. Dr. *Kapp* aus *Leipzig*, der solche während seines Aufenthalts in Paris mit wahrem Verdrusse ebenfalls zu machen Gelegenheit hatte, gehört zu haben. In *Edinburgh* herrscht ein sehr solider und schöner Ton und wahrer Eifer für die Wissenschaften unter der studierenden Jugend. Sie findet Gelegenheit, den Umgang der Professoren zu geniessen. Was besonders den Trieb

zu den Wissenschaften unter den Studierenden befördert, das sind die gelehrten Gesellschaften, welche unter ihnen Platz finden. Hieher gehört

Die k. medizinische Gesellschaft.

Sie wurde im Jahre 1737 gestiftet und 1778 von *Sr. Majestät dem Könige* feierlich bestättigt. Die Verfassung dieser Gesellschaft ist musterhaft. Sie versammelt sich blos des Winters wöchentlich einmal, weswegen ich keine ihrer Sitzungen habe besuchen können. Die ordentlichen Mitglieder derselben werden unter den ausgezeichnetsten studierenden Ärzten gewählt. Die Erwählten müssen das erste Jahr einen Beitrag von fünf Guineen, das zweite von einer Guinee, und das dritte zehn Schillinge zahlen. Mit diesem Gelde werden die Auslagen der Gesellschaft bestritten. Der grösste Theil desselben wird zum Ankauf auserlesener Bücher oder chemischer und physischer Apparate verwandt. Auch besitzt diese Gesellschaft bereits eine sehr ansehnliche Bibliothek und wohl bestelltes physikalisches Cabinet. Ihre Beschäftigungen bestehen vorzüglich in Debatten, wozu das Vorlesen von Dissertationen medizinischen Inhalts Anlass gibt.

Ich kann nicht aufhören, von der hohen Schule in *Edinburgh* zu sprechen, ohne von einem ihrer Lehrer Erwähnung zu machen, der, obschon er

nicht zur medizinischen Facultät gehört, dennoch selbst den Ärzten nicht gleichgültig ist. Ich spreche von dem Hrn. Professor *Dugald Steward*, Lehrer der Philosophie. Dieser verehrungswürdige Gelehrte ist hinreichend durch seine vortreflichen Schriften bekannt. Dessen Vorlesungen werden mit Enthusiasmus besucht, und von den Zuhörern leicht verstanden. Ich kenne wenige Menschen, deren Umgang so angenehm wäre, als der des Hrn. *Steward*'s. Der moralische Charakter dieses Gelehrten wird so allgemein geschätzt, dass sich der Adel von England und Schottland glücklich schätzt, wenn er seine Kinder, die in *Edinburgh* studieren, der Aufsicht dieses edlen Mannes anvertrauen kann. Hr. *Steward* lebt in dem höchsten Grade des häuslichen Glückes. Seine Gattinn (eine Schwester der Gemahlinn meines unvergesslichen Freundes, Herrn Grafen *Purgstal*'s in Wien) harmonirt in jeder Hinsicht mit dem Charakter und den Eigenschaften ihres Gemahls. Welches Glück, wenn die Philosophie von solchen Aposteln gepredigt wird!

Königliches Collegium der Ärzte.

Dieses Collegium steht in keiner Verbindung mit der Universität, obwohl die meisten Professoren Mitglieder desselben sind. Diejenigen Ärzte, welche zu diesen gerechnet werden wollen, müssen, wenn sie fremde sind, fünfzig, und als einheimische hundert Pfund Sterling erlegen. Das königl.

Collegium der Ärzte stellt eigentlich die medizinische Facultät dieser Hauptstadt Schottland's vor. Es hält seine Sitzungen in einem prächtigen Locale. Zu der Zeit, wo ich in *Edinburgh* war, bekleidete Dr. *Wright* die Stelle des Präsidenten bei diesem Collegium. Dieser würdige Mann hat lange Zeit der k. Marine als Arzt gedienet. Er schrieb eine Abhandlung über die *Medicinalpflanzen* von *Jamaica*, welche in Dr. *Simmons Sammlung medizinischer Abhandlungen* eingerückt ist. Dr. *Wright* ist eigentlich der erste, welcher das Begiessen mit kaltem Wasser bei Fiebern angewendet hat.

Königliches Collegium der Wundärzte.

Auch dieses Collegium steht in keiner Verbindung mit der Universität, und stellt eigentlich die chirurgische Facultät von *Edinburgh* vor. Es ist bekannt, dass die Wundarzneikunst vorzüglich in dieser Stadt cultivirt wird. Wem wäre auch der Nahme von *Benjamin Bell* und von *John Bell* unbekannt?

Herr *Benjamin Bell* ist ein Mann von einem angenehmen Äussern, und von zuvorkommender Höflichkeit. Er hat eine ungeheure Praxis in und um *Edinburgh*, so, dass es schwer fällt, dessen Umgang geniessen zu können. Die wenigen freien Stunden, welche diesem würdigen Manne übrig bleiben, verwendet er auf die Landwirthschaft. Hr. *Ben-*

jamin Bell hat über diesen Gegenstand ein Werk geschrieben, welches sehr hoch geschätzt wird. Er besitzt in der Nähe von *Edinburgh* ein Landgut, welches eine ausnehmend schöne und romantische Lage hat. Der allda vorhandene Obstgarten ist gewiss sehenswerth. Ich habe einen sehr angenehmen Tag bei dem Hrn. *Benjamin Bell* zugebracht. Die venerischen Krankheiten überhaupt, besonders aber diejenige, welche unter dem Nahmen *Sibbens* bekannt ist, bildeten den Hauptgegenstand unseres Gespräches. Hierüber werde ich mich in der Folge erklären.

Herr *George Bell*, einer der Söhne des eben erwähnten Wundarztes, betritt die Laufbahn seines würdigen Vaters. Er hat die Güte gehabt, mir während meines Aufenthalts in *Edinburgh* viele Beweise von Freundschaft zu geben, wofür ich ihm hier öffentlich danke.

Herr *John Bell* ist nicht allein als ausgezeichneter Wundarzt, sondern auch als grosser Anatom bekannt. Er ist ein Mann voller Talente und Feuer. Dessen anatomisches Werk wird von seinem, bereits rühmlich angeführten, Bruder, *Charles Bell*, fortgesetzt werden.

Königliche Infirmerie.

Diese Anstalt verdankt ihre Entstehung dem eben genannten k. Collegium der Ärzte in *Edinburgh*. Dasselbe hat nemlich im Jahre 1725 eine Subskription zu diesem Endzwecke veranstaltet, die sich über 2000 Pfund Sterling erhoben hat. Die Unterstützer dieses Unternehmens haben sodann unter sich einen Ausschuss gewählt, der die Direction des Spitals übernommen hat. Für das Spital selbst wurde ein kleines Haus gemiethet, welches man durch die Aufnahme einiger weniger armer Kranken eröffnete. Mehr konnte aus Mangel an Einkommen nicht gethan werden, indem man das Kapital nicht angreifen wollte. Indessen wuchsen doch allmählich neue Beiträge zu. Im Jahre 1736 haben sich die Directoren dieses Krankenhauses an Se. Majestät den König mit der Bitte gewendet, dasselbe für ein königliches Institut zu erklären, und daher dieser Anstalt alle diejenigen Vortheile zukommen zu lassen, welche den königlichen Instituten zu Theil werden, d. h. die Beständigkeit des Instituts, die Erlaubniss, ein eigenes Siegel zu haben, Grundstücke zu kaufen, u. s. w. Nachdem diese Bitte gewährt worden war, nahm das Spital mit Riesenschritten zu. Man hat sich daher bald gezwungen gesehen, an den Bau eines eigenen Hauses zu denken. Im Jahre 1738 wurde mit der Hälfte desselben der Anfang gemacht. Nach und nach sah man sich in die Lage versetzt, das ganze Ge-

bäude aufführen zu können. Die Directoren dieser Anstalt haben nemlich alle Mittel versucht, um sich das zur Ausführung ihrer wohlthätigen Projekte nöthige Geld zu verschaffen. Bälle und Concerte, bei welchen sie die Auslagen bestritten, so, dass der Ertrag rein der Anstalt zufiel, wurden benutzt, um den edlen Zweck zu erreichen. Dieses gute Beispiel wirkte so mächtig, dass nach und nach der Enthusiasmus, für das Spital zu handeln, dermassen zunahm, dass selbst die Handwerker und Taglöhner zwei, auch drei Tage unentgeldlicher Arbeit dem Besten desselben aufopferten. Die grössten Beiträge fielen der Anstalt durch die Vermittelung des Hrn. *George Drummond*, und durch die Beiträge des Grafen *Hopeton* zu.

Dient nicht die Geschichte dieses Spitals zum abermaligen Beweis, wie gut die Anstalten gedeihen, die klein angefangen werden, und wie leicht es ist, Unterstützer zu finden, wenn man die Sache am gehörigen Orte anzugreifen weiss?

Die *Edinburgher* Infirmerie hat drei Stock, und besteht aus einem 210 Fuss langen *Corps de logis*, und aus zwei Flügeln. Man bemerkt allda drei Stiegen, wovon die grösste in der Mitte, die zwei übrigen dort, wo sich die Flügel mit dem *Corps de logis* verbinden, angebracht sind. Nebst den Zimmern, welche für die Kranken bestimmt sind, hat dieses Spital einen Saal, in welchem sich

die Directoren versammeln, einen zweiten, wo sich die Ärzte besprechen können, und endlich ein Zimmer, in welchem sich die Studenten aufhalten, um die Ankunft des klinischen Lehrers zu erwarten. Diese letzte Verfügung ist vortrefflich. In den klinischen Anstalten, wo dieselbe nicht Platz findet, bleibt kein anders Mittel übrig, als dass sich die Studenten in den zum Clinicum bestimmten Sälen selbst versammeln. Da nun durch den längern Aufenthalt einer öfters grossen Anzahl Menschen an einem verschlossenen Orte die Luft natürlicher Weise sehr verdorben werden muss, so sieht man leicht ein, welcher Schaden den allda liegenden Kranken zugefügt, und um wie viel leichter die Ansteckung unter der studierenden Jugend verbreitet werden muss.

Es befindet sich ferner in diesem Krankenhause ein schönes Amphitheater, in welchem die chirurgischen Operationen vorgenommen werden. Über zwei hundert Zuschauer finden in demselben bequem Platz. Dieser nemliche Ort dient auch zur Kapelle.

Zu ebener Erde bemerkt man zwei Küchen, eine Speisekammer, die Waschanstalt, die Wohnungen der Aufwärter, die Apotheke und deren Vorrathszimmer, u. s. w. Diese Anstalt ist, seitdem sie 1768 durch den Blitz beschädigt wurde, mit einem Wetterableiter versehen.

Die eine Hälfte des Spitals ist für männliche, die andre für weibliche Kranke bestimmt. Ihre Anzahl belauft sich zusammen auf 228 Köpfe. Da sich zwischen den Männer- und Weiber-Zimmern nicht allein die Stiege, sondern auch die oben erwähnten Versammlungs-Säle befinden, so ersieht man, dass die Geschlechter gehörig abgesondert sind.

Für die innerlichen Krankheiten ist der erste und zweite Stock bestimmt; die äussern Übel kommen in den dritten. Diese Verfügung wäre an und für sich nicht zu billigen, wenn dieselbe nicht dadurch gerechtfertiget wäre, dass sich das Amphitheater, in welchem die chirurgischen Operationen ausgeübt werden, auch in dem dritten Stocke befindet. Ferner ist auch die Stiege so breit, dass selbst Kranke mit Beinbrüchen oder Verrenkungen bequem bis in den dritten Stock getragen werden können. Indessen ist es doch gewiss zu wünschen, dass man bei Errichtung eines neuen Spitals darauf sehe, die chirurgischen Kranken immer zu ebener Erde, oder wenigstens in dem ersten Stocke zu legen. Eben so ist es zu wünschen, dass, wenn das Spital gross ist, wenigstens einige chirurgische Säle gleich bei dessen Eintritte Platz finden, damit man, wenn Verunglückte, die einer schleunigen Hülfe bedürfen, dahin gebracht werden, keine Zeit in dem Hause selbst verliere.

Aus dem bisher Gesagten erhellet; dass in der *Edinburghischen* Infirmerie die innern Krankheiten von den äussern getrennt sind. Das nemliche findet in Hinsicht der fieberhaften und chronischen Übel Platz. Dieses Krankenhaus hat nemlich das Verdienst, das erste gewesen zu seyn, in welchem man die sogenannten *Fieber - Säle* errichtete; ein Umstand, der allerdings den Directoren dieser Anstalt viel Ehre macht.

Auch die Errichtung eines eigenen *Kranken-Saals für Kindbetterinnen* verdient nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden.

Die venerischen Kranken weiblichen Geschlechts sind nicht allein von den übrigen Kranken getrennt, sondern auch noch unter sich in solche, welche die Seuche durch eine verwerfliche Lebensart sich zugezogen, und in solche, welche dieselbe blos durch ehelichen Beischlaf oder durch das Säugen der inficirten Kinder erworben haben, abgetheilt. Vortrefflich! — Zu den Nachtheilen, welche die Gesellschaft von den Spitälern zu befürchten hat, gehört gewiss auch das Sittenverderbniss. Diess gilt besonders von grossen Spitälern. Es hat mir manchmal sehr wehe gethan, Mädchen von guter Erziehung, die sich gemeinschaftlich mit verworfnen Kreaturen in den Kranken - Sälen des Wiener allgemeinen Krankenhauses befanden, vertraut mit denselben umgehen zu sehen. Die in die-

sem Spitale angestellten Geistlichen werden mir das Zeugniss geben, dass der erwähnte Umstand mehrmals der Gegenstand unsres Gespräches und unserer vereinten Bemühungen war. Selbst in Hinsicht der Absönderung der Männer von den Knaben haben wir manche Massregeln ergriffen, die wenigstens unsern guten Willen an den Tag legten. So lang aber die Aufsicht und die Bedienung der Patienten über die Kranken-Säle Menschen von der niedrigsten Klasse des Volkes anvertraut ist, wird es meines Erachtens niemals möglich seyn, die Sittlichkeit in dergleichen Anstalten einzuführen. Nur durch die Anstellung von Nonnen kann diesem grossen Übel gesteuert werden.

Die *Edinburgher* Infirmerie hat ferner eine doppelte *Bade - Anstalt*, nemlich eine für die sich darin befindenden Kranken, und eine für das gesammte Publikum. Obwohl es den Patienten des Spitals strenge verboten ist, letzteres zu besuchen, so hat doch die Idee allein, eine öffentliche Bade-Anstalt mit einem Krankenhause verbinden zu müssen, etwas Abschreckendes.

Die Errichtung einer doppelten Bade-Anstalt beweist, dass dieses Spital Überfluss an Wasser haben muss. Dies ist auch wirklich der Fall, denn das ganze Haus ist reichlich mit Wasserröhren versehen. Das Wasser kommt von dem *Behälter*, der ganz *Edinburgh* damit versieht; ein Gegenstand,

der von jedem Fremden gesehen zu werden verdient.

Endlich muss ich erinnern, dass die Kranken und Wiedergenesenden, welche Bewegung machen können, in dem an dieses Spital gränzenden Hofe und Garten alle Gelegenheit finden.

Die Anstalt, von welcher die Rede ist, dient nicht allein für Arme, sondern auch für Soldaten und Seeleute. Für erstere erhält sie eine Entschädigung vom Gouvernement.

Vom Anfange besorgten die Mitglieder des Collegiums der Ärzte abwechselnd jeder einen Monath das Spital gratis; da aber hiedurch einige Unordnungen entstanden sind, so haben nun die Directoren einen Arzt, welcher die nicht zur Klinik gehörenden Kranken täglich besucht, auf immer bestimmt. Dieser ist gegenwärtig der vortreffliche Dr. *James Hamilton*. Ich habe denselben mehrmals bei seinen Krankenbesuchen begleitet, und habe dabei Gelegenheit gehabt, einen Fall zu sehen, welcher ziemlich laut für die Lehre der Complicationen inflammatorischer und nervöser Übel zu sprechen scheint.

Ein Schiff von *Danzig* war vor kurzem in dem Hafen von *Lieth* mit einem bösartigen Fieber, das sich unterwegs entwickelt hatte, angekommen. Das

damit behaftete Schiffsvolk wurde also sogleich in das Spital, und zwar sowohl in die Klinik, als auch Dr. *Hamilton*'s Abtheilung gebracht. Hier befand sich ein Kranker, welcher gesammte Symptomen des bösartigen Fiebers hatte. Es wurden ihm gelinde, die Ausdünstung befördernde Mittel gegeben. Auf einmal entstanden alle Symptomen der Peripneumonie. Dr. *Hamilton* setzte mit dem vorher gegebenen Mittel aus, und liess eine Ader öffnen. Den folgenden Tag waren die Symptomen der Peripneumonie verschwunden. Die Schwäche schien zugenommen zu haben. Es wurde ein Blasenpflaster gesetzt. Nach einigen Tagen war der Kranke in dem Zustande der Reconvalescenz.

Auch die Wundärzte besorgten ehemals die Infirmerie abwechselnd. Aus ähnlichen Ursachen sah man sich gezwungen, vier unter denselben zu wählen, und ihnen das chirurgische Departement anzuweisen. Jeder derselben besorgte drei Monathe lang das Spital. Diese vier Wundärzte hatten das Recht, sich eben so viele Substituten zu wählen, die wie sie abwechselten. Aber auch diese Einrichtung wollte nicht gedeihen. Desshalb hat man jetzt die Verfügung getroffen, dass nur zwei Wundärzte in dem Spitale angestellt sind, welche zwei Assistenten haben. Nach dem Verlaufe von 2 Jahren werden diese Assistenten ordentliche Wundärzte, und die vorher ordentliche Wundärzte waren, werden nur blos als consultirende Wundärzte betrach-

tet. Die zwei ausgetretenen Wundärzte werden durch zwei neu erwählte Wundärzte ersetzt. Auf diese Art dient jeder dazu erkorne Wundarzt 6 Jahre lang dem Spitale, nemlich 2 Jahre als Assistent, 2 Jahre als Ordinarius und eben so viel als *Consultans*. Aber auch mit dieser Einrichtung sind wieder viele nicht zufrieden. Überhaupt haben grosse Streitigkeiten über die Verfassung des chirurgischen Departements in der *Edinburgher* Infirmerie statt gefunden, welche zu vielen Schriften, ja sogar zu ein Paar Quartbänden Anlass gegeben haben *). Was mich betrift, so gefällt mir die zuletzt angenommene Verfassung sehr gut, indem auf diese Art stets junge Wundärzte die chirurgi-

*) Observations on the mode of attendence of the Surgeons of *Edinburgh* on the Royal Infirmary, in a Letter addressed to the Royal College of Surgeons by *Benjamin Bell*. Edinburgh. 1800.

Appendix containing further remarks on the Surgical departement of Hospitals. By *Benjamin Bell*.

Outlines of a Plau for the regulation of the surgical Departement, of the royal Infirmary, submitted to the consideration of the Managers of that Institution. By *John Thomson*.

An Address to the members of the royal college of Surgeons on the regulations of the Surgical Departement of the Royal Infirmary. By *Andrei Wardrop*.

Additional Memorial to the Managers of the Royal Infirmary by *James Gregory*. Edinburgh 1803.

schen Patienten des Spitals besorgen, welche doch gewiss im allgemeinen den Wundärzten eines zu hohen Alters vorzuziehen sind. Indessen scheint mir der Termin von sechs Jahren zu kurz; wenigstens müsste ich *der* Stadt sehr viel Glück wünschen müssen, welche eine so grosse Anzahl von guten Wundärzten aufzuweisen hätte, dass ein so schneller Wechsel keine wenig Fähige in das Spital einführen sollte! Sechs Jahre Assistent, eben so lang Ordinarius und Consultans wäre wohl für die Anstalt vortheilhafter. Ich kann nicht aufhören, von der Infirmerie von *Edinburgh* zu sprechen, ohne, wie ich oben versprochen habe, von einer Krankheit Meldung zu machen, welche in Europa, dem nördlichen Schottland, wie man glaubte allein eigen seyn sollte, und von welcher ich einige Beispiele in diesem Spitale sahe. Ich spreche vom

Sibbens (*Yaws*).

Das *Sibbens* ist nemlich eine wahre venerische Seuche, welche das Sonderbare hat, dass sie sich nicht blos durch den Beischlaf und die gewöhnlichen Wege mittheilt, sondern, dass sie selbst durch den nähern Umgang mit Patienten, die an diesem Übel leiden, ansteckend wird, und zwar nicht allein durch den gemeinschaftlichen Gebrauch der Löffel, Trinkgläser und Tobakspfeifen, sondern auch durch das Tragen der inficirten Wäsche oder Kleidungsstücke. *Gilchrist*, *Benjamin Bell* und

Swediauer haben uns eine Beschreibung dieser Seuche gegeben. Ihre Zufälle gleichen ganz den Symptomen der gewöhnlichen Lustseuche, nur mit der Ausnahme, dass sich diese durch ein vorausgegangenes örtliches Übel der Zeugungstheile, das *Sibbens* aber, ohne vorläufige Localaffection dieser Organe äussert. Ich sah einige Kranke dieser Art in dem *Edinburghischen* Spitale. Unter andern untersuchte ich eine Frau, welche, ohne dass irgend ein örtliches Übel vorausgegangen wäre, mit Knochenschmerzen und offenbar venerischen Geschwüren der Haut und des Halses behaftet krank lag. Die Scheidewand ihrer Nase war bereits ganz zerfressen. Man behandelte die Kranke mit ätzendem Quecksilber mit dem besten Erfolge.

Bisher hatte man, wie gesagt, geglaubt, das *Sibbens* herrsche in Europa nirgends als im nördlichen Schottland. Dass sich nemlich eine ähnliche Krankheit in *Canada* vorfinde, war allgemein bekannt. Allein, auch ausser Schottland existirte vor kurzem ein ähnliches Übel in Europa unter dem Nahmen *Scherlievo* an der *Ungarischen Küste*, so wie in *Dalmatien*. Mein Vater behält sich vor, eine ausführliche Beschreibung dieser Seuche zu geben. Indessen werden folgende Nachrichten dem Publikum nicht gleichgültig seyn.

Im Jahre 1800 äusserte sich in *Dalmatien* eine Krankheit, welche zwar die Spuren der veneri-

schen Seuche trug, die man aber eher für ein *Lepra* ansah, da sie sich nicht blos durch den Beischlaf, sondern auch durch jeden nähern Umgang mittheilte. Mehrere Tausende von Menschen waren bereits angesteckt, als Dr. *Cambieri*, Physikus zu *Fiume*, diese, von den Einwohnern *Scherlievo* genannte, Krankheit für ein venerisches Übel, und jenes für das *Sibbens* der Schottländer erklärte. Dessen hierüber gestelltes Gutachten wurde durch den Hof meinem Vater mitgetheilt, und dieser stimmte der Meinung des Dr. *Cambieri* vollkommen bei. Dem zu Folge wurde das bestehende Übel nicht allein mit ätzendem Quecksilber geheilt, sondern auch durch die Errichtung von Spitälern und Anwendung anderer Massregeln der Verbreitung desselben vollkommen zuvorgekommen, so, dass diese Krankheit nach dem Verlaufe von beinahe drei Jahren ganz ausgerottet war. Dr. *Cambieri* äusserte bei dieser Gelegenheit die Meinung, dass das *Sibbens* oder der *Scherlievo* die ursprüngliche venerische Krankheit, so wie sie sich bei ihrer Entstehung in Europa zeigte, sei. Es ist nemlich allgemein bekannt, dass man lange nicht auf den Gedanken gekommen ist, die venerische Seuche verbreite sich durch Ansteckung während dem Beischlafe. Selbst die schnelle Verbreitung dieses Übels über ganz Europa lässt vermuthen, dass diess nicht der einzige Weg gewesen seyn mag, auf welchem sich die Lustseuche dazumal mittheilte.

Dyspensary.

Dieses Institut ist ganz nach dem Plane der, in dem ersten Bande dieses Werkes beschriebenen, *Dispensary*'s von London eingerichtet. Es wurde im Jahre 1776 von Dr. *Duncan* gestiftet. Die Unkosten werden grösstentheils durch eine jährliche Subskription bestritten. Dr. *Duncan* der jüngere, Sohn des würdigen Professors, ist in dem *Dispensary* als Arzt angestellt. Ich zählte diesen wackern jungen Mann einst unter meine Zuhörer auf der hohen Schule zu *Pavia*. Mit grossem Vergnügen erneuerte ich seine Bekanntschaft in *Edinburgh*. Er hat sich vorzüglich dem Studium der medizinischen Polizei gewidmet. Da er die Deutsche Sprache vollkommen besitzt, so fällt es ihm leicht, aus den klassischen Schriftstellern, welche Deutschland in diesem Fache aufzuweisen hat, allen Nutzen zu schöpfen. Es wäre zu wünschen, dass man diesem kenntnissvollen Manne einen grössern Wirkungskreis verschaffen möchte. Ein Fach, in welchem es Dr. *Duncan* auch weit gebracht hat, ist die Pharmacie. Die durch ihn besorgte neueste Ausgabe des *Edinburgher Dispensatoriums* dient zum Beweise dieser Behauptung. Es wäre sehr zu bedauren, wenn es die Umstände nicht erlauben sollten, Dr. *Duncan* heute oder morgen unter der Zahl der Professoren zu sehen. Es mag sich manches mit gutem Grunde gegen eine Art von Erblichkeit der Professorsstellen sagen lassen, und die Uni-

versität *Edinburgh* mag bei diesem Systeme nicht immer am besten gegangen seyn; allein dasselbe gerade dort ändern zu wollen, wo die Reihe an einen wackern jungen Mann kommt, der sich gewiss gut auszeichnen würde, diess dürfte vielleicht auch nicht ganz dem Besten der Universität angemessen seyn.

Waisenhaus.

Andreas Gardner stiftete diese unter dem Nahmen *Orphan Hospital* bekannte Anstalt im Jahr 1732. Sie wurde nachher vorzüglich durch Subskriptionen und Geschenke unterstützt. Das nemliche findet in dem gegenwärtigen Augenblicke noch Statt. Das jährliche Einkommen dieser Anstalt, welches nicht höher dann auf 1000 Pfund Sterling angeschlagen werden kann, würde nemlich nie ohne eine solche Hülfe hinreichen, um gegen 150 Kinder zu erziehen. Diese werden im siebenten Jahre aufgenommen, und im neunzehnten entlassen. Man erzieht sie gewöhnlich zu Handwerkern auf. Das Locale dieser Anstalt wäre sehr gut, wenn es nicht eine so tiefe Lage hätte. Überhaupt hatte ich mir eine weit vortheilhaftere Idee dieses Instituts gemacht, als ich dieselbe realisirt gefunden habe. *Howard* hatte nemlich dem gegenwärtigen Waisenhause das Zeugniss gegeben, dass es eine der nützlichsten Anstalten dieser Art in Europa sei. Er hat die allda eingeführte Ordnung und Reinlichkeit ausserordentlich gelobt. Ich habe in dieser letzten

Hinsicht das Gegentheil beobachtet; ja ich erinnere mich nicht, ein unreineres und unordentlicheres Waisenhaus als dieses gesehen zu haben. Auch konnte ich nicht umhin, meine Verwunderung mehreren Einwohnern von *Edinburgh* zu erkennen zu geben, und sie um die Ursache eines solchen Widerspruches zu fragen. Ich erfuhr einstimmig, dass das Waisenhaus seit dem Absterben des Hrn. *Thomas Tod*, der es zu *Howard*'s Zeiten verwaltet hatte, sehr in Verfall gerathen sei; ein Umstand, über welchen sich die gegenwärtigen Aufseher desselben schämen sollten. Man sieht indessen hieraus, wie abwechselnd der Zustand von dergleichen Instituten ist, und wie sehr derselbe manchmal von *einer* Person abhänge.

Heriots Hospital.

Heriots Hospital verdanket seinen Ursprung dem Hrn. *George Heriot*, einem Goldschmiede. Derselbe erwarb sich ein so grosses Vermögen, dass er bei seinem Tode 23,625 Pfund Sterling und 10 Schillinge zum Unterhalte und der Erziehung armer und vaterloser Knaben der *Edinburgher* Bürger bestimmte. Nichts desto weniger erbten auch *Heriot*'s Freunde 60,000 Pfund Sterling.

Die Lage dieses Waisenhauses ist ausserordentlich schön und gesund. Das Gebäude wurde innerhalb der Jahre 1628 und 1650 errichtet. Es

ist sehr prächtig, und im Gothischen Style angelegt. Die zur Erbauung desselben erforderlichen Kosten beliefen sich auf 30,000 Pfund Sterling; dessen ungeachtet ist dem Institute noch ein jährliches Einkommen von 3000 Pfund Sterling geblieben.

Die Einrichtung des Heriots-Spitals ist ohne Ausnahme vortrefflich. Ein Umstand, der allda den höchsten Grad von Vollkommenheit erlangt hat, ist die *Beheitzung der Wohn-* und *Schlafzimmer*, so wie die *Bestellung* des *Feuers in der Küche*. Diese Einrichtung besteht erst seit wenigen Jahren, und hat dem menschenfreundlichen und kenntnissvollen Hrn. Grafen *Rumford* ihre Entstehung zu verdanken. Dieser liess die Öfen und die Küche unter seinen Augen bauen. Seit dieser Zeit ersparet die Anstalt jährlich 70 Metzen Kohlen (den Metzen zu 12 Centner gerechnet) und ist dann besser als jemals geheitzt. Die Küche gleicht vollkommen einem Cabinette. Eine einzige Köchin kocht allda für mehr denn hundert und zwanzig Personen, und scheint dabei kaum beschäftigt zu seyn. In dieser Küche bemerkt man weder Feuer und Rauch, noch den Geruch der Speisen. Durch eine sehr einfache Einrichtung steht es in der Köchin Macht, jedem Gefässe so viel Wärme zu verschaffen, als sie für nöthig hält. Die Wasserdämpfe werden theils zum Dämpfen der Erdäpfel gebraucht, theils, wenn sie condensirt sind, als warmes Wasser gebraucht. Der

Ofen, in welchem man den Braten röstet, ist äusserst zweckmässig eingerichtet. Überhaupt lässt sich eine solche Küche in jeder Hinsicht nicht genug loben. Ohne von der Ökonomie zu sprechen, bedenke man nur, wie vortheilhaft dieselbe für die Gesundheit der Kochenden ist. Die Anzahl der Übel, welche durch die Art unsrer Küchenfeuer, vermöge welcher die Köchinnen gleichsam mit dem Braten gebraten werden, entspringen, ist grösser als man glaubt. Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, dieselben in dem allgemeinen Krankenhause in Wien zu beobachten. Verlust von Esslust, Zittern der Glieder, Rothlauf, Kopfwehe und dergleichen waren die gewöhnlichen Folgen theils der unmittelbaren Wirkung des Feuers, theils des Trunkes, dem sich diejenigen so leicht ergeben, die an einem grossen Feuer arbeiten. Ferner muss die Verunstaltung der Haut, an Gesicht und Händen, welche die Wirkungen des Feuers nach sich ziehen, in Anschlag gebracht werden. Dass dieser letztere Umstand viele Mädchen und Frauen von höherer Herkunft öfters allein abhalte, die Kochkunst zu erlernen, oder die gehörige Aufsicht über die Küche zu führen, ist ausser Zweifel gesetzt. — In einer nach Graf *Rumford*'s Grundsätzen eingerichteten Küche könnten die delikatesten Damen, ohne alle Gefahr ihren Händen und ihrem Gesichte zu schaden, sich der Kochkunst widmen. Mögen doch diese unbeschreiblichen Vorzüge das grosse Publikum einmal aufmerksam machen, und es bewegen, des

unsterblichen Grafen *Rumford's* Vorschläge, eine bessere Beheitzung betreffend, zu benutzen! —

Die Anzahl der Zöglinge dieses Waisenhauses beläuft sich auf 120. Sie werden im Lesen, Schreiben, in der Arithmetik und im Latein unterrichtet. Diejenigen unter ihnen, welche zum Handel oder zu einem Handwerke übergehen wollen, erhalten beim Austreten 30 Pfund; diejenigen aber, die sich der akademischen Laufbahne zu widmen gedenken, bekommen 4 Jahre hindurch 10 Pfund. Diese Summe mag vor ein Paar hundert Jahren für einen Studierenden hingereicht haben.

Gillespie's Spital.

Herr *James Gillespie*, ehemals Kaufmann in *Edinburgh*, hinterliess nach seinem Tode den grössten Theil seines Vermögens zur Errichtung eines Versorgungshauses für alte Weiber und Männer, so wie zur Gründung einer *Schule* für 100 Knaben. Man erwählte zur Errichtung dieses Instituts einen vortrefflichen Ort, der sich auf einer Anhöhe befindet. Das bequeme, hiezu bestimmte Haus hat einen grossen freien Platz sammt einem Garten vor sich. Das Innere dieses Instituts ist reinlich. Nur die Köchin und die Küche dürften in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen. Die allda verpflegten alten Leute, vierzig an der Zahl, bewohnen einzeln ziemlich geräumige Zimmer. Nur in

wenigen Stuben sind deren zwei beisammen. Sie scheinen sehr zufrieden und vergnügt. Die Bedingnisse zur Aufnahme dieser alten Personen sind folgende: Gute Aufführung, Armuth und Mangel an Unterstützung von andern frommen Stiftungen, das Alter von fünfzig oder mehreren Jahren. Vorzugsweise werden aufgenommen: 1) Personen, welche ehemals bei Hrn. *Gillespie* gedient haben; 2) solche, welche den Nahmen *Gillespie* tragen; 3) Einwohner von *Edinburgh* oder dessen Vorstädten. Personen, welche *Leith* oder jedem andern Theile der Grafschaft *Mid Lothian* zugehören; endlich ein jeder Schotte.

Die Schule nimmt 100 Knaben, ohne Rücksicht auf ihren Wohnort, auf, wenn dieselben arm sind, und nicht unter sechs, und nicht über zwölf Jahre haben. Diese Knaben werden im Lesen, Schreiben, Rechnen, so wie in der Christlichen Religion unterrichtet.

Nebst den bisher beschriebenen milden Stiftungen gibt es noch einige, eben so wohlthätige, die ich blos der Kürze halber nicht anführe. Des Capitains *William Horn*'s Vermächtniss kann indessen wegen der Originalität nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Derselbe hinterliess nemlich bei seinem Tode 3500 Pfund Sterling in den Händen des Magistrats, damit die Interessen dieser Summe jährlich an den Weihnacht-Feiertagen

unter die armen Taglöhner, welche zu dieser Zeit keinen Gewinn haben, vertheilt werde. Diejenigen unter diesen, welche grosse Familien haben, erhalten fünf Pfund Sterling, die übrigen bekommen 10 Schillinge.

Asylum zur Unterstützung dürftiger und arbeitsamer Blinden.

Die Anzahl der in diesem Institute sich befindenden Blinden belauft sich auf 27 männliche und 10 weibliche. Der grösste Theil unter ihnen hat das Gesicht durch die Pocken verlohren. Sie verfertigen Körbe, Teppiche und dergleichen. Dieses Institut wird durch freiwillige Beiträge unterstützt. Einige allda unterrichtete Blinde haben bereits ihr Glück gemacht. Unter diesen verdient *Dennis Maqueer* aus Irrland angeführt zu werden. Dieser Mensch kehrte, nachdem er sich in dem *Edinburgher*-Institute in verschiedenen Handarbeiten Geschicklichkeit erworben hatte, in sein Vaterland zurück, und errichtete allda in *Belfast* ein ähnliches Institut. Er ertheilte fünfzehn Blinden Unterricht, welche sich nun beinahe einen Schilling des Tages verdienen, während dem er auf eine halbe Krone täglich zu stehen kömmt. Vor kurzem schrieb er an *James Hunter*, einen andern Blinden des Asylums von *Edinburgh*, indem er denselben einlud, sich nach Irrland zu begeben,

und ihm beyzustehen. Er versprach ihm einen und einen halben Schilling wöchentlichen Lohn.

Gefängniss.

Dieses Gefängniss liegt mitten in der Stadt, und ist dicht mit Häusern umgeben. Es enthält über 60 Gefangene, theils Schuldner, theils Missethäter. Diejenigen unter ihnen, welche sich nicht selbst unterstützen können, erhalten eine kleine Summe von dem Hause selbst. Dieses Gefängniss ist so übel und schmutzig gehalten, dass es selbst in Deutschland zu den schlechtern Gefängnissen gezählet werden müsste. In einer Stube, wo sich Missethäter befanden, war die Luft so verdorben, dass es mir unmöglich fiel, mich allda über eine Minute aufzuhalten. Die Kranken liegen nebstdem mit den Gesunden vermischt. Mit einem Worte, dieses Gefängniss macht *Edinburgh* Schande.

Zuchthaus.

Das Zuchthaus, *Bridewell* genannt, ist hingegen das schönste in Europa. Es liegt ausserhalb der Stadt auf einer Anhöhe, welche jene grösstentheils dominirt. Der Bau dieser, nach *Howard's* Grundsätzen angelegten, Verbesserungs- und Straf-Anstalt wurde im Jahre 1795 geendigt. Der Grundstein wurde 1791 mit grossen Feierlich-

keiten gelegt. Man begrub unter demselben mehrere gläserne Flaschen, in die man einige Münzen brachte, welche unter der Regierung des gegenwärtigen Königs geprägt worden sind. In andere dieser Flaschen wurden die Nahmen der gegenwärtigen Magistrats-Personen, ein Exemplar des *Edinburgher*-Almanachs und der vier hier gedruckten Zeitungen gelegt.

Das Gebäude, von welchem die Rede ist, hat viel Ähnlichkeit mit einem Gothischen Ritterschlosse, dessen Gestalt rund ist. An den Seiten sind länglichte Öffnungen angebracht, um Luft und Licht zuzulassen. Eine hohe Mauer umgibt dieses Zuchthaus in einer ziemlichen Entfernung, so, dass zwischen jener und diesem ein grosser Raum Statt findet. Der Eintritt ist mit einem starken Gitter verwahrt. Man kommt von da in die Wohnung des Aufsehers. Das Innere vom *Bridewell* ist auf eine ganz sonderbare Weise eingerichtet. Ich kann meinen Lesern keine bessere Idee davon geben, als wenn ich sie bitte, sich ein grosses, mit drei Reihen Logen versehenes Schauspielhaus vorzustellen. Wo dort die Bühne ist, da befindet sich im *Bridewell* die Wohnung des Aufsehers, und ober derselben jene des Wundarztes. Um hievon einen Begriff zu haben, bilde man sich ein, dass anstatt des Vorhanges, welcher die Bühne in den Zwischenakten des Schauspieles bedeckt, ein dreistockiges Gebäude sei. In dem halben

Kreise, den der übrige Theil des Schauspielhauses bildet, sind die Gefangenen zwei zu zwei gleichsam in Logen eingetheilt. Zwischen diesen Logen und denjenigen, welche man in einem Schauspielhause siehet, ist nemlich kein andrer Unterschied, als dass erstere von oben bis unten mit einem eisernem Gitter verwahrt sind. Durch diese Verfügung übersieht der Aufseher gesammte, in den drei Reihen von Logen befindliche Gefangene mit einem Blicke. Da nun dieselben ohne Ausnahme mit Spinnen beschäftigt sind, so gewährt ihr Anblick, von Seiten der Wohnung des Aufsehers, ein frappantes Schauspiel. Aber auch die Gefangenen geniessen von ihrer Seite einen schönen Anblick. Die Fenster der Wohnung des Aufsehers, auf welche sie eben so sehen, wie die Zuschauer in einem Schauspielhause auf die Bühne, sind nemlich mit Blumentöpfen besetzt, welche ein sehr heiteres Ansehn gewähren. Die Logen, in welchen die Züchtlinge arbeiten, öffnen sich rückwärts in einem halbzirkelförmigen Gange. Ihnen gegen über sind die zu einer jeden Loge gehörenden Schlafzimmer. Die Züchtlinge liegen hier ebenfalls zwei zu zwei beisammen. Während dem sie sich in den Arbeitszimmern oder Logen aufhalten, werden die Schlafzimmer gereinigt und gelüftet. Des Nachts geschieht das nemliche in Hinsicht ihres täglichen Aufenthalts-Ortes. Der Platz, welchen das *Parterre* in einem Schauspielhause einnimmt, dient dem Züchtlingen zum Speise-Saal. Allda

wird auch der Gottesdienst verrichtet. Die Beheitzung dieser gesammten Anstalt ist auch nach *Rumford*'schen Grundsätzen eingerichtet. Die von zwei Öfen ausgehenden Röhren treiben den Rauch durch einen grossen Theil des Hauses. Mit Wasser ist *Bridewell* im Überflusse versehen. In jedem Stockwerke desselben bemerkt man Abtritte, welche gehörig mit Wasser abgespült werden können.

Bevor ich die Beschreibung von *Edinburgh* schliesse, muss ich noch eines Arztes erwähnen, der meine Hochachtung besitzt. Er wohnet in dem benachbarten Seehafen *Leith*. Sein Nahme ist Dr. *Cheyne*. Die Art, mit welcher dieser junge Mann die medizinische Laufbahn betreten hat, lässt mit Grunde hoffen, dass er sich immer mehr auszeichnen, und die gute Meinung, welche man von den Vorzügen der Schottischen Ärzte hat, ferner bestättigen werde. Der erste Theil eines Werkes, welches Hr. Dr. *Cheyne* über die *Kinderkrankheiten* zu schreiben angefangen hat, enthält viele wichtige Bemerkungen, und verdient allerdings in andere Sprachen übersetzt zu werden.

Mehrere meiner Leser werden endlich, nicht ohne einiges Recht, nähere Nachrichten über Dr. *John Brown* von mir erwarten, da nemlich dieser berühmte Reformator der Heilkunde den grössten Theil seines Lebens in *Edinburgh* zubrachte. Ich

werde ihre Neugier, so viel diess von mir abhängt, befriedigen, und denselben hierdurch einen Beweis der Aufrichtigkeit geben, mit welcher ich, meine Gesinnungen an den Tag zu legen, mir ein Gesetz gemacht habe. Da ich von einer Seite mit den Söhnen und mit mehreren Freunden des Dr. *Brown*, von der andern aber mit dessen erklärtesten Gegnern umgegangen bin, so ist es mir eben nicht schwer gefallen, durch die Zusammenhaltung der durch sie gefällten Urtheile wo nicht die Wahrheit zu erreichen, ihr jedoch sehr nahe zu kommen.

Dr. *John Brown* hat allerdings zu seiner Zeit grosses Aufsehen in *Edinburgh* erregt, und diess besonders unter der studierenden Jugend. Die meisten Professoren waren bekanntlich seine Feinde. *Brown*'s Benehmen gegen *Cullen* wird beinahe allgemein für undankbar erklärt. Dieser hatte ihn mit Wohlthaten überhäuft, als er auf einmal mit ihm brach. Einige suchen *Brown* dadurch zu vertheidigen, dass sie vorgeben, *Cullen* habe *Brown* in spätern Jahren noch immer so *en bagatelle* behandelt, wie er es wohl früher hatte thun können, wie es aber *Brown*, als er sich zu fühlen anfing, nicht wohl ertragen konnte. Unter andern soll *Cullen* ausgerufen haben, als *Brown* um eine Kanzel auf der Universität *Edinburgh* anhielt; "Was? unser *Hanns* will Professor werden!"

Dr. *Brown* war, seine Neigung zum Trinken abgerechnet, ein vortrefflicher Familienvater. — Er floh aber den Umgang gebildeter Menschen, wesswegen man ihn auch in den guten Gesellschaften nicht persönlich kannte.

Die Fähigkeiten des Dr. *Brown* werden von niemanden (den Dr. *Gregory* vielleicht allein ausgenommen,) in Zweifel gezogen. Indessen hat seine Theorie niemals in Britannien Glück gemacht, wie diess überhaupt mit jeder medizinischen Theorie allda der Fall ist. Selbst *Cullen* wird blos als praktischer Arzt hochgeschätzt; über seine Theorie geht man hinaus. Ja, dieser grosse Arzt erklärte sogar bei verschiedenen Gelegenheiten selbst, dass er seine Theorie blos ersonnen hätte, um den Geist der jungen Ärzte zu beschäftigen, so wie man dem Wallfische ein Fass hinwerfen muss, um ihn einstweilen zu unterhalten (*there must be a tub to amuse the Whale*). Bei den Ärzten Britanniens wird kein medizinischer Schriftsteller allgemeinen Beifall finden, wenn er nicht reine Resultate aus der Erfahrung aufstellt, oder wenigstens die Materialien hiezu ohne allen Prunk liefert. Hat daher die Erregungstheorie in England keinen Beifall gefunden, so hatte das nemliche Schicksal die vorhergegangenen *gastrischen* und *biliösen Theorien* getroffen, welche in Deutschland so viel Aufsehen erregten, und es noch wirklich in Frankreich thun. *Stoll's* Werke geniessen wenigstens die allgemeine

Achtung der Britischen Ärzte nicht. Unter allen systematischen medizinischen Schriftstellern der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird *Borsieri* am höchsten geschätzt. Beinahe jeder Britische Arzt besitzt dessen Werke. Der älteste Sohn des Dr. *John Brown* hat dieselben in das Englische übersetzt.

Dr. *John Brown* selbst hat keine Praxis gehabt, diejenige vielleicht ausgenommen, die er sich erworben haben mag, als er bei *Cullen* lebte. Da es jenem gegen Ende übel ging, so dachte er darauf, sein Vaterland zu verlassen, und nach Deutschland zu kommen. Dr. *Brown*'s Söhne theilten mir hierüber eine Anekdote mit, die ich hier, ohne sie verkürzen zu wollen, anführe. Während des letzten Aufenthalts des Dr. *Brown*'s in *London* machte er Bekanntschaft mit einigen Personen, welche zu der k. Preussischen Gesandtschaft am Englischen Hofe gehörten. Durch ihre Verwendungen wurde er bei dem Berliner Hofe empfohlen. Diese Empfehlung hatte so gute Wirkung, dass Dr. *John Brown* wirklich nach *Berlin* hätte kommen sollen, als dieser Ruf durch einen sonderbaren Zufall in die Hände eines andern *Brown*'s fiel, der sich dem zu Folge dahin begab.

Glascow.

Glascow liegt 42 Englische Meilen von *Edinburgh*. Diesen Weg legte ich den 9ten Juli 1803 in siebenthalb Stunden zurück.

Ein Reisender läuft nie grössere Gefahr ein ungerechtes Urtheil zu fällen, als wenn er sich nach einem Aufenthalte, der ihn vollkommen befriedigt hatte, in eine andere fremde Stadt begibt. Diese Gefahr ist um so grösser, wenn er allda auf einen Gasthof stösst, wo man ihn übel bewirthet. Man sollte es kaum glauben, wie viel dieser Umstand auf das Urtheil, welches Reisende über die Vorzüge dieser oder jener Stadt fällen, einfliesse. Nach einer guten Bewirthung kommen dem Reisenden viele Gegenstände *couleur de Rose* vor, die er im entgegengesetzten Falle schwarz siehet. Von allem diesem überzeugt sahe ich mich gezwungen, mir alle Gewalt anzuthun, um nicht ungerecht über *Glascow* zu urtheilen. Nicht allein war ich nemlich in ein elendes Gasthaus gerathen,

sondern der Zufall wollte auch, dass beinahe alle die Personen, an welche ich in *Glascow* Briefe hatte, auf dem Lande waren. Es ist hier nemlich Sitte, dass nicht allein ein grosser Theil der Einwohner den Sommer auf dem Lande zubringt, sondern auch, dass diejenigen unter ihnen, welche sich wegen Geschäfte nicht lange entfernen können, wenigstens des Sonnabends die Stadt verlassen, und erst Montags dahin zurückkehren. Da ich nun an einem Sonnabende in *Glascow* angekommen bin, so war es natürlich, dass ich beinahe niemand antreffen konnte. Indessen ist es mir doch gelungen, eines meiner Empfehlungsschreiben an Hrn. *Cumin* anzubringen. Er ist, wenn ich nicht irre, Lehrer der Orientalischen Sprachen an der Universität zu *Glascow*. Zu dem wenigen Interesse, das ein unbekannter Arzt einem solchen Manne einflössen kann, kam noch ein andrer Umstand. Einer meiner Freunde hatte mir einen Brief an diesen Professor gegeben. Nichts war also natürlicher, als dass ich glauben sollte, der Brief käme unmittelbar von meinem Freunde des Hrn. *Cumin;* das war aber nicht der Fall. Mein Freund hatte sich den Brief von einer dritten Person verschafft, die mich, ohne mich zu kennen, Hrn. *Cumin* empfohlen hatte. Ich kann es dem zu Folge diesem nicht verdenken, dass er mich ziemlich trocken empfangen hat. Indessen hatte er doch die Güte, mich alsogleich in das Spital zu führen, und mich allda

dem Apotheker anzuempfehlen, damit mir derselbe diese Anstalt zeigen möge.

Königliche Infirmerie.

Diese Krankenanstalt hat den besten Ruf in Britannien, und wird allgemein für ein Modell aller Spitäler angesehen. Hr. *Pictet* gibt ihr ein ähnliches Zeugniss in seinen interessanten Briefen über England und Schottland. *) Ich war daher besonders begierig, dieses Krankenhaus genau zu untersuchen.

Die k. Infirmerie von *Glascow* liegt auf einer Anhöhe, die sich dicht an der Stadt befindet. Erstere steht frei, und hat sich die umliegende Gegend eigen gemacht, damit es niemanden einfallen möge, um sie herum zu bauen. Doch liegt die Cathedralkirche mit einem grossen Gottesacker dicht an der Imfirmerie. Das Gebäude, in dem sich dieselbe befindet, ist prächtig. Dessen Façade hat im kleinen einige Ähnlichkeit mit dem *Hôtel des Invalides in Paris.* Vor dem Spitale ist eine grosse, mit einem eisernen Gitter umgebene Terrasse. Das Spital selbst hat vier Stock, ohne einen fünften zu zählen, der sich unter der Erde befindet. So wie man in diese Anstalt tritt, kommt

*) Bibliotheque britannique.

man in ein schönes *Vestibulum*. Wie sehr stach nicht die an diesem Orte herrschende Unordnung und Unreinlichkeit mit der Bauart desselben ab! Links beim Eintritt stand ein zerrissener schmutziger Schirm, auf welchem mehrere Lumpen, alte Strümpfe und dergleichen lagen; und rechts sahe ich einen mit Staub überzogenen Tragsessel. Nicht weit davon lagen eiserne Stangen und andere Geräthschaften.

Ich wurde zuerst in den unterirdischen Stock geführt. Allda sahe ich die *Apotheke*, das *Laboratorium*, eine *Bade-Anstalt*, die *Küche* und die *Speisekammer*.

Die *Apotheke* ist klein und finster, und das Laboratorium so enge, dass man sich kaum darin umdrehen kann. Letzteres ist reichlich mit Wasser versehen, dessen Zu- und Abfluss sehr bequem eingerichtet ist.

Die *Bade-Anstalt* besteht aus zwei Zimmern. In dem einen derselben ist das warme, in dem andern das kalte Bad. Dieses ist klein und feucht. Die Bade-Wanne ist eingemauert, und kann blos für *eine* Person dienen. Das Wasser stürzt mit starker Gewalt in diesen Behälter. Das Zimmer für die warmen Bäder konnte ich nicht sehen, weil man den Schlüssel dazu vermisste! Die Kranken, welche sich nicht in die Bade-Anstalt begeben kön-

nen, bekommen die Bäder an ihre Betten. Hiezu dienen portative Bade-Wannen von Blech. Diese haben die Gestalt eines Schuhes. Es muss schwer seyn, sehr schwache Kranke, oder solche, die mit Rheumatismus behaftet sind, in diese Wannen zu bringen; und noch schwerer muss es fallen, dieselben heraus zu ziehen.

Die *Küche* ist zwar geräumig, aber so eingerichtet, dass man glauben sollte, es habe nie ein Graf *Rumford* gelebt. Nicht allein brennt in einem Kamine ein höllisches Feuer, sondern alle übrigen Feuerplätze sind auf das zweckwidrigste eingerichtet. Neben der Küche ist ein Ort, wo man das Küchengeräthe wäscht. Derselbe sah so schmutzig aus, dass mir Eckel ankam. In die Speisekammer wollte man mich nicht führen; ich warf dessen ungeachtet einen Blick hinein, und nahm eine grosse Unordnung wahr.

Im ersten Stocke sieht man rechts und links, d. h. in einem jeden der Flügel des Gebäudes *einen* Kranken-Saal; das nemliche findet in den drei übrigen Stöcken Platz. Dieses grosse Spital enthält folglich nicht mehr, denn acht Krankenzimmer. Dieselben sind im ersten Stocke durch das Versammlungs-Zimmer, im zweiten durch den Operations-Saal, im dritten durch die Wohnung der Aufseher (die überall das *Corps de Logis* einnehmen), getrennt. Jedes Krankenzimmer hat zwölf Betten,

Dieselben stehen zu zwei und zwei in den Räumen, welche zwischen den Fenstern sind, recht dicht an einander. Jedes Krankenzimmer hat nemlich sechs Fenster, wovon drei auf jeder Seite. Sie stehen sich gerade gegen über, so, dass das Spital durchsichtig ist, und gewiss vollkommen durchlüftet werden kann. Auch die Thüre, welche rechts und links von dem *Corps de Logis* in die Krankenzimmer führt, steht dem Kamine gegen über. An beiden Seiten des Kamines eröffnen sich Thüren, welche in einen runden Gang führen, an dessen Seite vier kleine Zimmerchen sind, wovon zwei für sehr unruhige Kranken, eines für den Abtritt, und das vierte zu einem Waschzimmer dienen. Letztere sind reichlich mit Wasser versehen. Der Gang, welcher zu diesem Zimmer führt, steht zugleich mit der Stiege in Verbindung. Nebst der Hauptstiege, die in dem *Corps de Logis* bemerkt wird, hat nemlich jeder Flügel an seinem Ende eine eigene schöne Stiege. (Da die Aufseher über dieses Krankenhaus die Mitte des Gebäudes bewohnen, so dürften solche Stiegen zu manchen schädlichen Unterschleifen Anlass geben.)

Die Bettstellen sind durchaus von Eisen; der Grund derselben ist jedoch mit Brettern belegt. Jedes Bett ist mit Strohsack, Matratze und guten Leintüchern versehen. Die Bettdecken sind gefärbt. Da die Stelle eines jeden Bettes, wo der Kranke seinen Kopf hält, gegen die Mauer zu stehen

kommt, und da nichts zwischen ihr und dem Kopfe des Kranken Platz findet, welches denselben verhindern könnte, seinen Kopf an die Mauer zu lehnen, so bemerkt man an der erwähnten Stelle der Mauer ober jedem Bette einen Schmutzflecken, der einen abscheulichen Anblick verursacht. Die Reinlichkeit war überhaupt in keinem der Kranken-Säle vollkommen; besonders schmutzig sahe es um den Kamin aus. Die allda aufgehängten Tabellen, welche die Tagesordnung enthalten, waren so schmutzig, dass man sie kaum lesen konnte. An den Thüren, welche zu den Nebenzimmern führen, sahe ich in einigen Sälen unreine Wäsche, Lichter und dergleichen hängen. Die Wärterinnen waren ebenfalls nicht reinlich angezogen. Eine derselben hatte ihre Haare ungekämmt über die Schultern hängen. In verschiedenen Sälen stank es nach Tobackrauche.

Die inneren Krankheiten sind von den äussern getrennt. Diese befinden sich in dem obersten Stocke. Der Operations-Saal ist sehr gross, und kann gegen 200 Zuschauer enthalten. Da sich derselbe im zweiten Stocke befindet, und das Licht von einer *Cupola*, die über dem vierten Stocke angebracht ist, herabfällt, so glaube ich nicht, dass derselbe sehr günstig seyn könne. Übrigens wird hier viel operirt. So versicherte mich nicht allein der Apotheker mit stolzer Miene, sondern so sprechen auch die durch die Directoren des Spitals

bekanntgemachten Akten. Im Jahre 1802 wurden unter 324 Kranken, die mit äusserlichen Übeln dahin kamen, 52 operirt. Die Anzahl der in dem erwähnten Jahre aufgenommenen Kranken belief sich überhaupt auf 745, welche zu den 75 Patienten, die von dem vorigen Jahre übrig geblieben waren, gerechnet die Summe von 820 ausmachen. Von diesen wurden 548 geheilt, und 72 gebessert. Mit Tode sind 41 abgegangen. Die Übrigen wurden theils auf eigenes Verlangen, theils weil sie unordentlich oder mit Beschwerden behaftet waren, die nicht für das Krankenhaus geeignet sind, ungeheilt entlassen. Auf das folgende Jahr blieben 91 Patienten zurück.

Die Kranken werden täglich von den Ärzten und Wundärzten Nachmittag von 2 bis 3 Uhr besucht. Die Directoren dieses Spitals wählen jährlich vier Wundärzte und 2 Ärzte. Jeder von den erstern besorgt 3 Monathe, und jeder von letztern sechs Monathe hindurch die Anstalt *gratis*.

Die Diät wird in diesem Spitale nach Umständen verändert. Man kauft nemlich, was zu jeder Jahreszeit am wohlfeilsten ist. Bei der ganzen Portion erhalten die Kranken gewöhnlich dreimahl die Woche Rindfleisch, die übrigen Tage bekommen sie Eyer oder Käse. Zur Zeit, wo man die Fische, besonders die Häringe, wohlfeil haben.

kann, werden ihnen diese gegeben. Die schwachen Kranken erhalten Fleischbrühe.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, dass die Infirmerie in *Glascow* weit von demjenigen Zustande der Vollkommenheit entfernt ist, in welchem man sie vermuthet. Indessen ist es auch wahr, dass die grösste Menge der angemerkten Fehler durch eine bessere Aufsicht in wenigen Tagen verbessert werden könnten, und vielleicht wirklich schon verbessert worden sind. Da ich nemlich nachher mit einigen Directoren dieses Krankenhauses gesprochen, und ihnen meine Meinung ganz freimüthig gesagt hatte, so dankten sie mir nicht allein dafür, sondern versicherten zugleich, dass sie alles anwenden werden, um die Ordnung in der ihnen anvertrauten Anstalt wieder herzustellen. In diesem Falle wollte ich auch gut stehen, dass sie sich nicht über den Mangel an Unterstützung von Seiten des Publikums zu beklagen haben werden, wie diess im vorigen Jahre geschehen ist.

Universität.

Die hohe Schule von *Glascow* besitzt keine vollkommne medizinische Facultät. Die Arzneiwissenschaft wird nemlich allda blos von zwei Professoren gelehrt, d. i. von Dr. *Freer* und Dr. *Taffray*. Jener liest über *theoretische Medizin*, dieser über *Anatomie* und *Botanik*. Nebst den eigentli-

chen Professoren rechnet man zu dieser Universität noch eine andere Gattung von Lehrern, welche unter dem Nahmen *Lecturers* bekannt sind. Sie haben keinen Antheil an den Facultätsgeschäften, geben aber übrigens ihre Vorlesungen wie die eigentlichen Professoren. Die medizinischen *Lecturers* sind Dr. *Millar* und Dr. *Cleghorn.* Ersterer liest *Materia medica*, dieser *Chemie.* Dr. *Millar* war ein Schüler von *John Brown*, und wird auch wirklich zu den eifrigsten Anhängern der Lehre desselben gezählet.

Da gesammte angeführte Lehrer der Heilwissenschaft, den Dr. *Cleghorn* allein ausgenommen, auf dem Lande waren, so habe ich ihre Bekanntschaft nicht machen können. Die hohen Schulen fangen nemlich auf der hiesigen Universität im Monathe November an, und endigen sich im Mai. Während den Ferien entfernen sich beinahe gesammte Professoren. Dr. *Cleghorn* ist einer der ausgezeichnetsten Ärzte Schottlands. Ohne seine Güte wäre mir der Aufenthalt in *Glascow* noch unangenehmer geworden. Er opferte einen Theil seiner kostspieligen Zeit auf, um mir Auskunft über verschiedene merkwürdige Gegenstände zu geben. Unter andern theilte mir Dr. *Cleghorn* folgende Nachricht mit, welche ich für sehr wichtig ansehe: *Glascow* ist eine vollkommene gesunde Stadt. Obwohl dieselbe mit Sümpfen in der Entfernung von drei Englischen Meilen beinahe umgeben ist, so

herrschen doch keine intermittirenden Fieber allda. Als ich Dr. *Cleghorn* um die Ursache dieser wichtigen Erscheinung fragte, erklärte er mir: Die Erfahrung habe gelehrt, dass die Sümpfe nie intermittirende Fieber erzeugen, wenn dieselben von *Torf* umgeben sind; ein Fall, der gerade in Hinsicht der *Glascow* umgebenden Sümpfe Statt findet. Dr. *Cleghorn* wagt es nicht, diese Erfahrung zu erklären. Sicher ist es, dass der Torf, welcher die Sümpfe umgibt, da er sehr begierig die Feuchtigkeit an sich ziehet, dieselben gleichsam austrocknet.

Auf einem Spatziergange, den ich in Gesellschaft des Dr. *Cleghorn* an den Ufern des Flusses Clyde, der sich durch grosse, mit Bäumen besetzte Wiesen schlängelt, vornahm, sahe ich eine Anstalt, die mir sehr wohl gefiel. Ich spreche von einem *öffentlichen Waschhause.* Dasselbe steht auf einer der oben erwähnten Wiesen. Um einen kleinen Geldbetrag kann sich allda jedermann sein Weiszeug selbst waschen, oder waschen lassen. Es wäre zu wünschen, dass eine solche Anstalt nachgeahmet würde. Auch zweifle ich nicht daran, dass dieselbe in den Händen sachkündiger Menschen sehr viel eintragen würde. Durch eine nach *Rumford*'schen Grundsätzen eingerichtete Waschküche liess sich ein ungemein beträchtliches Holzersparniss erwarten. Ein einziger Feuerherd würde gewiss hinreichen, eine ungeheure Menge Wasser zu

erwärmen, und die Biegeleisen zu erhitzen; wobei ich gar nicht einmahl den Nutzen in Anschlag bringen will, den man aus den Wasserdünsten und aus dem Rauche ziehen könnte. Die Asche dürfte zur Bereitung der Seife verwendet werden. Durch die zweckmässige Vertheilung der Arbeit würden ohne Zweifel dreissig Personen in einer solchen Waschanstalt mehr leisten, als auf dem gewöhnlichen Wege dreihundert Personen leisten können. Nicht weit von der erwähnten Waschanstalt an den Ufern der *Clyde* bemerkte ich eine *Rettungsanstalt für Ertrunkene*, mit der Aufschrift: *Humane Society Hous.* An dessen Mauer steht eine Inschrift, durch welche diejenigen, welche in dem Flusse baden wollen, von der Tiefe verschiedener Stellen, und folglich vor den gefahrvollen Orten gewarnt werden.

Nachdem ich einige Muselin- Stahl- und andere Fabriken durch die Güte des würdigen Dr. *Cleghorn*'s gesehen hatte, trat ich den 11ten Juli 1803 Nachmittags meine Reise nach *Liverpool* an. Mit der *Mail coach* konnte ich blos bis nach *Carlisle* accordiren. Bis dahin ist die Gegend gebirgig und wild, beinahe so, wie im Italienischen Tyrol. Des Abends kam ich in *Moffat*, einem kleinen Städtchen, das durch seine Schwefelbäder berühmt ist, an. Leider wurden uns blos einige Minuten Aufenthalts eingestanden, wesswegen ich keine Zeit hatte, um mich in die Bade-Anstalten zu begeben, oder mit den Bade-Ärzten sprechen zu können. Ich

war so glücklich, in *Moffat* die angenehmste Reise-Gesellschaft zu erhalten, auf welche Art die ohnehin kurze mondhelle Nacht in einem Augenblicke vorüber zu gehen schien. Um halb 5 Uhr Morgens waren wir bereits in *Carlisle* eingetroffen. Wenn ich nicht irre, liegt diese Stadt 70 Englische Meilen von *Glascow*. *Carlisle* liegt in einer sehr angenehmen Gegend. Ich hielt mich allda eine Stunde auf, und fuhr dann mit einem der schiffartigen Wägen *long-coach* genannt, nach *Liverpool* ab. Obwohl diese zwei Orte 120 Englische Meilen von einander entfernt liegen, so zahlte ich für diese ganze Reise, mit Inbegriff meiner Bagage, nicht mehr dann 15 Schillinge. Um 10 Uhr des nemlichen Tages (12ten Juli) erreichten wir das lebhafte Städtchen *Penrith*. Die Gegend bis dahin könnte nicht mahlerischer seyn. Wie viele Überwindung hatte es mich nicht gekostet, keinen Seitensprung rechts zu machen, um die berühmten Seen der Grafschaft *Cumberland* zu besuchen. Der gerade Weg führte mich durch *Kendal* nach *Lancaster*, eine beträchtliche Stadt, welche von einer Seite an das Meer, von der andern an fruchtbare Hügel gränzt. Von da aus genoss ich das grosse Schauspiel der untergehenden Sonne. Den folgenden Morgen (13ten Juli) um 7 Uhr verliess ich *Lancaster*. Um 11 Uhr fuhr ich durch *Preston*, ein beträchtliches Städtchen, in welchem so eben das Wettrennen *(Races)* gehalten wurde. Des

Nachmittags traf ich in *Liverpool* ein. Die Gegend blieb sich immer gleich, nur wurde sie stets fruchtbarer. Von *Carlisle* bis hicher bemerkte ich auf beiden Seiten der Heerstrasse eine unzählige Menge von der *Digitalis purpurea*.

Liverpool.

Liverpool ist, nach *London*, die grösste Handelsstadt in England. Dass der allda vorhandene Reichthum zu edlen Zwecken verwendet werde, wird aus der Darstellung folgender nützlicher und wohlthätiger Anstalten erhellen. Bevor ich jedoch dieselben beschreibe, sei es mir erlaubt, von dem Manne Meldung zu machen, durch dessen Güte ich jene Anstalten zu sehen bekommen habe. Ich spreche von Dr. *James Currie.* Dieser vortreffliche Arzt ist dem Auslande durch seine Werke rühmlichst bekannt. Er geniesst die allgemeine Achtung Britanniens im vollsten Masse, und diess nicht allein als Arzt, sondern auch als Mensch. Dessen Verdienste um *Liverpool* stehen mit der Dankbarkeit der Bewohner dieser Stadt in vollkommnen Verhältnisse. Ich schätze mich glücklich, mit diesem verdienstvollen Manne und dessen Familie drei volle Tage zugebracht, so wie in seiner Gesellschaft alles Merkwürdige gesehen zu haben.

Das erste Gespräch, welches zwischen Dr. *Currie* und mir vorfiel, betraf die *Behandlung des Typhus durch das Begiessen oder Waschen mit kaltem Wasser.* Dr. *Currie* versicherte mich, er erhalte mit jedem Tage grössere Beweise von dem Nutzen dieses Verfahrens unter den von ihm festgesetzten Umständen. Diese Umstände sind bekanntlich folgende: Frische Entstehung der Krankheit, brennende Hitze der Haut, und allgemeines Gefühl von Wärme von Seiten des Kranken, erhabener, voller Puls, und Abwesenheit von Entzündung innerer Organe.

Mit dem Begiessen der Kranken benimmt man sich auf folgende Art: Der Patient wird aus dem Bette genommen, und in einen viereckigen hölzernen Kasten gestellt oder gesetzt. Ober demselben ist ein blechernes Gefäss, das beiläufig einen Eimer Wasser enthält, angebracht. Dasselbe hat an beiden Enden zwei Stifte, die in zwei Öffnungen des obern Theils des Kastens passen. An dem Gefässe selbt hängt eine Schnur. So wie man an dieser ziehet, so wendet sich das Gefäss um, worauf das darin enthaltene Wasser plötzlich auf den Kranken herabstürzet. Ist diess geschehen, so wird der Kranke schnell getrocknet, und zu Bette gebracht.

Bei dem blossen Waschen nimmt man einen in kaltes Wasser getauchten Schwamm, fährt mit dem-

selben einige Mahl über die ganze Oberfläche des Kranken, trocknet sodann dieselbe schnell ab, und deckt den Patienten, so wie im ersten Falle, gehörig zu.

Die meisten Kranken spüren nach dem Begiessen oder Waschen eine angenehme Empfindung: Die krankhafte Hitze der Haut nimmt ab, ja sie verschwindet manchmahl gänzlich. Der Puls wird langsamer und weicher; es stellt sich gewöhnlich eine Transspiration ein. Sobald diess der Fall ist, wird das Begiessen oder Waschen nicht mehr wiederhohlt.

Während meiner Anwesenheit in *Liverpool* fehlte es an Kranken, bei welchen ich diese Methode hätte können anwenden sehen; indessen hatte ich die glücklichen Folgen derselben bereits in dem Fieberspitale in London von Dr. *Dymsdale* beobachtet. Ich trug daher auch kein Bedenken, diese Methode nach zurückgelegter Reise in dem allgemeinen Krankenhause in Wien bei einigen Kranken anzuwenden. Um jedoch kein Aufsehen zu erregen, zog ich das Waschen dem Begiessen vor. Wenn ich nicht irre, werden mir meine Leser gern eine kleine Digression verzeihen, damit ich die Geschichte einiger auf diese Art behandelten Kranken mittheilen könne.

Erster Fall. Joseph Stoll, 24 Jahre alt, von starker Leibesbeschaffenheit, ward den 5[ten] April 1804 von Frost befallen, worauf bald Hitze, Kopfweh, Durst, und einmahl auch Erbrechen erfolgten. Den 7[ten] April, also den zweiten Tag der Krankheit, wurde der Kranke in das allgemeine Krankenhaus gebracht. Die Hitze war brennend, trocken, das Gesicht roth, die Augen glänzend, die Oberfläche mit rothen Petechien besäet, der Puls frequent, voll, aber nicht hart. Die Ursache dieses Übels war unbekannt. Es wurde dem Kranken Brunnen-Wasser zum Trank, und etwas *Elixirium Acidum Halleri* mit Himbeersaft gegeben.

Den 8. Apr. 3. Tag der Krankh. Das Fieber wie gestern. Der Puls gereitzter. Nasenbluten. Der Gebrauch des Sauerelixirs wurde fortgesetzt, nnd der Kranke alle 3 Stunden mit *kaltem Wasser* gewaschen.

Den 9. Apr. 4. Tag der Krankh. Nach viermahligem Waschen fand der Patient grosse Linderung. Die Röthe des Gesichts, der Durst, die Wärme der Haut haben beträchtlich nachgelassen. Er hat nicht mehr aus der Nase geblutet. Man bemerkt Vorbothen von Schweiss. Das Waschen wird ausgesezt, und etwas *Acetum ammoniacale* verschrieben.

Den 10. Ap. 5. Tag der Krankh. Wenig Fieber, Kopfweh, die Petechien wie vorher; die Arznei von gestern wird fortgesetzt.

Den 11. Ap. 6. Tag der Krankh. Beinahe kein Fieber. Der Kranke klagt über Verwirrung der Ideen; keine Veränderung in der Methode.

Den 13. Ap. 8. Tag der Krankh. Vollkommen fieberfrei. Die Petechien sind verschwunden. Ohne Arznei.

Der Kranke verliess den 24ten April das Spital ganz hergestellt.

Zweiter Fall. Anastasius Brendus, 23 Jahre alt, ward den 25ten März 1804 vom Fieber mit Kopfschmerz und Nasenbluten ohne offenbare Ursache befallen.

Den 28. März 3. Tag der Krankh. Hat man ihn in das Spital gebracht. Das Gesicht war roth, der Puls frequent, voll und hart. Die Wärme der Haut beträchtlich erhöht, und der Leib verstopft. Der Kranke erhielt etwas Bittersalz.

Den 29. März 4. Tag der Krankh. Drei Stühle. Das Fieber wie gestern. Es wurde ein *Decoctum Altheae* verschrieben, bis die Natur der Krankheit deutlich werden würde.

Den 30. März 5. Tag der Krankh. Der Kranke hat fünf Unzen Blut aus der Nase verlohren. Er klagt über heftige Kopfschmerzen. Das Gesicht ist roth, die Augen glänzen. Der Durst gross, die Zunge in der Mitte trocken. Die Hitze der Haut brennend, der Puls gibt 100 Schläge in einer Minute, und ist voll, ja selbst etwas hart. Die ganze Oberfläche des Körpers ist mit Petechien bedeckt. Der Kranke soll alle zwei Stunden mit *kaltem Wasser gewaschen* werden, u. s. w. und Limonade trinken. Für Arznei diene das *Elixirium Acidum Halleri* mit Himbeersaft und Wasser gemischt, so wie ein Gran *Digitalis purpureae* alle zwei Stunden.

Den 31. März 6. Tag der Krankh. *Morgens.* Das Aussehen des Kranken hat sich sehr gebessert. Die Röthe des Gesichts, der Glanz der Augen und der Durst sind viel geringer. Die krankhafte Hitze der Haut verging jedesmahl auf das Waschen, kam aber bald wieder zurück. Kein Nasenbluten. Der Puls ist weich, und schlägt 108 mahl. Auf den Abend erschien eine kleine Exacerbation. Derselbe Heilplan wurde fortgesetzt.

Den 1. Apr. 7. Tag der Krankh. Das Fieber hat nachgelassen. Die Petechien sind noch vorhanden. Die Zunge wird weicher.

Den 2. Apr. 8. Tag der Krankh. Der Kranke hat während der verflossenen Nacht viel geschlafen. Die Wärme der Haut ist wie im gesunden Zustande. Der Puls weich, mit 104 Schlägen. Das Kopfweh gering. Die Arzneien wurden wiederhohlt, und das kalte Waschen ausgesetzt.

Den 3. Apr. 9. T. d. K. Wie gestern.

Den 4. Apr. 10. T. der Krankh. Die Petechien sind beinahe ganz verschwunden. Der Puls und die Wärme kaum fieberhaft, ersterer jedoch etwas schwach. Der Kranke ist soporöse. Er bekommt einen *Arnica-Thee mit Melissen* versetzt.

Den 5. Apr. 11. T. der Krankh. Der Patient ist heiter, und hat durch mehrere Stunden einen gesunden Schlaf gehabt. Man sieht keine Spur von Petechien mehr. Der Puls auf 88. Der Kranke hustete einige Mahle. Es wurde ein *Decoct von Isländischem Moose* verschrieben.

Den 6. Apr. 12. T. der Krankh. Der Reconvalescent erhielt nach und nach seine Kräfte, und verliess vollkommen hergestellt das Spital den 26ten April.

Dritter Fall. A. Badouskin, ein Mädchen von 22 Jahren, von sehr blühender Leibesbeschaffenheit, begab sich den 29ten Februar 1804 in das allgemeine Krankenhaus, um sich von einer convulsivischen Krankheit heilen zu lassen. Den 25ten März zeigten sich an ihr die Folgen der Spitalansteckung. Die Kranke wurde von Fieber, Kopfwehe und grosser Entkräftung befallen. Den dritten Tag brach eine grosse Menge Petechien aus. Die Haut war trocken, brennend; der Puls gereitzt und schlug 110 mahl. Das Gesicht roth, der Kopfschmerz beträchtlich. Die Kranke wurde *kalt gewaschen.*

Den 28. März 4. Tag der Krankh. Die Wärme der Haut ist um vieles vermindert. Die Geschwindigkeit des Pulses ist die nemliche; nur ist derselbe weniger gereitzt. Es treten die Vorbothen des Schweisses ein. Die Petechien erhalten sich. Das Waschen wird ausgesetzt, und die Kranke erhielt etwas *Acetum ammoniacale.*

Den 29. März 5. Tag der Krankh. Die Wärme übersteigt kaum die gesunde; der Puls ist schwächer. Die Patientinn klagt über Brustschmerzen, und

hustet. Keine Verminderung der übrigen Zufälle.

Den 30. März 6. Tag der Krankh. Der Zustand war der nemliche, und blieb so bis den 4ten April,

Den 4. Apr. 11. T. der Krankh. wo die Patientinn immer heftiger hustete. Es wurde alle 3 Stunden ein Gran *Sulphur auratum Antimonii* gegeben, worauf die Kranke jedesmahl eine Schale Melissen-Thee trank.

Den 5. Apr. 12. T. der Krankh. Der Husten ist geringer; das Fieber, so wie die Petechien sind beinahe verschwunden.

Den 6. Apr. 13. T. d. K. Fernere Besserung.

Den 7. Apr. 14. T. der Krankh. Die Patientinn reconvalescirt. Den 17ten Mai verliess sie vollkommen hergestellt das Krankenhaus.

Ich könnte noch acht ähnliche Fälle anführen, wenn ich nicht meine Leser zu ermüden glaubte. In eilf Kranken, wo ich nemlich das kalte Waschen versucht habe, erhielt ich immer den nemlich glücklichen Erfolg, d. h. der Verlauf des *Typhus* war viel gelinder, und schien sich auch früher denn gewöhnlich zu endigen. Ob bei den Kranken, deren Geschichte ich zuletzt angeführt

habe, der Husten nicht eine Folge des kalten Waschens gewesen sei, wollte ich nicht entscheiden. Durch die Anwendung des eiskalten Wassers auf dem Kopfe habe ich wenigstens in ähnlichen Fiebern zwei Mahl eine tödtliche Peripneumonie entstehen gesehen. Ich wünschte daher, dass man äusserst behutsam mit der Einführung dieser neuen Methode verfahren möge. Besonders wäre es zu wünschen, dass man sie immer in den von Dr. *Currie* angegebenen Fällen gebrauche.

Die Anwendung der Kälte im *Typhus* ist indessen nichts neues. Ohne vom *Hippocrates* sprechen zu wollen, berufe ich mich auf *Caelius Aurelianus*, *Bilger*, *Hahn* von *Breslau*, welche davon sprechen. Die Neapolitanischen Ärzte behandelten seit unzähligen Jahren diese Fieber mit Eis. *Moneta* gibt einige ähnliche Vorschläge.

Dr. *Currie* geht indessen mit der Anwendung seiner Methode noch weiter, indem er dieselbe sogar beim *Scharlachfieber* gebraucht. Als er mir diese Nachricht mittheilte, entsetzte ich mich; allein was lässt sich gegen die Erfahrung, und zwar gegen die Erfahrung eines solchen Mannes einwenden? Dr. *Currie* versicherte mich, sehr viele Patienten, die am Scharlachfieber krank lagen, durch das Begiessen mit kaltem Wasser gerettet zu haben. Ja, er hat diese Methode bei seiner eigenen Familie mit dem glücklichsten Erfolge ange-

wendet. Als ich den Dr. *Currie* fragte, in welcher Art *Scarlatina* er die erwähnte Methode anwende? erwiederte dieser Arzt: Ich nehme drei Gattungen von *Scarlatina* an, die *gelinde*, die *heftige*, welche mit starker Halsentzündung einhergeht, und diejenige, welche sich durch die so genannte *Cynanche gangraenosa* äussert. Die gelinde Scarlatina lässt Dr. *Currie* der Natur über. — Das bösartige Scharlachfieber, welches mit der bösartigen Bräune einhergeht, behandelt er durch die gewöhnliche fäulnisswidrige oder reitzende Methode. Das Begiessen mit kaltem Wasser findet also, nach ihm, bloss bei demjenigen heftigen Scharlachfieber Statt, welches mit heftiger Entzündung und Hitze der Haut, mit vollem gereitzten Pulse, und mit heftiger Entzündung des Halses erscheint, und folglich in unserer Sprache *Scarlatina sthenica gravior* heissen würde.

Wenn man bedenkt, wie wenig bisher die Heilkunde bei manchen Epidemien solcher *Scharlachfieber* vermocht hat, wenn man bedenkt, dass das Begiessen mit kaltem Wasser bei Petechien nichts schadet, ja selbst, dass es bei den Pocken mit grossem Vortheile angewendet würde, so muss man allerdings geneigt seyn, Dr. *Currie*'s Vorschlag zu versuchen. Diesen Rath wollte ich jedoch niemanden ertheilen, bevor er die dritte, so eben erschienene, Auflage des Werkes von Dr. *Currie*, in welchem dieser Gegenstand ausführlich abgehandelt wird,

nicht selbst gelesen hätte. In diesem nemlichen Werke macht Dr. *Currie* auch seine Erfahrungen über den Nutzen des Begiessens mit kaltem Wasser in einigen Fällen von *Tetanus* bekannt.

Endlich theile ich die angenehme Nachricht mit, dass sich Dr. *Currie* seit mehreren Jahren mit der Bearbeitung eines Werkes über die *animalische Wärme* beschäftiget, welches bald im Drucke erscheinen dürfte. Es soll einen Schatz der reinsten und nützlichsten Beobachtungen enthalten. Dr. *Currie* hat für seine Versuche ein kleines portatives Thermometer ersonnen, das am untern Theile eine Krümmung hat, welche der Patient in den Mund nimmt, wodurch der übrige senkrechte Theil des Thermometers, auf dem die *Scala* angebracht ist, in einiger Entfernung vom Kranken zu stehen kommt, so, dass der Arzt, ohne diesem zu nahe zu treten, seine Beobachtungen anstellen kann.

Ich würde die Gränzen dieses Werkes überschreiten, wenn ich meinen Lesern von allen übrigen medizinischen, sehr interessanten Gesprächen, die ich mit Dr. *Currie* geführt habe, Rechenschaft abstatten wollte. Daher gehe ich zur Beschreibung der Wohlthätigkeit-Anstalten in *Liverpool* über.

Infirmerie und Asylum für Wahnsinnige.

Diese Anstalt wurde im Jahre 1749 eröffnet. Sie verdankte ihre Entstehung und Unterhaltung einer Subskription. — Letztere schien vor einigen Jahren in Stockung gerathen zu seyn, wesswegen sich diese Infirmerie in übeln Umständen befunden hat. Seit drei Jahren ist aber der wohlthätige Enthusiasmus der Einwohner in *Liverpool* wieder erregt worden, wodurch diese Anstalt bald in den besten Zustand versetzt wurde. Hr. *John Shaw*, damahls *Maire* in *Liverpool*, that sich hierin besonders hervor. Dieser edle Bürger hat dem Spitale 300 Pfund Sterling von derjenigen Summe gegeben, die er von der Stadt erhielt, um *Festins* und *Diner's* zu geben.

Die Infirmerie in *Liverpool* befindet sich auf einem öffentlichen Platze. Sie besteht aus dem *Corps de Logis*, so wie von vorne aus zwei, und von hinten aus vier sich gegen über stehenden Flügeln. In den vordern Flügeln wohnen Invaliden, Seeleute, so wie die Witwen und Waisen ihrer verstorbenen Amtsbrüder. Das *Corps de Logis* und zwei rückwärts an dasselbe gränzende Flügel sind für die gewöhnlichen Kranken bestimmt. In den zwei übrigen hintern Flügeln, die mit jenen in einiger Entfernung parallel laufen, befinden sich venerische Patienten. Endlich steht hinter diesem Ge-

bäude ein Haus, welches den Wahnsinnigen zum Asylum dienet.

Die Anzahl der Kranken in dem eigentlichen Spitale beläuft sich auf 100. Jene im Asylum der Wahnsinnigen auf 70. Erstere werden *gratis* aufgenommen, letztere müssen bezahlen.

Die Infirmerie von *Liverpool* ist eine der reinlichsten Krankenhäuser, die ich je gesehen habe. Nebst den gewöhnlichen Massregeln, die man in allen wohleingerichteten Spitälern findet, habe ich hier folgende besondere angetroffen: Es werden keine Nachttöpfe in den Kranken-Sälen gelitten, sondern wie dieselben Dienste geleistet haben, müssen sie sogleich entfernt werden. (Wie sehr sticht diese Massregel nicht von der Gewohnheit ab, vermöge welcher in andern Spitälern ein oder mehrere Urinbehälter an jedem Bette stehen.) Ferner müssen die Kästen, welche sich neben den Krankenbetten befinden, und die den Kranken zum Aufheben verschiedener Kleinigkeiten dienen, stets offen gehalten werden. (Vielleicht wäre es noch besser, wenn solche Kästen gar nicht geduldet würden.) Endlich sind die leeren Betten, welche für die neu ankommenden Kranken bestimmt sind, der Länge nach halb aufgedeckt, d. h. die Decken sammt den obern Leintüchern sind zurückgeschlagen, damit man sich überzeugen könne, dass sie rein sind.

Das *Asylum* für Wahnsinnige ist ebenfalls vortrefflich eingerichtet. Die Patienten haben ihre einzelnen Zimmer, ihre Versammlungs-Zimmer, einen Hof, um Bewegung zu machen, u. s. w.

Fieber-Spital.

Diese Anstalt war blos im *Werden*, als ich mich in *Liverpool* befand. Es standen nemlich damahls nur die Mauern des dazu bestimmten Gebäudes. Dasselbe liegt ganz abgesondert, und hat nichts mit der Infirmerie gemein. Es sollen in dem Fieber-Spitale nicht allein die typhösen Fieber, sondern auch die *Scharlachausschläge* angenommen werden. Der Vorschlag zu dieser nützlichen Anstalt wurde von Dr. *Currie* gemacht. Eine ansehnliche Subskription bewirkte die Ausführung derselben, so wie sie die Unterhaltung des Instituts bewirken wird.

Dispensary.

Zu diesem Endzwecke ist ein niedliches Locale bestimmt. Die Verfassung dieses *Dispensary*'s ist wie jene des Londner. Es besteht seit 1778. Die Einkünfte desselben reichen in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht hin, um die sich täglich vermehrenden Auslagen zu bestreiten. Im Jahre 1801 hatte dieses *Dispensary* 1150 Pfund Sterling und 5 Schillinge Schulden. Dr. *Bostock*, ein interessanter gefälliger Mann, ist Arzt an dieser An-

stalt. Dieselbe hat seit ihrer Entstehung bis den 1ten Juni 1801 268,810 Patienten Hülfe ertheilt. Im Jahre 1800 wurden 15,808 Kranke eingeschrieben. Unter diesen befanden sich 2603 mit Fiebern, 90 Lungensüchtige, 511 Venerische, u. s. w. Im Ganzen wurden 14,865 geheilt, 760 gebessert, 20 in die Infirmerie verwiesen, 10 wegen übeln Betragens zurückgeschickt; mit Tode sind 153 abgegangen.

Gesellschaft der Freunde der Fremden.

Indem die bisher angeführten Wohlthätigkeit-Anstalten vorzüglich für die Einwohner von *Liverpool* bestimmt sind, und die armen Fremden, welche so zahlreich in dieser grossen Handelsstadt vorhanden sind, desshalb wenig oder gar keine Unterstützung geniessen würden, so hat sich eine Gesellschaft unter den wohlthätigen Bürgern *Liverpool*'s gebildet, welche den menschenfreundlichen Zweck hat, dem dürftigen Fremden mit Hülfe an die Hand zu gehen. Derselben *Witwen* und *Waisen* ziehen besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Die Commissairs dieser Gesellschaft suchen diese Unglücklichen überall auf, und jeder Fremde, der von der Existenz dieser Anstalt weiss, ist sicher, bei ihr Hülfe zu finden. Vom 1ten Jäner 1801 bis den 1ten Mai 1802 wurde diese Wohlthat 2200 Personen zu Theil. Rührend ist der Rapport, welchen die Commissairs nach dem Verlaufe dieser Zeit der Gesell-

schaft abstatteten. Es heisst unter andern in demselben: "Welches Vergnügen muss Euch Eure Freigebigkeit und überhaupt Eure Güte gegen die Armen gewährt haben! Ihr waret Freunde in der Noth; Ihr habet viele nützliche Arbeiter dem öffentlichen Dienste und ihren hülflosen Familien zurückgegeben; viele Witwen und Waisen habt Ihr im strengen Sinne des Worts von dem Hungertode gerettet; die Nackenden habt Ihr gekleidet, und viele Unglückliche sind durch Euch von der kalten Erde in das bequeme Bett gehoben worden."

Dessen ungeachtet gestehen die Commissairs, dass sie alle Ursache haben zu fürchten; zwei Fremde seien ihrer Aufmerksamkeit entgangen, und aus Noth und Mangel an zeitlicher Hülfe gestorben. —

Das Motto dieser vortrefflichen Gesellschaft ist:

Let not that infidel Fear of future want counteract and shut up thy Bowels from thy poor Brother, for though he be never like to pay, yet God becomes his Surety; and enters Bond with him, and will most assuredly pay thee with increase.

Möge diese Gesellschaft zur Ehre der grossen Britischen Nation mit jedem Jahre mehr und mehr gedeihen!

Institut zur Unterstützung ehelicher Kindbetterinnen in ihren eigenen Wohnungen, unter dem Nahmen: *Ladies charity*.

Die Einwohnerinnen *Liverpool*'s haben den Genuss, welchen der Beistand der Armen und Dürftigen gewähret, dem männlichen Geschlechte nicht ausschliesslich überlassen wollen. Mehrere Damen haben desshalb im Jahre 1796 den schon seit langer Zeit gemachten Vorschlag ausgeführet, eine Subskription zu dem erwähnten Zwecke zu errichten. Die *Ladies charity* kann auf ein jährliches Einkommen von nicht viel weniger dann 1000 Pfund Sterling zählen. Mit dieser Summe wurde vom Anfange allen dürftigen, in der Ehe Gebährenden beigespurngen. In der Folge sah sich die Gesellschaft gezwungen, ihre Hülfe einiger Massen einzuschränken. Sie gewährt daher dieselbe weder Weibern, die zum ersten Mahle gebähren, noch denjenigen, die sich seit weniger dann einem Jahre in *Liverpool* befinden. Erstere, da sie keine Familie haben, sind sicher eher im Stande, die Kosten des Wochenbettes zu tragen, als die bereits mit vielen Kindern beladenen Mütter. Die zweite Massregel war um so mehr nöthig, als die Erfahrung lehrte, dass viele Schwangere aus der benachbarten Gegend nach *Liverpool* kamen, um allda auf Kosten der *Ladies charity* zu gebähren.

Die Leitung dieses Instituts ist einem Ausschusse von sieben Damen und eben so vielen Herren anvertraut. Eine Dame begleitet das Amt der Vorsteherin *(Lady Patroness)*. Damit diese Gesellschaft ihren Zweck desto eher erreichen könne, so hat sie sich die Stadt in sechs Bezirke getheilt. In jedem Bezirke wohnet eine Hebamme und ein Accoucheur. Jene sind für die gewöhnlichen Fälle bestimmt, und werden für ihre Mühe bezahlt. Die Accoucheurs leisten bei schweren Geburten *gratis* Hülfe. Die Damen des Ausschusses besuchen die Kindbetterinnen in ihren Wohnungen. Nebst der angeführten Hülfe erhalten sie die nöthige Leinwand, einige Nahrungsmittel, besonders Thee, u. s. w.

Die dieses Institut betreffenden Nachrichten erhielt ich nicht von Dr. *Currie*, sondern von dessen würdigen Gemahlinn, welche einen thätigen Antheil an diesem Institute nimmt.

Wer die bereits beschriebenen ähnlichen Anstalten in *Paris* und *London* mit der in *Liverpool* sich befindenden vergleicht, dieser wird letzterer den Vorzug geben. In *Paris* wird freilich den Gebährenden und ihren Kindern sehr mächtig beigestanden. Aber eben desswegen sehen sich auch die Damen allda gezwungen, ihren Beistand auf wenige einzuschränken. In *London* wird die Hülfe, wie gesagt, einer grossen Menge armer Gebährender zu Theil, aber eben darum besteht dieselbe

auch in nichts mehr, als in dem Beistande einer Hebamme oder im Nothfalle eines Geburtshelfers. In *Liverpool* geht man den Mittelweg. Mögen doch diese drei schönen Beispiele des Auslandes unsere Deutschen Damen zur Nachahmung aufmuntern, und dieser mein Wunsch auch nicht unerfüllt bleiben!

Schule für industriöse Blinde.

Ein Bürger *Liverpool's*, der sich mit der Verbreitung der Inoculation der Pocken abgegeben hatte, und der bei seinen Bemühungen auf eine grosse Anzahl, durch diese Krankheit blind gewordner, Personen gestossen ist, hat zuerst die Idee geäussert, für solche Unglückliche eine Schule zu errichten. Diese Idee wurde 1790 realisirt. So entstand das erste Institut für Blinde in England, welches dann selbst dem bereits beschriebenen in *London* zum Modelle diente. Das hiesige Institut ist, wie sich aus dessen Benennung einsehen lässt, kein *Asylüm*, sondern blos eine *Schule* für Blinde. Über 70 derselben begeben sich täglich dahin, um Unterricht zu erhalten. Sie wohnen nemlich nicht in der Anstalt, sondern diese sorgt für ihre Unterkunft anderswo. Hingegen speisen die Blinden in der Schule, welche sich in einem niedlichen Locale befindet. Die Arbeiten, welche sie allda lernen, bestehen in der Verfertigung von Körben, Peitschen, Stricken u. d. gl. Mehrere lernen Musik, doch nur Kir-

chenmusik, vorzüglich Orgelspielen und Singen. Da man die Blinden in diesem Institute zu nützlichen Bürgern bilden wollte, so war es ganz recht, sie keine Instrumente lernen zu lassen, die sie zum Herumziehen in Gasthöfen oder Tanzsälen hätten verleiten können.

Die Schule für Blinde in *Liverpool* wird theils durch eine Subskription, theils durch Almosen, besonders aber durch das Verkaufen der Arbeiten, welche allda verfertigt werden, unterhalten.

Waisenhaus unter dem Nahmen *the Blue Coat Hospital.*

Eine vortreffliche Anstalt! Sie enthält 150 vaterlose Knaben, und 50 Waisenmädchen. Dieselben sind blau gekleidet, wesswegen auch das Institut auch *Blue Coat Hospital* genannt wird. Das Haus, in welchem es sich befindet, gleicht einem Pallaste. Die innere Einrichtung ist vollkommen. Man kann die Reinlichkeit nicht auf einen höhern Grad treiben. Besonders gibt man auf die Säuberung der Köpfe der Kinder Obacht. Die Knaben lernen Lesen, Schreiben und Rechnen. Diejenigen unter ihnen, welche für den Seedienst bestimmt sind, werden in der Nautik unterrichtet. Die Mädchen lernen die gewöhnlichen Hausarbeiten. Gesammte Kinder sehen gesund und heiter aus.

Sehr interessant ist die Waschanstalt, welche diesem Waisenhause zugehört. Die nasse Wäsche wird auf ein Geländer gehängt, welches man sodann in einen geheitzten Kasten schiebt, wo sie sehr schnell trocknet. Das nemliche Feuer, welches diesen Kasten heitzt, dient auch zum Erwärmen der Biegeleisen.

Arbeitshaus.

Das *Liverpooler* Arbeitshaus ist nach dem schlechten Plane angelegt, nach welchem überhaupt diese Gattung von Anstalten in England angelegt ist. Das Locale ist zwar sehr vortheilhaft, aber die Unordnung, die in diesem Hause herrscht, ist gränzenlos. Wahrscheinlich liegt die Schuld an dem Aufseher, von dessen Betragen ich eine schlechte Idee bekam.

Das neue Gefängniss

Liegt in einiger Entfernung von der Stadt an den Ufern des Meeres. Es ist von ungeheurer Grösse, und steht in keinem Verhältnisse mit der Bevölkerung der Stadt. Wenn es nicht hie und da für Kriegsgefangene verwendet würde, so würde es immer leer stehen. In dem Augenblicke, da ich es besuchte, war diess der Fall. Man lässt auch das Gebäude selbst zu Grunde gehen, welches allerdings Schade ist, indem dieses Gefängniss zu

den schönsten gerechnet werden muss, die nach *Howard*'s Plane in England errichtet wurden. Das ganze Gefängniss ist von einer hohen Mauer umgeben. In einiger Entfernung von dem Eingange steht ein Gebäude, in welchem der Aufseher des Gefängnisses und einige Gefangene wohnen sollten. Um dieses Gebäude herum sieht man fünf ähnliche Gebäude, welche beinahe einen halben Kreis bilden. Letztere Gebäude machen eben so viele isolirte Gefängnisse aus. Sie sind unter einander und mit der Wohnung des Aufsehers durch Brücken verbunden. Jedes Gebäude hat eigene Zellen für die Gefangenen.

Die Gefangenen, welche in *Liverpool* sitzen, werden in dem alten Gefängnisse verwahrt, welches nichts merkwürdiges darbiethet.

Bisher habe ich die Anstalten beschrieben, welche unmittelbar zum Zwecke des gegenwärtigen Werkes gehören. Man erlaube mir nun von einigen andern im Vorübergehen Meldung zu machen, die wenigstens an jenen Zweck gränzen. Hieher gehören der *botanische Garten* und das *Athenaeum*.

Botanischer Garten.

Mehrere Liebhaber der Kräuterkunde in *Liverpool* haben ihren Mitbürgern den Vorschlag ge-

macht, eine Subskription zur Errichtung eines botanischen Gartens zu veranstalten. Hr. *William Roscoe*, Banquier, stellte sich an die Spitze dieses Unternehmens. Dr. *Currie* wirkte mächtig mit. Hr. *Roscoe* ist ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntuissen und dem grössten Eifer für das allgemeine Beste. Die meisten bis hieher beschriebenen Anstalten haben seinen Beiträgen viel zu verdanken. Er ist zugleich der Verfasser eines allgemein geschätzten Werkes, nemlich der Lebensbeschreibung des *Lorenzo de Medici.*

Der Preis der Subskription zur Errichtung eines botanischen Gartens wurde für das erste Jahr auf 12 Guineen, und für die Folge aber auf jährlich zwei Guineen festgesetzt. Es unterschrieben 281 Individuen, unter welchen 16 doppelt zahlten, wesswegen man für das erste Jahr die Summe von 3564 Guineen einnahm, und für die folgenden Jahre jene von 594 Guineen erhielt. Dieser botanische Garten wurde den 3ten Mai 1803 eröffnet. Herr *Roscoe* hielt bei dieser Gelegenheit eine treffende Anrede, in welcher er den Nutzen der Botanik und die Vortheile, welche *Liverpool* von dem allda errichteten botanischen Garten zu erwarten habe, schilderte.

Die Lage dieses botanischen Gartens ist schön. Er liegt in einer kleinen Entfernung von der Stadt; dessen Gestalt ist dreieckig. Übrigens befand sich

dieser Garten noch in dem Zustande einer viel versprechenden Kindheit, als ich ihn besuchte. Mit den Mitteln, die er besitzt, besonders durch die Gelegenheit, die der Hafen gewährt, Pflanzen aus allen Gegenden des Erdbodens kommen zu lassen, lässt sich leicht voraussehen, dass er einst mit allen Anstalten dieser Art rivalisiren werde.

Die Directoren dieses botanischen Gartens werden nun eine botanische Bibliothek an demselben errichten. Sie haben sich bereits *Forster's* Herbarium eigen gemacht, und suchen dasselbe auf alle mögliche Weise zu vergrössern.

Da sich in *Liverpool* niemand befand, der botanische Vorlesungen geben könnte oder wollte, so haben die Directoren des botanischen Gartens den Dr. *Smith*, Präsidenten der Linnéischen Gesellschaft in *London*, eingeladen, sich auf einige Zeit nach *Liverpool* zu begeben, um allda einen botanischen Cours zu halten. Dr. *Smith* nahm diese Einladung an. Ich habe eine seiner Vorlesungen angehört. Das Auditorium war sehr zahlreich, und bestand aus vielen Damen. Dr. *Smith* erklärte so eben das Sequalsystem, und trug diese für sein Auditorium delikate Materie mit grosser Feinheit vor.

Athenaeum.

Man bedauerte seit langer Zeit, dass eine so grosse und mächtige Stadt, wie *Liverpool*, keine öffentliche Bibliothek, so wie überhaupt keinen Ort habe, wo Freunde der Wissenschaften sich vereinigen könnten. Endlich wurde 1797 der Vorschlag gemacht, diesen Mangel durch Errichtung eines *Athenaeum*'s zu tilgen, wozu der Plan entworfen und bekannt gemacht wurde. Die Anzahl der Pränumeranten wurde auf 150 festgesetzt, und jeder derselben auf 10 Guineen für das Capital, und 2 Guineen jährlich, angeschlagen.

Das prächtige Gebäude, welches zu diesem Endzwecke errichtet wurde, kostete 4000 Pfund Sterling. Der Versammlungs-Saal, in welchem Zeitungen gelesen werden, befindet sich zu ebener Erde, und hat 2000 Quadrat-Schuhe im Umfange. Im Monathe Juli desselben Jahres wurde die Bibliothek eröffnet. Der hiezu bestimmte Saal steht im ersten Stocke, und erhält das Licht von oben. Diese Bibliothek ist, wie man aus den gedruckten Catalogen sehen kann, bereits sehr reichhaltig, besonders in Hinsicht der Klassiker und Akten der Akademie.

Da die Directoren dieses *Athenaeum*'s einsahen, dass sie ohne üble Folge die Anzahl der Pränumeranten um 75 Individuen vermehren könnten, so

wurde zu diesem Endzwecke eine neue Subskription von 20 Guineen für die Person eröffnet, und in dem Zeitraume von 48 *Stunden* geschlossen. Nach einem Jahre überzeugte man sich, dass selbst die Anzahl von 225 Präuumeranten vermehrt werden könnte, wesshalb die dritte Pränumeration für 75 neue Mitglieder, zu 30 Guineen angeschlagen, angekündigt, und innerhalb 24 *Stunden* geschlossen wurde.

Da die Zahl von 300 Mitgliedern weit geringer als jene der Personen war, die gern an dem *Athenaeum* Theil nehmen wollten, so versammelten sich die von diesem Institute Ausgeschlossenen, um eine ähnliche Anstalt unter dem Nahmen *Lyceum* zu errichten. Nichts war für sie leichter, als diesen Plan auszuführen. In kurzer Zeit stand ein prächtiger Pallast für diese neue Gesellschaft da. Sie gab sich eine Verfassung, die jener des *Athenaeum*'s gleicht. Bald war indessen die Gesellschaft, welche das *Lyceum* bildet, so zahlreich, dass sie sich für geschlossen erklären musste. Da nun auf diese Art alle, später um die Aufnahme Ansuchenden, abgewiesen wurden, so bildeten dieselben eine *dritte* ähnliche Anstalt, welche auch wirklich unter dem Nahmen *Union - Coffe - house* Platz fand. Die Tendenz dieses letzten Instituts ist indessen nicht sowohl wissenschaftlich als merkantilisch.

Ich lasse nach allem diesem meinen Lesern zu beurtheilen über, auf welcher Stufe eine Nation stehe, deren Provinzial-Städte solche Reichthümer wie *Liverpool* besitzen, und von denselben einen so nützlichen und löblichen Gebrauch zu machen wissen!

Manchester.

Diese durch ihre Manufakturen so berühmte Stadt liegt 36 Englische Meilen von *Liverpool*. Der Weg führt durch eine fruchtbare Ebene, und ist stets mit einer unzählbaren Menge Wägen aller Art bedeckt.

Manchester hat viele gut bestellte Wohlthätigkeit-Anstalten; keine Stadt bedarf ihrer mehr als diese. Das Elend der in den Fabriken arbeitenden Menschen ist nemlich so gross, dass die thätigste Unterstützung derselben eine absolute Nothwendigkeit wird. Glücklich das Land, dessen vorzüglicher Reichthum vom Ackerbaue entspringt! Dürfte der Statistiker an dieser Proposition einige Ausnahme finden, so würde diess gewiss nicht der Fall in Hinsicht auf das allgemeine Gesundheitwohl seyn. Der Glanz, den die Fabriken einer Stadt geben, wird theuer mit der Gesundheit der Einwohner erkauft. Die von allen Seiten in solche

Städte strömenden Arbeitleute finden gewöhnlich keine Unterkunft. Sie sind gezwungen, ihre Wohnungen unter der Erde aufzuschlagen, und sich allda der Dürftigkeit so wie der eingesperrten Luft Preis zu geben. Und hier sollten sie sich von den Arbeiten in den Werkstätten erhohlen! Viele dieser Arbeiter sind bekanntlich ihrer Natur nach, besonders wegen des beständigen Sitzens oder wegen unschicklicher Stellung und Lage des Körpers, höchst ungesund. Diess ist um so mehr in Hinsicht der in den Fabriken angestellten Kinder der Fall. Ihre Gesundheit wird beinahe ohne Ausnahme untergraben. Dasselbe gilt auch von den Sitten. Diess sind nur einige Ansichten des schrecklichen Gemähldes, welches derZustand einer Stadt gewährt, die ihren Glanz den Fabriken verdankt.

Infirmerie, Dispensary, Spital und Asylum für Wahnsinnige.

Alle diese Gegenstände finden sich hier vereiniget. Die Lage dieser Wohlthätigkeit-Anstalten ist sehr schön, obschon das dazu bestimmte Gebäude mitten in der Stadt und auf keinem erhabenen Orte sich befindet. Vor demselben bemerkt man eine mit Bäumen besetzte Terrasse, welche mit einem Graben umgeben ist. Das sich darin befindende Wasser hat freien Zu- und Abfluss. Ferner ist sowohl die Terrasse als der Graben mit einem eisernen Gitter umgeben. Alles dieses erhöht den Glanz

des nach einem erhabenen Style errichteten Spitalgebäudes.

Wie man in den Bezirk dieses Krankenhauses tritt, bemerkt man rechts eine von demselben ganz getrennte Bade-Anstalt. Diese trägt dem Spitale ansehnliche Summen ein, und ist dem Publikum höchst erwünscht. Vom 25ten Juni 1801 bis den 24ten Juni 1802 gewährte die erwähnte Bade-Anstalt ein Einkommen von 256 Pfund Sterling, 11 Schillinge und 3 Pences.

Die eigentliche Infirmerie enthält 80 bis 100 Kranke. Diese Anzahl steht gar nicht im Verhältnisse mit den wirklichen armen Kranken in *Manchester*. Daher sieht sich die Anstalt gezwungen, viele um die Aufnahme Flehende zurückzuweisen. Zum Glücke kann sie diese mitleidswürdigen Geschöpfe durch ärztliche Hülfe in ihren Wohnungen trösten. Mit dem Spitale ist nemlich das *Dispensary* verbunden. Dieses versieht die Kranken, welche nicht aufgenommen werden können, so wie alle diejenigen, welche blos Rath und Arznei suchen, mit den zu ihrer Herstellung nöthigen Bedürfnissen. Indessen kommen die Directoren der Infirmerie und des *Dispensary* nicht selten in Verlegenheit, die auf ihnen liegenden Unkosten ertragen zu können. Diess war besonders vor einigen Jahren der Fall, wesswegen sich die erwähnten Directoren an die Pfarrer mit der Bitte wendeten,

für die Unterstützung dieser Kranken - Anstalt zu sammeln. Durch die Bemühungen dieser edlen Menschen und durch die Freigebigkeit des Publikums gingen auch wirklich 4925 Pfund Sterling, 17 Schillinge und 6 Pences ein. Nicht so glücklich war der Erfolg eines Gesuchs der Directoren der *Manchester* Infirmerie an das Gouvernement, den für die armen Kranken nöthigen Portwein taxfrei erhalten zu dürfen.

Die innere Einrichtung der Infirmerie biethet nichts besonderes dar, indem sie ganz derjenigen gleicht, welche in den besten Spitälern des übrigen Englands eingeführt ist, und von mir mehrere Mahle beschrieben wurde.

An die Infirmerie gränzt das Spital und das *Asylum* für Wahnsinnige. *Spital* wird nemlich derjenige Theil der Anstalt genannt, welcher für Kranke dienet, die wöchentlich blos 7 Schillinge zahlen. Der übrige Theil ist zur Aufnahme von Kranken bestimmt, die wöchentlich von einer halben bis zu anderthalb Guineen erlegen, und heisst *Asylum.* Wollte man in einem Irrenhause einen Unterschied zwischen *Spital* und *Asylum* machen, so würde ich in jenes alle diejenigen Kranken verweisen, bei denen sich die Wiederherstellung hoffen lässt, und das *Asylum* der Aufnahme Unheilbarer widmen. Nachdem ich schon so viele Irren - Anstalten beschrieben habe, wüsste ich nichts Neues über die

gegenwärtige zu sagen. Ja ich muss gestehen, dass das Locale derselben keinesweges das vortheilhafteste ist. Es wäre daher auch sehr zu wünschen, dass man des verdienstvollen Dr. *Farriar*'s Vorschlag befolgt hätte, welcher darin bestand, das gegenwärtige Irrenhaus zu einem Fieber-Spitale zu gebrauchen, und ein neues Spital für Wahnsinnige unweit der Stadt zu errichten.

Anstalt zur Unterdrückung ansteckender Fieber.

Ein Haus, welches nicht weit von der Infirmerie liegt, wurde zur Aufnahme der Kranken mit ansteckenden Fiebern bestimmt. Die innere Einrichtung gleicht jener eines Privathauses. Es befinden sich allda mehrere kleine Krankenzimmer, welche auf das sorgfältigste gelüftet und gereinigt werden. Auch sind die Räucherungen mit *salpetersauern* Dünsten eingeführt. Man hat kein Beispiel, dass sich die Ansteckung von dieser Anstalt den benachbarten Häusern mitgetheilt hätte. Daher ist auch das Publikum, welches vom Anfange gegen die Einrichtung derselben so laut gesprochen hatte, nun dermassen von dem Nutzen eines Fieber-Spitals überzeugt, dass es zur Errichtung einer neuen Anstalt dieser Art bereits bedeutende Summen unterschrieben hat. Merkwürdig ist der Rapport, den das *Gesundheit-Bureau von Manchester* über die Vortheile der bereits bestehenden Fieber-Anstalt

den 3ten Juni 1802 abgestattet hat. Es wird darin bestättigt, dass seit den sechs Jahren, während welchen dieses Institut besteht, keine Ansteckung den Bewohnern der benachbarten Häuser mitgetheilt wurde, und dass die obgedachte Anstalt in dem Verlaufe der angeführten Zeit 3000 mit schweren Fiebern behaftete Personen gesund entlassen, und dadurch wenigstens eine zehnmahl grössere Anzahl Menschen der Gefahr der Ansteckung entrissen habe. Die besondere Sorge des *Gesundheit-Bureau*'s geht nemlich dahin, dass, sobald ein verdächtiges Fieber in der Wohnung eines Armen ausbricht, der damit behaftete Patient alsogleich in das Fieber-Spital gebracht, und in dessen Wohnung alle möglichen Vorkehrungen zur Erhaltung der Gesundheit der zurückgebliebenen Personen getroffen werde. Es ist hier nicht überflüssig zu erinnern, dass die nemlichen Massregeln, die man in Hinsicht der Fieber anempfiehlt, auch auf den *Scharlach-Ausschlag* angewendet werden. In dem neuen Fieber-Spitale wird eine eigene Abtheilung bei einreissenden Epidemien von Scharlach-Fieber dieser Krankheit angewiesen werden.

Gesellschaft der Freunde der Fremden.

Die Gesellschaft der Freunde der Fremden bildete sich den 7ten November 1791. Ihre edle Absicht ist, den armen Fremden, die sich in *Manchester* befinden, besonders bei vorhandener Krank-

heit, Kindbett u. dgl. beizustehen. Die Gesellschaft bemerkt sehr richtig, dass, so gross auch immer das Unglück der einheimischen Armen unter jenen Umständen seyn möge, diess doch bei weitem jenem der fremden nicht gleich komme. Unbekannt, verlassen, ohne Anspruch auf die übrigen für die einheimischen Armen bestimmten Wohlthätigkeit-Anstalten, müssen sie dem Elende unterliegen, wenn ihnen Krankheit oder Schwangerschaft den Erwerb des täglichen Brods unmöglich machen. Die Gesellschaft, von welcher die Rede ist, hat das Vermögen, jährlich über 700 Pfund Sterling auszugeben.

Repositorium.

Überall ist das Elend sinnreich; in Britannien ist es auch das Mitleid. Nachdem ich zwei Bände mit der Beschreibung von Britanniens Wohlthätigkeit-Anstalten gefüllt, und diesen Gegenstand beinahe erschöpft habe, so sollte es kaum möglich scheinen, dass hier noch von einer neuen Art von Institut die Rede seyn könne. Und doch ist diess der Fall, und zwar in Hinsicht einer Anstalt, die meinen Lesern gewiss viel Vergnügen machen wird.

Es ist hinlänglich von allen denjenigen bedauert worden, die über Armen-Wesen geschrieben, oder sich mit der Administration dieses Zweiges abgegeben haben, dass es bisher beinahe unmöglich gewesen

seie, die Mittel ausfindig zu machen, um Dürftige aus einem höhern Stande, welche ihre Armuth nicht an den Tag legen wollen, zweckmässig zu unterstützen, ohne ihrem Ehrgefühle zu nahe zu treten. Einige haben geäussert, solche Personen verdienten keine Unterstützung, eben weil sie zu stolz sind, sich um selbige zu bewerben. Jene berufen sich auf die Maxime: *Armuth ist keine Schande!* — Freilich nicht, allein ich wünschte, dass diese Maxime eher von den Reichen als von den Armen beherziget werden möge. Wehe dem Staate, dessen Bürger das Armseyn nicht zu verheimlichen suchen, und es wohl gar als ein Recht gegen die Reichen gelten machen wollen! — Das Gefühl von Schamhaftigkeit, welches die Dürftigkeit zu bedecken sucht, ist unumgänglich zur Erhaltung der guten Ordnung im Staate nöthig. Man wirft es Vielen zur Schande vor, dass sie ihr Äusseres auf Kosten ihres Magens zieren wollen. So lange letzteres nicht aus Luxus, sondern aus Ehrgefühl geschieht, finde ich keine Ursache des Tadels daran. Im Gegentheile, ich habe mir stets eine schlechte Idee von denjenigen Menschen gemacht, welche im Stande waren, mit schmutzigen und zerrissenen Kleidern einige Gulden für ein Mittagsmahl auszugeben. Weit daher entfernt, irgend ein Mittel gutheissen zu wollen, welches die vornehmere Klasse von Dürftigen zur Entdeckung ihrer Lage aufmuntern dürfte, gehe ich von dem Grundsatze aus, dass blos solche Massregeln zu billigen sind, welche dergleichen Unglück-

liche in den Stand setzen, ihre Lage erträglicher zu machen, und sie daher von der Nothwendigkeit, selbige an den Tag zu legen, abhalten können.

Die wahre Armuth wohnt meistens ausser der niedrigen Volks-Klasse, sie wohnt unter den *Beamten*, welche kleinere Ämter des Staats versehen. — Während dem sich das Gleichgewicht zwischen dem Einkommen und den Ausgaben beinahe unter allen Klassen von Bürgern erhält, bleibt diese allein zurück, da es dem Staate unmöglich fällt, die Besoldungen derselben verhältnissmässig mit den steigenden Preisen der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse zu erhöhen. Rechnen wir noch hinzu, dass die zunehmende Bildung, die sich jeder Stand durch eine feinere Erziehung, die er seinen Kindern gewährt, zu verschaffen sucht, die Lage der Personen, von denen ich spreche, stets misslicher macht. Gestehen wir es offenherzig, die übel angewendete Bildung aller Stände hat der bürgerlichen Ordnung, besonders in Deutschland, einen gewaltsamen Stoss gegeben. Sind die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft dadurch glücklicher geworden? Wahrscheinlich nicht. Die Bildung erregt Bedürfnisse, und macht dort, wo sie die Mittel, selbige zu befriedigen, nicht zugleich an die Hand gibt, unglücklich. Auch in dieser Hinsicht muss ich Britanniens Verfassung loben. Jede Klasse von Bürgern bleibt in den Schranken, die ihr von der Staats-Ordnung angewiesen sind. Nur

denjenigen, die durch ausserordentliche Talente und Vorzüge diese Schranken überschreiten, kann es gelingen, dem allgemeinen Tadel zu entgehen. Freilich hat auch keine Klasse von Bürgern allda ein besonderes Interesse, sich erheben zu wollen, indem ein jeder, vom Bettler bis zum Lord, vor dem Gesetze gleich ist, und sich daher die Ungleichheit des Standes mehr auf die Form als auf die Realität bezieht.

Um jedoch Dürftigen eines höhern Standes eine Hülfsquelle zu eröffnen, ohne dem Ehrgefühle zu nahe zu treten, haben die Einwohner der Englischen Stadt *Bath* ein Institut unter dem Nahmen *Repository* (Dépot, Magazin, Lager,) errichtet, welches in *Manchester* nachgeahmt wurde. Der Zweck dieses Instituts ist vorzüglich, armen Frauenzimmern von Stande eine Gelegenheit anzubiethen, ihre Arbeiten zu verkaufen, ohne dabei selbst zu erscheinen. Das Institut wird durch eine Gesellschaft von Damen administrirt, und durch eine von ihnen veranlasste Subskription unterhalten. Sie hat sich ein Appartement in einem bequemen Theile der Stadt gewählet. Allda werden die zum Verkaufe bestimmten Gegenstände, als Stickereien, Mancheten u. dgl. hingebracht. Jeder dieser Gegenstände ist mit einer Nummer und mit dem Preise bezeichnet. Die nemliche Nummer wird mit dem Nahmen der Übersenderinn, oder, wenn sie diesen geheim halten will, mit einem übereinstimmenden

Zeichen in das Protokoll eingetragen. Zweimal die Woche wird in dem *Repository* verkauft. Da alle Waaren durch den Wunsch, sie bald anzubringen, sehr wohlfeil angeschlagen sind, so kauft jedermann lieber hier als anderswo. Der Ertrag der verkauften Waaren wird den Lieferantinnen übergeben. Der zwanzigste Theil desselben fällt jedoch dem Institute zu. Dagegen unterstützt es mehrere, ihm bekannte Dürftige von Stande, besonders bei Gelegenheit einer Krankheit oder eines Kindbettes. Auch geben viele Einwohner Materialien an das Institut ab, welches dafür sorget, dass sie von den ihnen bekannten Personen verarbeitet werden.

Vom 9ten März 1801 bis 9ten April 1802 sind 10,637 Stück verarbeitete Artikel an das Institut abgegeben worden. Von diesen wurden 9433 für 1475 Pfund Sterling, 17 Schillinge und 4½ Pences verkauft. Unverkauft blieben 1204 zurück, an Werth 322 Pfund Sterling, 16 Schillinge und 8½ Pences. Der allgemeine Werth der an das Institut übergebenen 10637 Artikel belief sich also auf 1798 Pfund Sterling, 14 Schillinge und 1 Pence.

Gefängniss.

Es steht noch nicht sehr lange, und ist eines der schönsten Gefängnisse in Europa. Dessen Bestimmung ist blos für Missethäter, deren Anzahl sich auf 130 zu belaufen pflegt. Es liegt nahe am

Wasser, und besteht aus zwei Stocken. Die Figur dieses Gefängnisses gleicht einem Kreutze. An der Stelle, wo sich die vier Flügel vereinigen, d. h. im Mittelpunkte, ist zu ebener Erde die Wohnung des Aufsehers, im ersten Stocke die Kapelle, und in dem zweiten ein leerer Raum, der mit Stricken überzogen ist, an welchen einige Schellen hängen. In den vier Flügeln befinden sich zu ebener Erde und im ersten Stocke die Zellen für die Gefangenen. Diese stehen sich gegen über. Jeder Gefangene wohnet einzeln. Im zweiten Stocke ist die Infirmerie. Die Räume, welche zwischen den vier Flügeln des Gebäudes Platz finden, dienen zu Höfen. Hier schöpfen die Gefangenen freie Luft. An der Mauer, welche von dem äussersten Ende eines Flügels bis zum andern gezogen ist, und folglich die Höfe verschliesst, bemerkt man *Portici*, unter welchen die Gefangenen bei schlechter Witterung ihre Arbeiten verrichten. Diese bestehen in Wolle - Zupfen, in der Verfertigung von Stricken u. dgl. Wie ein Gefaugener ankommt, wird seine Statur in dem Aufnahm - Zimmer gemessen, und überhaupt die genaueste Beschreibung seiner Figur in das Protokoll eingetragen. So bald diess geschehen ist, werden ihm seine Kleider abgenommen, worauf dann der Gefangene gereinigt, und mit der Tracht des Gefängnisses gekleidet wird. Diese besteht für die Männer in dem gewöhnlichen Matrosen-Anzuge. Dieselbe hat jedoch das Sonderbare, dass sie aus blauem und gelbem Tuche besteht, welches.

abwechselnd streifenweise gelegt ist, so, dass ein Gefangener, welcher entfliehen dürfte, alsogleich erkannt werden würde. Wenn ich mich recht erinnere, so ist auch das Innere der Zellen, wo die Gefangenen wohnen, nicht weiss, sondern mit verschiedenen Farben streifenweise bemahlt. Diese Vorkehrung ist sehr gut, indem man durch sie einsehen kann, ob der Gefangene angefangen hat, durchbrechen zu wollen, was bei einer ganz weissen Mauer schwer zu erkennen ist. Die Reinlichkeit und Ordnung in diesem Gefängnisse sind auf das äusserste besorgt. Die Gefangenen haben ein gesundes Aussehen. Auch weiss man hier nichts von dem sogenannten Carceral-Fieber. Die Nahrung ist hinreichend, um gesund leben zu können. Dabei werden die Gefangenen streng zur Arbeit angehalten, und überhaupt so behandelt, wie es sich in einer wohleingerichteten Straf- und Besserung-Anstalt geziemt. Ich führe diese Bemerkung besonders darum an, damit sich niemand einbilde, die Gefangenen seien in den Englischen Gefängnissen zu gut gehalten. Abgerechnet die Massregeln, welche zur Unterhaltung ihrer Gesundheit und der Ordnung nöthig sind, kann man nicht härter gehalten werden, als in den Gefängnissen von England.

Manchester hat das Glück, unter andern zwei Ärzte zu besitzen, welche in Europa eben so be-

kannt als geschätzt sind, ich meine die Doctoren *Percival* und *Ferriar.*

Dr. *Percival* ist bereits ein Mann von höherem Alter. Seiner unbegränzten Praxis ungeachtet gibt er sich beständig mit der Literatur ab. Er besitzt eine sehr schöne Bibliothek. Dr. *Percival's* Verdienste um ganz Britannien sind unbeschreiblich. Er hat mittelbar und unmittelbar einen grossen Antheil an der Errichtung vieler der Wohlthätigkeit-Anstalten, die ich bisher beschrieben habe. Die Gespräche, die ich mit ihm während meines Aufenthaltes von drei Tagen in *Manchester* führte, haben auch grössten Theils diesen Gegenstand betroffen. Wie sehr munterte mich dieser edle Greis nicht auf, seinem Beispiele auf dem festen Lande zu folgen. Er, und nach ihm Dr. *Haygarth* in *Bath* belebten den Geist der Wohlthätigkeit-Anstalten, welchen Dr. *Lettsom*, Dr. *Clark* und Dr. *Currie* in mir rege gemacht hatten.

Dr. *Ferriar*, ein Mann von mittlerem Alter, hat mich nicht allein sehr freundschaftlich aufgenommen, sondern auch bei der Besichtigung aller beschriebenen Institute begleitet. Wir sprachen besonders viel von den Wirkungen der *Digitalis*, über welchen Gegenstand Dr. *Ferriar* nach Dr. *Withering* gewiss am vollkommensten geschrieben hat. Es war mir sehr angenehm, dass meine Erfahrungen mit denjenigen übereinstimmten, welche Dr. *Fer-*

riar in Hinsicht der Wirkungen dieses Mittels in den letzteren Zeiten gemacht hat. Auch er überzeugt sich immer mehr, dass die *Digitalis purpurea* vorzüglich beim *Hydrohhorax*, und zwar besonders, wo derselbe bei alten Leuten und Trinkern vorkommt, nützlich seie.

Dr. *Ferriar* ist zugleich ein aktives Mitglied der *gelehrten Gesellschaft in Manchester*, welche bereits einige *Acta* bekannt gemacht hat.

Es thut mir sehr leid, dass ich diese interessante Stadt verlassen musste, ohne die Bekanntschaft der Herren *Henry* Vater und Sohn machen zu können. Diese beiden ausgezeichneten Kaufleute und Chemiker waren abwesend.

Birmingham.

Die Bevölkerung dieser, ebenfalls durch ihre Manufakturen berühmten, Stadt soll sich auf 70,000 Seelen belaufen. Die Zahl der Wohlthätigkeit - Anstalten in *Birmingham* ist verhältnissmässig kleiner, als in den übrigen Städten Englands. Doch ist hier das Elend nicht geringer, wie es besonders aus einer Abhandlung erhellet, welche ein Ungenannter über das Armenwesen in *Birmingham* geschrieben hat. *) Die Ursachen, warum die Wohlthätigkeit - Anstalten in dieser Stadt nicht gedeihen wollen, scheint zum Theile in dem Sektengeiste, welcher zwischen den verschiedenen Religions - Partheien hier mehr denn anderswo Platz findet, zu liegen. Die wenigen Anstalten, welche sich allhier befinden, sind indessen sehr vollkommen. Hieher gehört erstens das

*) The present situation of the town of *Birmingham* respecting its poor.

Spital.

Es besteht aus einem *Corps de Logis* und zwei Flügeln, die jedoch mit ersterem nicht in Verbindung stehen. Letztere dienen zur Aufnahme venerischer Kranker. Überhaupt wird keine Art Übel von diesem Krankenhause ausgeschlossen, als die Manie. Die Anzahl der Kranken beläuft sich gewöhnlich auf hundert. Kein Patient darf länger als zwei Monathe in dem Spitale bleiben, es sei dann, ein Attestat des Arztes oder Wundarztes bezeugten die Wahrscheinlichkeit der Heilung desselben durch die Verdoppelung der Zeit. In diesem Falle wird ein solcher Kranker wie ein neuaufgenommener betrachtet. Das *Corps de Logis* hat zwei Stocke. Zu ebener Erde sieht man die Apotheke und Bade-Anstalt. Die Küche und das Vorraths-Zimmer befinden sich in dem unterirdischen Gebäude. Die Kranken-Säle, fünf an der Zahl, sind zu 24 bis 30 Betten bestimmt. Die Bettstellen sind von Eisen. Die Betten selbst haben Vorhänge. Da diese blau und weiss gestreift sind, so gewähren sie ein heiteres Ansehen. Die Bettdecken bestehen aus einer besondern Art von Teppichen. Der Boden in den Kranken-Sälen hat einen ungewöhnlichen Glanz. Ich glaubte, er sei mit Firniss überzogen, man behauptete aber, nein. Dieser Glanz soll nemlich daher kommen, dass man den Boden mit Bürsten reibet.

Die Kranken, welchen die ganze Speiseportion zugestanden wird, erhalten täglich Fleisch. Auch dürfen Wein und kostspielige Arzneien ohne Ausnahme verschrieben werden.

Die Ärzte und Wundärzte sind blos verbunden, die Kranken *ein* Mahl die Woche zu besuchen! Zu erstern gehört Dr. *John Johnston.* Ich wurde demselben durch Dr. *James Currie* empfohlen, für welche Empfehlung ich nicht genug danken kann. D. *Johnston* gewährte mir eine Aufnahme, auf die ein Fremder selten zählen kann. Das nemliche that dessen älterer Bruder *Edward*, ebenfalls Arzt. Dieser befand sich auf dem Lande unweit der Stadt. Beide Doctoren *Johnston* sind Söhne eines sehr ausgezeichneten Arztes, welcher vor seinem Tode die Praxis in *Worcester* ausgeübt hat. Dr. *John Johnston* reklamirte neulich in einem interessanten Werkchen die Entdeckung der salzsauern Räucherungen zur Vertilgung der fieberhaften Ansteckungsstoffe für seinen Vater, der sie lange vor Hrn. *Guyton Morveau* mit Erfolg angewandt haben soll. Er selbst ist Verfasser eines Buches über die Manie in Hinsicht auf *gerichtliche Arzneiwissenschaft*, und eines andern über *mineralische Gifte.* Überhaupt scheint die medizinische Polizei ein Lieblingsstudium des Dr. *John Johnston* zu seyn. Eine seltene Erscheinung unter den Englischen Ärzten! Er hat dieser Wissenschaft zu lieb Deutsch gelernt.

Hr. *Kennedy* ist erster Wundarzt. Ich begleitete ihn bei einem seiner Krankenbesuche. Bei dieser Gelegenheit sahe ich mehrere Operirte, welche sich in einer sehr hoffnungsvollen Lage befanden.

Blue Coat charity School.

So heisst eine Anstalt, welche Kinder, die ältern- und freundelos sind, oder armen Leuten zugehören, welche sie nicht erhalten können, aufnimmt, unterhält und erzieht. Die Knaben lernen Lesen, Schreiben und Rechnen; die Mädchen erhalten Unterricht im Nähen und in den übrigen Hausarbeiten. Die Anzahl der Knaben beläuft sich auf 150, jene der Mädchen auf 40. Das jährliche Einkommen dieser Anstalt besteht in 1327 Pfund Sterling. Es entspringt zum Theile aus freiwilligen Subskriptionen, zum Theile aus den Interessen von Vermächtnissen u. dgl.

Die Vorsteherinn dieses Instituts ist eine liebreiche Frau. Sie weiss dasselbe in der grössten Ordnung zu erhalten.

Arbeithaus.

Die beste Anstalt dieser Art, die ich in England gesehen habe, was ohne Zweifel der Aktivität und den Kenntnissen des Vorstehers derselben zuzuschreiben ist. Obwohl dieses Arbeithaus

nach dem fehlerhaften Plane der übrigen entworfen ist, und obwohl es über 300 Personen enthält, so habe ich doch durchaus Reinlichkeit und Ordnung angetroffen.

Die Bewohner dieser Armen-Anstalt sind in drei Klassen eingetheilt: Zur ersten gehören die arbeitfähigen Personen, zur zweiten diejenigen, welche, ohne eigentlich krank zu seyn, wegen Schwäche oder Alter doch nicht arbeiten können, und einer besondern Wartung bedürfen; die dritte besteht aus der Infirmerie, wohin die wirklich Kranken aus den zwei übrigen Klassen transferirt werden.

Die Kost allein soll wöchentlich für jede Person auf 2 Schillinge kommen.

Die *Gefängnisse* in *Birmingham* sind elend. *Howard* hat sie bereits strenge censurirt.

Eine interessante Bekanntschaft, die ich durch ein Empfehlungsschreiben des vortrefflichen Hrn. *Chevalier Landriani* aus Wien (dem ich mehrere Unterstützungen dieser Art schuldig bin) hier gemacht habe, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich spreche von dem Mechanikus und Chemiker, Hrn. *Watt*. Er wohnt auf seinem, zwei Eng-

lische Meilen von *Birmingham* entfernten, Landgute, das in einer romantischen Gegend liegt, und mit einem sehr schönen und grossen Garten geziert ist. Hr. *Watt* hat bekanntlich die Dampfmaschine (*Steam Engine*), welche im Anfange des verflossenen Jahrhunderts durch *Savary* entdeckt wurde, dermassen verbessert, dass sie nun zu den vielfältigen Zwecken gebraucht werden kann, zu welchen sie allgemein in England dienet. Herr *Watt* ist in Gesellschaft mit Hrn. *Boulton*, und diess besonders in Hinsicht der berühmten *Münzmaschine*, welche bekanntlich eine ungeheure Menge Münzen in einer kurzen Zeit prägt. Ausser den gewöhnlichen Münzen wird hier, auf Bestellung der Ostindischen Compagnie, eine kleine Kupfermünze verfertigt, von welcher 700 Stücke auf ein Pfund (Gewicht) gehen. Diese soll die kleinste Münzsorte seyn, welche existirt. Die *Münzmaschine*, von welcher ich gesprochen habe, war nicht im Gange, als ich mich in *Birmingham* befand. Allein wäre diess auch nicht der Fall gewesen, so hätte ich solche, der Güte ungeachtet, mit welcher mich Hr. *Watt* aufnahm, dennoch nicht zu sehen bekommen. Er sowohl als Hr. *Boulton* sind nemlich überein gekommen, dieselbe niemanden zu zeigen. Diess geschehe nicht, um ein Geheimniss daraus zu machen, sondern blos, um den Zeitverlust zu ersparen, den das *Zeichnen* derselben veranlassen würde. Überhaupt soll dieser letzte Grund die Ursache seyn, warum viele Manufakturen und

sehenswürdige Gegenstände den Fremden in England nicht gezeigt werden. Wenn ich sage, den Fremden, so verstehe ich nicht allein die Ausländer, sondern selbst die Inländer, welchen eben so wenig als jenen der Zutritt dahin gestattet wird.

Bristol.

Der Weg von *Birmingham* nach *Bristol*, welcher 90 Meilen beträgt, führt durch *Worcester* und *Glocester*, zwei Städtchen, die allerdings einen Aufenthalt von meiner Seite verdient hätten, den ich mir aber aus Mangel an Zeit versagen musste.

Die Handelsstadt *Bristol* rivalisirt mit *Liverpool*. Jene besitzt allein 300 Kauffartei-Schiffe, welche zum auswärtigen Handel bestimmt sind. *Bristol* hat nebstdem den grössten Handel mit *London*.

Durch die Güte des Hrn. *Davy* hatte ich ein Empfehlungschreiben an Hrn. *Clayfield* in *Bristol* erhalten. Dieser ist ein ansehnlicher Kaufmann, der seine freien Stunden den physischen Wissenschaften widmet. Er empfing mich auf die zuvorkommendste Weise, und leistete mir die grössten Dienste während meiner Anwesenheit in dieser Stadt. Mein erster Schritt war in die

Infirmerie.

Sie ist nach einem grossen Plane angelegt, aber noch nicht ganz ausgebauet. Das Innere dieses Spitals ist besonders prächtig, und mehr nach Italiänischem als nach Englischem Geschmacke bestellt. Die Kranken-Säle sind gross, und enthalten gegen 30 Betten. Einige dieser Betten sind doppelt, und dienen für zwei Kranke. Dieses, übrigens so gut eingerichtete, Spital ist das einzige in England, das ein so abscheuliches Schauspiel darbiethet! Die Kranken-Säle sind übrigens sehr gut eingerichtet, reinlich, und besonders gut gelüftet. Die beste Ordnung herrscht in der Küche, in der Apotheke, so wie im ganzen Hause. Die Patienten mit äusserlichen Schäden sind von jenen mit innerlichen Übeln getrennt. Die chirurgischen Operationen werden in einem sehr schönen hiezu bestimmten Saale vorgenommen. Fieber-Säle werden hier vermisst. Die Anzahl der Kranken beläuft sich auf 140. Das Einkommen des Spitals kommt zum Theile von eigenen Kapitalien und zum Theile von Subskriptionen her. Hr. *Turner* schenkte demselben 1000 Pfund Sterling, und jede seiner drei Schwestern that das nemliche. Vor kurzem übersandte ein Ungenannter ein Geschenk von ebenfalls 1000 Pfund Sterling.

Der in diesem Krankenhause angestellte Apotheker, Hr. *Tomas Webb Dyer*, ist ein besonders inter-

essanter Mann. Er ist nicht allein ein vortrefflicher Chemist und Botaniker, sondern er hat auch grosse Kenntnisse als Arzt. Wenige Particuliers sind im Besitze einer so kostspieligen Bibliothek, wie Hr. *Dyer.* Da er mehrere Sprachen kennt, so ist nicht zu bewundern, dass er auch mit der Literatur des Auslandes bekannt ist.

Hr. *Dyer* macht starken Gebrauch von dem *essigsauern Quecksilber* in der *Lues.* Dieses Präparat soll selten Diarrhöe oder Speichelfluss hervorbringen, und übrigens sehr sicher wirken. *Canabis sativa* verschreibt Hr. *Dyer* öfters statt des Opiums. Es soll die Schmerzen stillen, ohne eine so beträchtliche Schwäche zu hinterlassen.

Pneumatische Institution.

Dieses Institut wurde vor mehreren Jahren durch Subskription errichtet, als man sich nemlich noch schmeichelte, in der Anwendung verschiedener Luft-Gattungen grosse Heilmittel besonders gegen Brustbeschwerden entdeckt zu haben. Seitdem diese Hoffnung wenigstens grösstentheils vereitelt ist, dienet es beinahe blos zum *Dispensary*. Doch werden hie und da noch einige pneumatische und andere Versuche darin vorgenommen.

Der berühmte Dr. *Beddoes* steht der pneumatischen Institution, die eigentlich ihm ihre Entste-

hung zu verdanken hat, mit vielem Eifer vor. Ich war sehr begierig, die persönliche Bekanntschaft dieses Arztes, über welchen so verschiedentlich im Inn- und Auslande geurtheilt wird, zu machen. Ich hatte mir zu diesem Zwecke mehrere Empfehlungsschreiben an ihn verschaft. Unter andern hatte mir selbst dessen Schwiegervater Hr. *Edgeworth*, den ich mit seiner interessanten Familie in *Paris* bei Madame *Lavoisier* kennen lernte, ein Schreiben an ihn gegeben.

Dr. *Beddoes* wohnt eigentlich nicht in *Bristol*, sondern in dem benachbarten, zur Stadt gehörenden, sogenannten Dorfe *Clyfton*. Alle dessen Bekannten hatten mir vorher gesagt, dass ich an Dr. *Beddoes* einen Mann finden würde, dessen *premier abord* zurückschreckend sei. Ich übergab beim Eintritt in dessen Hause dem Bedienten mein Empfehlungschreiben, damit sein Herr dadurch doch etwas vorbereitet würde. Nach einer halben Viertelstunde erschien Dr. *Beddoes* mit einem Paar Bücher unter dem Arme. Das erste Wort, was er mit mir sprach, war: Welcher Dr. *Frank* sind sie? denn ich weiss, es gibt deren viele. Bevor ich noch antworten konnte, legte er mir der Reihe nach jene von lauter *Frank's* verfassten Werke vor, immer fragend: Sind Sie der? Das erste, was mir unter die Augen kam, war eine *Materia Medica* von *Salomon Frank*. Ich protestirte. Hierauf erfolgten einige meiner Werke, die ich zur Erläute-

rung des Brownischen Systems geschrieben habe. Als er mich nun erkannt hatte, wurde auch *Brown* der erste Gegenstand unseres Gespräches. Wir waren bald über dasjenige einig, was in diesen Werken zu loben oder zu tadeln ist. Als die Rede auf die ausländische medizinische Literatur kam, erfuhr ich, dass Dr. *Beddoes* so gut Deutsch als Englisch liest, und vollkommen mit unsern besten Schriftstellern bekannt ist. Unter allen Ansichten, unter welchen man die Heilkunde in dem gegenwärtigen Augenblicke behandelt, gefällt ihm die *Reilische* am besten. Dr. *Beddoes* verrieth in seinem Gespräche, welches stets interessanter wurde, das nemliche Feuer, das man in seinen Schriften wahrnimmt. Sowohl bei dieser Gelegenheit als nachher bestand Dr. *Beddoes* immer auf dem, was er in seinen Werken in Hinsicht des Nutzens verschiedener Gasarten und der *Digitalis purpurea* in Lungensuchten bekannt gemacht hat. Er behält sich vor, mehreres über diesen Gegenstand dem Publikum nachzutragen. Das Einathmen des *oxydirten Stickstoffgases* soll bei Lähmungen Nutzen gestiftet haben. Das *kohlenhaltige Wasserstoffgas* (Gaz *hydrocarbonique*) dürfte bei eingeklemmten Brüchen angewendet werden, um den Kranken in Ohnmacht zu stürzen, und während dieser Zeit die Reposition des Bruches zu versuchen. Die *salzsaure Kalk-Erde* ist bei scrophulösen Krankheiten allen anderen Mitteln vorzuziehen. *Angina pectoris* ist nicht immer da vorhanden, wo die *Arteriae coronariae*

verknöchert sind. *Materia pureformis* dürfte in Hinsicht auf chemische Bestandtheile nicht vom *Pus* unterschieden seyn. Das *Mineralwasser* von *Hotwell*, nahe bei *Bristol*, heilt wirklich hie und da den *Diabetes*. So weit der Auszug von Dr. *Beddoes* Gesprächen. Nun einige Bemerkungen über die Quelle, *Hotwell* genannt.

Der Sage nach wurde diese Quelle von einigen Matrosen entdeckt, welche sich durch das Trinken des erwähnten Mineralwassers von scorbutischen Beschwerden und alten Geschwüren heilten. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts soll sie durch die Heilung mehrerer diabetischer Patienten berühmt geworden seyn. Das Wasser von *Hotwell* hat 76 Grade F., und enthält Selenit, Seesalz und kohlensaure Kalk-Erde. *Hotwell* ist gegenwärtig auf das vollkommenste eingerichtet, und wird von einer ungeheuern Menge Menschen besucht. Die Lage des Gesundheit-Brunnens könnte nicht schöner seyn. Er liegt zwischen dem Fusse eines Felsen und dem Ufer des Flusses *Avon*. Dieser Fluss hat Ebbe und Fluth. Während dieser ist er im Stande, Kriegsschiffe von 70 Kanonen zu tragen. Wer sich daher auf den Felsen begibt, geniesst das grosse Schauspiel, Kriegsschiffe unter sich vorbeifahren zu sehen.

Bristol besitzt nebst den bisher beschriebenen Instituten noch mehrere kleine Anstalten für Arme und Kranke. Da man mir aber allgemein sagte

sie böthen nichts besonderes Merkwürdiges dar, und da ich die kurze Zeit, welche ich mich hier aufhielt, Dr. *Beddoes* vorzüglich widmen wollte, so habe ich jene Anstalten nicht besucht. Aus der nemlichen Ursache überging ich die Gefängnisse, die sehr elend seyn sollen.

Dr. *Beddoes* Schwager, Hr. *King*, ein Schweitzer, ist ein ausgezeichneter Wundarzt. Er verrichtete vor kurzem die Extirpation eines krebsartigen Auges. Der gegenwärtige Zustand des Kranken ist vielversprechend. Hr. *King* theilte mir folgenden Fall mit: Ein Epilepticus, dessen Anfälle sich zwei Mahl in der Woche zeigten, und immer durch eine sonderbare Empfindung in den Spitzen der Finger der rechten Hand angekündigt wurden, wurde durch ein Haarseil, das man an dem nemlichen Arme angebracht hat, vollkommen geheilt.

B a t h.

In drei Stunden legte ich den Weg zwischen *Bristol* und *Bath* zurück. Diese wegen ihrer Bäder so berühmte Stadt liegt in einem Kessel, und ist rings umher mit den fruchtbarsten Hügeln umgeben. Ich glaube nicht, dass eine schönere Stadt als *Bath* existirt. Überaus schön sind zwei Plätze, *Circus* und *Crescent* genannt. Letzterer besteht aus dreissig prächtigen Häusern, welche auf Art eines Amphitheaters gebaut sind, und beherrscht die schönste Aussicht, theils über den übrigen Theil der Stadt, theils über eine Wiese, durch welche der Fluss *Avon* fliesst, und die sich bis an die benachbarten Hügel erstreckt.

Hr. *Warner*, ein Geistlicher, hat die Geschichte von *Bath* geschrieben. Dieses Werk wird für klassisch angesehen. Durch Hrn. *Warner*'s Güte habe ich Gelegenheit gehabt, meinen Aufenthalt in *Bath* eben so angenehm als lehrreich zu machen. Ich hatte diesen interessanten und liebens-

würdigen Mann in *Birmingham* kennen gelernet. Ich kann demselben nicht genug für die vielen Beweise von Güte und Freundschaft danken, die er mir während meines Aufenthalts in *Bath* gegeben hat.

Der erste Gegenstand, welcher meine Aufmerksamkeit allhier auf sich zog, war das *Mineralwasser*. Dasselbe ist von verschiedenen, vorzüglich aber von den Doctoren *Lucas*, *Charlton*, *Falconer* und *Gibbes* *) beschrieben worden. Es kommt aus drei verschiedenen Quellen, *Kings - Bath*, *Hot - Bath* und *Cross - Bath* genannt. Dr. *Gibbes* Analyse ist folgende:

1) Die mittlere Temperatur, d. h. jene von *Kings-Bath* ist 114 Grade. Ein wenig höher ist die Temperatur von *Hot - Bath*. Jene von *Cross-Bath* ist 96 Grade.

2) Das Kohlensaure und Stickstoffgas sind in sehr kleiner Menge in dem Wasser enthalten. Das kohlensaure Gas übersättigt die kohlensaure Kalk-Erde. Folgende Gasarten entwickeln sich aus der Quelle, und erscheinen auf der Oberfläche des Wassers in Gestalt von Blasen:

---

*) A treatise on the *Bath Waters* By *Georg Smith Gibbes*. *Bath* 1800. A Second treatise on the *Bath Waters* comprehending their medicinal powers by *G. S. Gibbes*. *Bath* 1803.

a — Stickstoff - Gas	. . . .	80
b — Kohlensaures Gas	. . . .	15.
c — Sauerstoff - Gas	. . . .	05.

3) Eisen sehr zertheilt, und in kleiner Menge.
4) Schwefelsaure Kalk - Erde im Verhältniss von 40 zum trocknen Residuum.
5) Übersättigte kohlensaure Kalk-Erde. . . 20.
6) Kiesel - Erde. . . . . 15.
7) Alaun. . . . . 05.
8) Küchensalz und schwefelsaure Soda. . . 20.

Die festen Bestandtheile bilden ungefähr den 660 Theil des Wassers.

Die Anzahl der öffentlichen Bäder in der Stadt beläuft sich auf vier: nemlich *Kings - Bath* und *Queen*'s - *Bath* (welche vereinigt sind), dann *Hot-Bath* und *Cross - Bath.* Sie biethen insgesammt prächtige Gebäude dar, in welchen sowohl das Wasser zum Trinken ausgeschenkt, als die Gelegenheit zum Baden dargebothen wird.

Das Trinken des Bath - Wassers bringt bei Einigen fieberhafte Bewegungen hervor. Andere empfinden sich erfrischt darauf. Bei vielen vertritt es die Stelle geistiger Getränke. Das beste Zeichen, dass das Trinken dieser Wasser behage, ist nach Dr. *Falconer* die vermehrte Absönderung des Harns. Dr. *Gibbes* stimmt dieser Behauptung nicht

ohne Ausnahme bei. Vorzüglich nützlich beweist sich das Trinken des Bath-Wassers bei podagrischen und rheumatischen Beschwerden, in Lähmungen, Bleikoliken, Convulsionen, in Leberer härtungen und Hautausschlägen, besonders im *Herpes* und der *Lepra*.

Sehr oft nimmt man auch das Baden in diesem Wasser zu Hülfe. Dr. *Gibbes* stimmt *Marcard's* Meinung über die Wirkungen der warmen Bäder bei.

Schädlich ist das hiesige Wasser bei Neigung zu Blutflüssen und Entzündungen.

Keine Stadt in England biethet zur Badezeit (vorzüglich im Winter) so viele Ergötzung dar, als *Bath*. Es ist aber auch gesorgt, dass die Armen von den Quellen Nutzen ziehen können. Zu diesem Endzwecke besteht das

Allgemeine Spital.

Es wurde im Jahre 1738 durch Subskription gestiftet und gebaut. Hr. *Richard Nasch*, dem *Bath* Vieles zu verdanken hat, hat am mächtigsten zur Errichtung dieser Anstalt mitgewirket. Die Einwohner von *Bath* sind von derselben ausgeschlossen. Da dieses Spital blos für solche Kranke gestiftet wurde, denen das hiesige Bad ange-

zeigt ist, so wird kein Patient angenommen; bevor man nicht dessen Krankengeschichte untersucht, und sich überzeugt hat, dass die Bäder seinem Übel angemessen sind. Diese Untersuchung wird von einem Ausschusse von Ärzten vorgenommen. Die Kranken müssen ferner ein Zeugniss von Armuth von der Obrigkeit mitbringen. Die Kur wird mit dem Mineral-Wasser angefangen. Will dieses nicht helfen, so geht man zu anderen Mitteln über. Dr. *Gibbes* scheint daher richtig zu bemerken, dass nicht alle aus diesem Spitale Entlassenen ihre Herstellung dem Wasser zu verdanken haben. Die Kranken müssen jedoch in die öffentlichen Badehäuser gehen, weil das Spital selbst keine Bade-Anstalt besitzt.

Dispensary und Asylum.

Da die Armen aus der Stadt von der erwähnten Anstalt ausgeschlossen sind, so haben mehrere wohlthätige Menschen im Jahre 1747 ein Spital für dieselben errichtet. Dieses Spital wurde 1792 sehr vergrössert und verbessert. Es erhielt damahls den Nahmen: *Der Stadt Bath Dispensarie und Asylum.* Die Kranken, welche zu Hause bleiben können, erhalten die Mittel, das Bad zu benutzen, von dieser Anstalt; ganz Unvermögende werden in dieselbe aufgenommen.

Bellot's Hospital.

Dieses Spital ist für zwölf arme Männer und Weiber gestiftet. Jeder Kranke hat ein eigenes Zimmer, und die Erlaubniss, zu baden. Zu seiner Verköstigung erhält er wöchentlich anderthalb Schillinge. Diese Anstalt ist ein halbes Jahr hindurch offen. Auch hier werden blos Fremde aufgenommen, die mit den gehörigen Zeugnissen von Armuth und Krankheit versehen sind.

Spital für plötzliche Zufälle.

Im Jahre 1778 wurde diese Anstalt durch einige Einwohner von *Bath* eröffnet, um Arme, welche das Unglück haben sollten, verletzt, oder sonst durch unerwartete Zufälle beschädigt zu werden, aufzunehmen. Es ist allda blos *ein* Wundarzt angestellt.

Institut für Kindbetterinnen.

Dieses Institut ist im kleinen, wie jenes in *Liverpool* eingerichtet. Eben so die Gesellschaft von *Freunden der Fremden*.

Bath ist so glücklich, mehrere der vorzüglichsten Ärzte Englands zu besitzen. Ich hatte das Vergnügen, sie alle kennen zu lernen, und von

ihrem Umgange drei Tage hindurch Nutzen zu schöpfen.

Dr. *Falconer* hat nicht allein über die Wässer von *Bath*, sondern auch *über den Einfluss des Klima* auf *Erzeugung der Krankheiten*, *über die Wirkungen der Leidenschaften* und *über den Puls* geschrieben. Letzterem Werke räumt er den Vorzug selbst ein. Dr. *Falconer* wird nächstens eine Abhandlung über die *Ischias* in den Londner Bemerkungen bekannt machen. Der Zustand des kranken Fusses ist bei diesem Übel, wie Dr. *Falconer* richtig bemerkt, sehr von jenem des gesunden verschieden. An diesem haben die Muskeln die gehörige Festigkeit, dort sind sie erschlafft. Der gesunde Hinterbacken ist von dem Schenkel durch seine halbzirkelförmige Krümmung unterschieden, der kranke hingegen geht ohne Krümmung gerade in den Schenkel über. Auch ist der Hinterbacken auf der leidenden Seite meistens breiter. Dr. *Falconer* hat die über diesen Gegenstand gesammelten Thatsachen in eine Tabelle gebracht, die ich meinen Lesern hier mittheile.

Tabelle von den Fällen von Ischias,

welche vom 1ten Mai 1785 bis den 7ten April 1801 in das Spital von *Bath* aufgenommen wurden.

Alter	Geheilt	Viel besser	Besser	Nicht besser	Unschicklich	Unordentlich	Gestorben	*Summe*
Unter 10 Jahr		5	8	1	9			23
Von 10 bis 20 Jahr	30	24	32	9	34		2	131
Von 20 bis 30 Jahr	20	48	28	13	34	2	1	146
Von 30 bis 40 Jahr	22	29	18	2	24	3		98
Von 40 bis 50 Jahr	21	30	15	7	16	3		92
Von 50 bis 60 Jahr	8	25	6	1	5	2	2 an Pocken	49
Von 60 und drüber	2	7	4			3	1 an Pocken	17
Summe	103	168	111	33	122	13	6	556

Dr. *Parry* geniesst die allgemeine Achtung von England; dessen Werk über die sogenannte *Angina pectoris* *) enthält die merkwürdigsten Thatsachen. Es war sowohl dem Dr. *Parry* als vielen andern Engländern sehr auffallend, als sie erfuhren, dass die Deutschen das Wort *Angina* mit *Bräune* übersetzten. *Angina* soll hier *Beklemmung* heissen. Freilich ist jenes Wort nicht streng Lateinisch, wesswegen man ihm gern ein anderes substituiren wollte. — Dr. *Parry* schlägt vor, die *Angina pectoris Syncope Angens* zu heissen. Nach diesen Erklärungen wird man, hoffe ich, nichts sonderbares mehr an der Benennung dieser Krankheit finden.

Dr. *Parry* führt ein angenehmes Haus, und lässt seiner Familie eine sehr schöne Erziehung geben. Einer seiner Söhne, ein sehr liebenswürdiger, wohlunterrichteter junger Mann, ebenfalls Arzt, spricht vollkommen Deutsch. Dessen Schwestern haben ausgezeichnete Musiktalente. Ich spreche hier nicht von den vielen Beweisen von Freundschaft, die ich in Dr. *Parry*'s Hause erhalten habe, weil ich keine Ausdrücke finden würde, sie zu beschreiben.

---

*) An Anginy io to the Symptoms and causes of the Syncope Anginosa, illustrated by Dissections *Bath* 1799.

Dr. *Haygarth*, von welchem ich bereits mehrere Mahle rühmliche Meldung gemacht habe, übt ebenfalls die Praxis in *Bath* aus. Er wohnte ehemahls in *Chester*, hat aber nun seit sechs Jahren seinen Aufenthalt gewechselt. Er ist ein Mann, der für das allgemeine Beste brennt. Dass die Wohlthätigkeit-Anstalten und die Ansteckungstoffe der Hauptgegenstand unserer Gespräche waren, wird sich wohl von selbst voraussehen lassen. Ich bin stolz, die Bekanntschaft dieses wichtigen Mannes gemacht zu haben.

Dr. *Gibbes* ist selbst im Auslande als ausgezeichneter Chemiker bekannt. Dessen Versuche in Hinsicht des *Spermaceti (matiere-adipo-cireuse)* haben allgemeines Aufsehen erregt. Hrn. *Scherers* Journal hat dieselben besonders ausführlich angeführt. Bekanntlich hat Dr. *Gibbes* eine Fabrike von *Spermaceti* angelegt, die aber seit einiger Zeit in Verfall gerathen ist. Er hat zu diesem Endzwecke aus dem krepirten Viehe ganzer Provinzen Nutzen zu ziehen gesucht. Ich sah einige Proben von *Spermaceti*, welches aus den Muskeln von Pferden bereitet war, die dem Wachse nicht viel nachstanden. Dr. *Gibbes* Verfahren ist ein Geheimniss. So viel ist aber bekannt, dass der ganze Process in einer Fäulniss animalischer Substanzen ohne den Zutritt der Luft bestehe. Man weiss auch, dass Dr. *Gibbes* die Substanzen, aus

welchen er *Spermaceti* bereiten will, unter dem Wasser verwesen lässt.

Ich bin überzeugt, dass diese ganze Verfahrungsweise grosse Aufschlüsse über die Entstehung der *Speckgeschwulste* im menschlichen Körper geben könnte. Höchst wahrscheinlich verdanken dieselben ihre Entstehung ebenfalls einer Art Verwesung der Muskeln oder anderen Theile unseres Körpers.

Dr. *Gibbes* ist auch praktischer Arzt. Wir sprachen besonders über die Surrogaten der Chinarinde. Er gibt in dieser Hinsicht dem *Cortex Salicis latifoliae* den Vorzug. Diese Rinde soll besonders in der Phthisis, wo man stärken will, sehr wohl, ja viel besser, als die China selbst bekommen. Hr. *William White*, Apotheker im Spitale zu *Bath*, hat über den *Cortex Salicis latifoliae* eine interessante Abhandlung geschrieben. *) Dr. *Gibbes* ist ferner in der ausländischen Literatur sehr bewandert. Ich werde mich stets mit Vergnügen der Zeit erinnern, die ich in dessen Gesellschaft zugebracht habe.

---

*) Observations and Expriments on the Broadleaved *Willow Bark* illustrated with cases by *W. White. Bath* 1798.

Portsmouth.

Ich reiste den 28ten Juli 1803 von *Bath* ab, um mich über *Salisbury* und *Southampton* nach *Portsmouth* zu begeben. Von *Bath* nach *Southampton* sind gegen 80 Meilen. Ich legte sie in *einem* Tage zurück. Die Gegend war im Anfange bergig und unfruchtbar, so wie ich aber *Salisbury* passirt hatte, und dem neuen Walde *(New forest)* näher kam, wurde sie immer schöner und fruchtbarer. Den folgenden Tag schiffte ich mich in *Southampton* ein, und fuhr auf dem Seearme bis nach *Portsmouth*. Während dieser Fahrt liess ich die Insel *Wight* auf meiner rechten, und sahe die Flotte von *Speathead* vor mir. Zu Mittag langte ich in *Portsmouth* an. Ich begab mich alsogleich zu Dr. *Lied*, einem Sohne des berühmten Arztes, welcher über den Scorbut klassisch geschrieben hat. Obwohl ich kein Empfehlungschreiben an Dr. *Lied* hatte, so empfing er mich jedoch sehr freundschaftlich, und übernahm es selbst, mir die berühmte Kranken-

Anstalt für das Seevolk, *Haslar - Spital* genannt, zu zeigen.

Haslar - Spital.

Da das Locale dieses Spitals bereits von Verschiedenen, unter andern von dem seligen *Hunczowsky* ausführlich beschrieben worden ist, so werde ich hier vorzüglich von der innern Einrichtung desselben sprechen. So viel will ich jedoch erinnern, dass die Gestalt dieses Krankenhauses ein Viereck, welches jedoch von hinten nicht ganz verschlossen ist, vorstellt, dass die zwei Seitenflügel verdoppelt, d. h. dass in dem Innern des Gebäudes zwei ähnliche mit dem äusseren in einiger Entfernung parallel laufende Flügel angebracht sind, und dass dieses Krankenhaus dicht am Meere liegt,. so, dass die See während der Fluth unter demselben strömt, und die allda befindlichen Kloaken abspült.

Das *Haslar - Spital* ist ausschlüsslich für die Mátrosen und Soldaten der k. Marine bestimmet. Es haben in demselben 2100 Patienten Platz, wenigstens stehen die Betten für so viele Kranke stets bereit. In dem Augenblicke, wo ich diese Anstalt besuchte, waren nur 300 Kranke darin. Die meisten Kranken - Säle sind auf 20 Betten eingerichtet. In jedem derselben befinden sich zwei Betten, die so eingerichtet sind, dass man die obere Hälfte

derselben aufschrauben, und dem Patienten nach Wunsch eine höhere Lage geben kann. Bei vielen Brustkrankheiten, besonders bei der Brustwassersucht, müssen dergleichen Betten eine wahre Wohlthat für den Patienten seyn. Ferner sahe ich einige Betten für Kranke, die man nicht viel bewegen darf, z. B. für solche, die mit Beinbrüchen behaftet sind. Bei diesen Betten ist folgende Einrichtung getroffen: Nebst dem gewöhnlichen untern Leintuche liegt ein zweites auf demselben, das in eine hölzerne Rahme gefasst ist. An den vier Ecken dieser Rahme sind Stricke angebracht, welche ober dem Bette durch vier Rollen gehen, und sich dann vereinigen. Zieht man diese Stricke an ihrem Vereinigungs-Orte an, so erhebt man das angespannte Leintuch mit dem darauf sich befindenden Patienten von dem auf der Matratze liegenden Leintuche. Da nun in der Mitte jenes Leintuches eine Öffnung angebracht ist, so kann der Patient durch dieselbe seine Nothdurft verrichten. Während der Patient so erhoben ist, kann man das Bett richten oder wechseln, und ihn sodann wieder herablassen.

Der grosse Raum, welcher in diesem Krankenhause gewöhnlich frei stehet, erlaubt, dass folgende vortreffliche Massregeln daselbst Platz finden können: Nie werden gefährliche Kranke neben einander gelegt, sondern immer wird *ein* Bett zwischen ihnen frei gelassen. Auf diese Art dienen

für einen jeden solcher Kranken zwei Betten, eine Wohlthat, die sich nicht beschreiben lässt. Man muss selbst lange krank gewesen seyn, um dieselbe einzusehen.

Ein anderer nicht minder vortheilhafter Gebrauch ist folgender: Wie ein Kranken-Saal ein Mahl die gehörige Anzahl Patienten enthält, so werden die durch den Abgang derselben entledigten Betten nicht minder mit neu aufgenommenen Kranken belegt. Diese werden nemlich alsogleich in einen frischen Saal gebracht. So bald der erste Saal ganz leer ist, wird er gelüftet und geweisset. Auf diese Art geht der Wechsel der Säle durch das ganze Krankenhaus fort.

Um diesen Gebrauch nachzuahmen, muss man natürlich viel leeren Raum haben. Indessen ist diess in mehreren Spitälern der Fall, ohne dass man diesen Umstand zu benutzen dächte. Was mich betrift, so kann ich nicht genug den Wechsel der Säle anempfehlen, damit man bei Errichtungen neuer Spitäler auf diesen Umstand Rücksicht nehme. Obwohl ich von der andern Seite einsehe, dass ein solches Verfahren mit Unkosten verbunden ist.

Es ist beinahe überflüssig zu erinnern, dass in einem Spitale dieser Art die Krankheiten nach ihrer verschiedenen Natur abgetheilt sind. Diese Abtheilung ist so strenge, dass selbst alle

Sr. Excellenz

dem

Hochgebohrnen Herrn Grafen

Thaddaeus Czacki,

Geheimrathe Sr. Majestät des Kaisers und Selbstherrschers aller Reussen, Ritter mehrerer Orden, Mitgliede verschiedener gelehrter Gesellschaften u. s. w.

Euere Excellenz!

Den ersten Band dieser Reisebeschreibung habe ich in Österreich einem Manne gewidmet, der für alles, was das menschliche Elend vermindern kann, das höchste Gefühl hat, und diesem Gefühle gemäss zu handeln gewohnt ist. Mit gleichem Rechte widme ich in diesem Lande Euerer Excellenz den zweiten Theil des nemlichen Werkes. Ihr ganzes Bestreben geht dahin, in den weitschichtigen Provinzen, *Vollhynien*, *Podolien* und *Kiew*, in welchen Ihnen über das wissenschaftliche Fach die Aufsicht anvertraut ist, die Verbreitung einer soliden, auf Religion, Moral, Tugend und reelle Glückseligkeit gegründeten Aufklärung zu erzielen. Sie sind im Begriffe, die nützlichsten Wohlthätigkeit-Anstalten zu gründen. Ihnen kann demnach ein Werk, das

die besten Beispiele dieser Art zur allgemeinen Nachahmung aufzustellen suchet, nicht gleichgültig seyn. Nach wenigen Jahren werden Reisende Ihre Anstalten bewundern und beschreiben.

Ich bin mit der grössten Verehrung

Euerer Excellenz

Wilna den $\frac{24}{12}$ten März 1805.

gehorsamster Diener,
Joseph Frank.

Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Abtheilungen untersagt ist. Dieses ist besonders der Fall in Hinsicht auf *Fieber - Pocken - Masern* - und *Scharlach - Säle.* Dieselben haben ihre eigenen Wärter, die niemahls mit den übrigen Personen im Krankenhause umgehen können. Selbst die Reconvalescenten nach ansteckenden Krankheiten dürfen mit den übrigen Wiedergenesenden nicht umgehen. Da sie jedoch in einem gemeinschaftlichen Hofe spazieren gehen, so ist ihre nähere Zusammentreffung durch das Aufstellen einer Schildwache verhindert. Damit diese die Ordnung leichter erhalten könne, haben die Reconvalescenten auf ihrer Kleidung und der Wäsche folgende, mit grossen Lettern bezeichneten, Inschriften: *Fieber*, *Pocken*, *Masern*, *Krätze.*

Wie ein Kranker, besonders ein Kranker mit Fieber, aufgenommen wird, erhält er vor allem, wenn es nur immer seine Umstände erlauben, ein Bad. Nach diesem wird ihm die Spitalwäsche und Kleidung angelegt.

Zwei Primarärzte und Wundärzte versehen dieses Spital. Einem jeden unter diesen sind einige Assistenten zugestanden. Die Kranken werden täglich von den Primarärzten und Wundärzten besucht. Da jedoch die Assistenten vor diesen den Besuch abstatten, so fügt es sich, dass die Primarärzte bei gewissen chronischen Übeln und bei den Reconva-

lescenten die Assistenten blos fragen, ob etwas neues vorgefallen sei oder nicht, und im Falle einer verneinenden Antwort weiter gehen. Dieser Umstand mag Hrn. *Hunczowsky* verleitet haben, in seiner Reisebeschreibung zu sagen: Die Primarärzte sehen blos in die Säle, fragten, ob es nichts neues gäbe, und gingen dann davon. Diess ist nimmermehr der Fall mit den Kranken-Sälen, in welchen Patienten von einiger Wichtigkeit liegen.

Die Diät ist in diesem Spitale sehr gut. Man hat vorzüglich darauf zu sehen, die Wiedergenesenden zu ihrer gewöhnlichen Kost zurückzuführen. Daher besteht die ganze Speiseportion in der gewöhnlichen Matrosenkost. Auf diesen Umstand sollte man in allen Spitälern Rücksicht nehmen, und die ganze Speiseportion immer so einrichten, dass sie mit der in einem jeden Lande eigenen Kost des gemeinen Mannes übereinstimme.

Die Krankheiten, welche sich im *Haslar-Spitale* befanden, hatten nichts eigenes. Der Scorbut ist eigentlich aus der Englischen Marine verbannt. Nur Schiffe, die bei grossen Reisen in unglückliche Lagen gekommen, biethen Beispiele dieser Art dar. Mehrere schreiben die Verbreitung des Scorbuts auf der Englischen Marine dem allda angeblich eingeführten Gebrauche des Sauerkrauts zu. Dr. *Lied* versicherte mich, dass sich das Englische See-

volk an diese Nahrung nie habe gewöhnen wollen, und dass man daher selbige gar nicht gebrauche.

Der Typhus herrscht hingegen sehr häufig unter dem Seevolke. Dr. *Lied* hat dieser Krankheit auch sein besonderes Interesse geweihet. Er hat die meisten Behandlungsarten dieser Krankheit versucht, und das Resultat in sehr interessanten Tabellen aufgestellt. Die ganz *inactive Behandlung* schlug zwar nicht schlecht an, musste doch andern Methoden nachstehen. Für *Campher* und *Bisam* erhielt er kein besonders vortheilhaftes Resultat. *Cortex peruvianus* ist besser gelungen. Das *Aderlassen* war am nachtheiligsten. Am besten schlugen der Gebrauch eines Brech- und abführenden Mittels im Anfange, und sodann *Antimonialia* sammt *Blasenpflaster* an. Bei dieser Methode ist auch Dr. *Lied* stehen geblieben.

Nach Besichtigung dieses Krankenhauses begab ich mich auf die Rückreise nach der Hauptstadt. *Portsmouth* liegt 70 Meilen von *London*. Hier hielt ich mich noch einige Tage auf, und trat sodann den 10ten August 1803 meine Reise nach *Harrwich* an. Da schiffte ich mich aus Mangel eines Paquetbothes auf ein Schiffsboth ein, worauf ich nach einer Fahrt von 9 Tagen den Dänischen Hafen *Husum* erreichte. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, welches ich em-

pfunden, als ich England nach und nach aus dem Gesichte verlohren habe! Unvergesslich wird mir mein dortiger Aufenthalt bleiben, und nie werde ich aufhören, die aufrichtigsten Wünsche für das Wohl dieses unvergleichlichen Landes zu machen!

Ende des zweiten und letzten Theils.

Zahl der Entbundenen.		Zahl der gebohrnen Kinder.	Lebendig Gebohrne.	Während der Geburt Verstorbene.	Vor der Geburt Verstorbene.	Total-Summen der Verstorbenen.	Vergleich der verstorbenen zu den lebendig gebohrnen Kindern.
Im Jahre 6	952	961	925	2	34	36	1 zu $26\frac{2}{3}$
— — 7	1364	1380	1333	3	44	47	1 — $29\frac{1}{3}$
— — 8	1155	1166	1115	3	48	51	1 — $22\frac{6}{7}$
— — 9	1209	1222	1178	1	43	44	1 — $27\frac{3}{4}$
— — 10	1496	1512	1449	15	48	63	1 — 24
— — 11							
die ersten 6 Monate	884	896	859	5	32	37	1 — $24\frac{1}{9}$
	7060	7137	6859	29	249	278	

Welches ein Jahr in das andere 1 zu $25\frac{3}{5}$ macht.

Jahr	Zahl der Entbundenen.	Kranke.	Genesene.	Verstorbene.	Ungeheilt ausgetretene.
6	952	16	9	7	—
7	1364	168	68	100	—
8	1155	229	109	120	—
9	1209	68	43	25	—
10	1496	33	18	13	2
11					
die ersten 6 Monate	884	66	21	42	3

Kurze Wiederholung.

Entbundene	7060
Kranke	580
Geheilte	268
Verstorbene	307
Nicht geheilte und in das Hospizium *Cochin* übertragene .	5

Über die in das *Findelhaus*, in der Folge genannt *Hospice de la maternité*, aufgenommenen verlassenen, und in demselben verstorbenen Kinder, seit dem Jahre 1790, mit Inbegriff der ersten sechs Monate des XIten Jahres der neueren Zeitrechnung.

Jahr	Aufgenommen	Gestorben
1790	5,842	1,431
1791	5,140	1,428
1792 bis 22 Sept. inclus.	3,622	1,505
1	4,441	2,528
2	3,637	2,425
3	3,935	3,150
4	3,122	2,910
5	3,716	3,176
6	3,513	3,047
7	3,777	2,927
8	3,742	2,393
9	3,741	2,097
10	4,450	1,620
die ersten 6 Monate des 11	2,428	747
Total-Summa	55,106	31,384



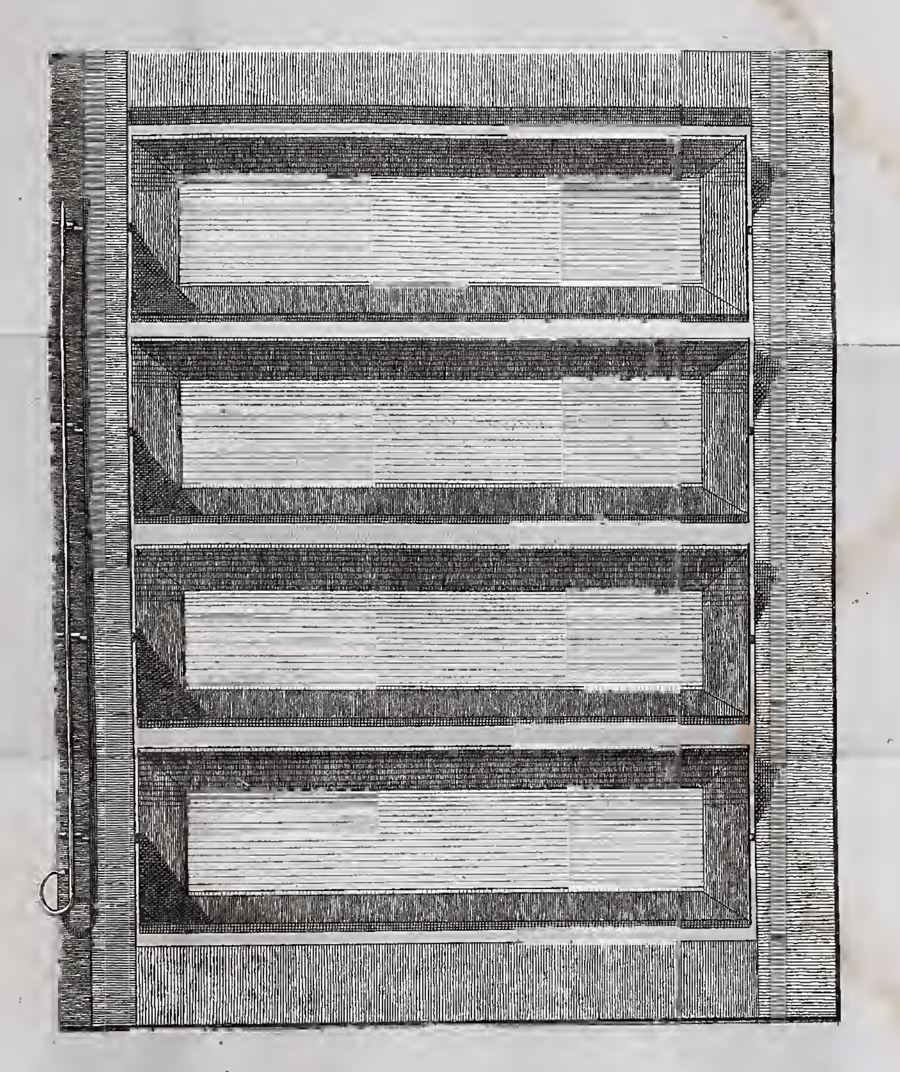
Bezirk
Abtheilung

Stand der Armen.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.
Tauf- und Zunahme.	Alter.	Geburtsort.	Wohnung, Zahl der Zimmer, und Preiss des Hauszinses.	Stand, verheurathet oder unverheurathet.	Vorheriges Gewerbe	Gegenwärtiges Gewerbe und täglicher Gewinn.	Physische Kräften und Vermögen zu dieser oder jener Gattung von Arbeit.	Zahl, Geschlecht, Alter und Beschäftigung der Kinder.	Angesuchte oder erhaltene Unterstützung.	Bemerkungen.
Franziska	60	Paris (Seine-Département)	In der Gasse Grenelle St. Germain; für ein Zimmer 80 Franken jährlich.	Ledig	Dienstmagd.	Strumpfflickerin, 10 kr. täglich.	Von schwacher Gesundheit.	— —	Monatlich 12 Pfund Brod, welchen noch 4 Pfund zugegeben werden.	NB. Man kann von der Bürgschaft, welche der Arme anbiethet, Erwähnung machen; denn jeder Dürftiger kann unter der Aufsicht oder Schutz eines reicheren Nachbaren, der seine Sittsamkeit und gute Aufführung bezeuget, stehen. Man muss auch sorgfältig die Lage der Kinder und der nächsten Anverwandten der Nothleidenden angeben, damit man diejenigen kenne, welche die Mittel, sie zu erhalten, oder ihnen Hilfe zu leisten, haben.
Peter	60	Troyes (Aube-Départ.)	In der Gasse St. Dominique au Gros Caillou; für zwei Zimmer 100 Fr.	Wittwer	Fuhrmann	Bothe, 15 bis 20 kr. täglich.	Von guter Gesundheit.	Drei junge Knaben und eine Tochter von 12 Jahren, die nichts verdienet.	Monatlich 12 Pfund Brod und täglich 2 Suppen.	
Ludowika	50	Metz (Mosel-Dép.)	In der Gasse Cassette Nro.	Wittwe	Flickerin	kränklich	Von schwacher Gesundheit.	Eine Tochter von 13 Jahren, die nichts verdienet.	Drei Pfund Brod wochentlich.	
Anton	80	Nancy (Meurth-Dép.)	In der Gasse Bacq Nro.	Ledig	Maurer	Durch Zufall krüppelhaft	Drucken auf der Brust.	— —	Zwei Pfund Brod wochentlich u. 4 Pfund Fleisch monatlich.	

Unterschrieben von
zu Paris.

Die beyliegende Kupfertafel vertritt die Stelle der V. Tabelle.



Geometrischer Aufriß des etwas geöffneten Fensters.

S. p. 202.

VERGLEICHENDE ÜBERSICHT

der natürlichen Blattern, der geimpften Blattern, und der Kuh- oder Schutzblattern, in Rücksicht ihrer Wirkungen auf einzelne Personen, und auf die ganze menschliche Gesellschaft.

Bekannt gemacht auf Befehl des medizinischen Ausschusses der königlichen Jenner'schen Gesellschaft zur Ausrottung der natürlichen Blattern, in London.

Natürliche Blattern. – Geschichte. Schon seit zwölf Jahrhunderten kannte man diese Krankheit als eine zerstörende Pest der menschlichen Gesellschaft, die in jedem Jahre eine unzählbare Menge Menschen dahin raffte.

Geimpfte Blattern. – Geschichte. Die noch nicht allgemein angenommene Impfung der Blattern ward das Mittel, die Ansteckung immer weiter zu verbreiten, und hierdurch im Ganzen die Sterblichkeit zu vermehren. — In London stieg diese vermehrte Sterblichkeit (nach den öffentlichen Berichten) an siebzehn unter Tausend.

Kuhblattern. – Geschichte. Während einer langen Reihe von Jahren sah man die Kuhblattern, die man zufällig kennen lernte, als ein Vorbauungsmittel gegen eine künftige Ansteckung der natürlichen Blattern an. — Viele Personen in jenen Gegenden, wo ein grosser Viehstand gehalten wird, und welche die erstern in ihrer Jugend gehabt hatten, blieben bis in ihr spätestes Alter gegen die letztern unempfänglich.

	Geschichte.		Zufälle, welche diese Krankheiten begleiten oder ihnen folgen, und die sowohl von ihrer Ansteckungsfähigkeit als ihrer Tödtlichkeit unabhängig sind.								
	Allgemeine Eigenschaften.	Tödlichkeit.	Gefahr.	Ausschlag.	Nothwendigkeit das Zimmer zu hüthen.	Zeitverlust.	Geldausgaben.	Nothwendige Vorsichtsmassregeln.	Medizinische Behandlung.	Entstellung.	Nachkrankheiten.
Natürliche Blattern.	Sie sind *ansteckend:* In einzelnen Fällen *gelinde*, grösten Theils aber *heftig*, *schmerzhaft*, *eckelhaft*, und *lebensgefährlich*.	Von sechs Personen, die sie bekommen, stirbt *Einer:* wenigstens die Hälfte der Menschen bekömmt sie; mithin stirbt an dieser einzigen Krankheit immer der *Zwölfte!!* In London jährlich 3000, und in ganz Grossbritannien 40,000.	Einer unter Dreien bekömmt sie immer auf eine *gefährliche* Art.	Häufige *schmerzliche* und *entstellende* Pusteln.	Nothwendigkeit von andern abgesondert im Zimmer zu bleiben. Zeitverlust: und mehr oder minder beträchtliche Geldausgaben, welche letztere einzelne Personen, Familien und ganze Ortschaften betreffen.			Vorsichtsmassregeln sind grössten Theils vergeblich.	Medizinische Behandlung ist *nothwendig*, sowohl *während* der Krankheit als *nach* derselben.	Gruben, Risse, Narben, etc. welche die Haut, und vorzüglich das Gesicht entstellen.	Skropheln unter jeder Gestalt; Krankheiten der Haut, der Drüsen, der Gelenke, u. s. w. Blindheit, Taubheit, u. s. w.
Geimpfte Blattern.	Sie sind *ansteckend:* In den meisten Fällen zwar *gelinde*, in einigen aber auch *heftig*, *schmerzhaft*, *eckelhaft*, und *lebensgefährlich*.	Von dreihundert Geimpften stirbt *Einer*. In London wahrscheinlich von Hunderten Einer.	Einer unter Dreissigen oder Vierzigen bekömmt die Krankheit unter einer *gefährlichen* Gestalt.	Immer entstehender Ausschlag in grösserer oder geringerer Menge.	Nothwendige Absonderung im Zimmer, Zeitverlust, und oft beträchtliche Geldausgaben.			Nothwendige Vorbereitung durch Diät und Medikamente. Vermeidung gewisser Jahrszeiten; nemlich: die der stärksten Kälte und Hitze, gewisser Lebensperioden, als zarte Jugend und spätes Alter, und gewisse Gattungen von Konstitutionen, wie im allgemeinen: schlechte Gesundheitsbeschaffenheit, Zahnen der Kinder, — Schwangerschaft, u. s. w.	Medizinische Behandlung ist gewöhnlich nothwendig.	Enstellungen können entstehen, wenn die Krankheit heftig sind.	Krankheiten derselben Art, wie die oben genannten, als Folgen, jedoch weniger häufiger.
Kuhblattern.	Sie sind nicht *ansteckend*, und bei gehöriger Leitung immer *gelinde*, *unschädlich*, selten *schmerzhaft*, *gefahrlos*, und ein *untrügliches Schutzmittel* gegen die natürlichen Blattern.	Niemals tödtlich.	Gefahrlos.	Eine einzige Pustel auf dem geimpften Theile.	Weder nothwendige Absonderung im Zimmer, noch Zeitverlust, oder Geldausgabe.			Weiter keine Vorkehrungen, als solche, welche die Leitung der Impfung betreffen.	Medikamente sind nicht erforderlich.	Keine nachfolgende Entstellung oder Missstaltung.	Keine nachfolgende Krankheit.

Inoculations-Register.

Inoculateur.	Subjekt und Umstände der Inoculation.											Datum.	Erscheinungen und Fortschritte der Lokal-Affektion.								Zustand des ganzen Körpers.	Kuhpocken-Materie.	Vermischte Bemerkungen.
	Nro.	Name.	Wohnort.	Alter		Rechter Arm.			Linker Arm.			Tag der Inoculation.	Erste Beobachtung. 4ter Tag.		Zweite Beobachtung, 8ter Tag.		Dritte Beobachtung. 12ter Tag.		Vierte Beobachtung, 16ter Tag.		Symptomen, welche von den Pazienten oder ihren Freunden angegeben werden.	Genommen den 8ten Tag.	
				Jahre	Monate.	Art der Inoculation.	Woher die Materie genommen?	Beschaffenheit der Materie.	Art der Inoculation.	Woher die Materie genommen?	Beschaffenheit der Materie.		Rechter Arm.	Linker Arm.	Rechter Arm.	Linker Arm.	Rechter Arm.	Linker Arm.	Rechter Arm.	Linker Arm.			

Register der in Hinsicht auf Vaccination gehaltenen Consilien.

Datum.	Name des Kranken.	Wohnort.	Alter.		Krankengeschichte.	Verordnungen.	Beobachtungen.
			Jahre.	Monate.			

Register der Austheilung der Kuhpocken-Materie.

Datum.	Name des Supplikanten.	Wohnort.	Zustand der Materie.	Quelle.	Austheilung.	Beobachtungen.

Nachricht über die Geburten

in dem

B r i t t i s c h e n   G e b ä h r h a u s e

von Errichtung des Instituts im November 1749 — bis den 1ten Juny 1801 inclusive.

Jahrzahlen.	Anzahl der Entbundenen.	Gebohrne Knaben	Gebohrne Mädchen.	Allgemeine Anzahl der Gebornen	Weiber, die Zwillinge gebahren.	Todgebohren.	Verstorbene Kinder	Verstorbene Mütter.	Verhältniss der Sterblichkeit unter den Kindern	Verhältniss der Sterblichkeit unter den Müttern
Vom 23 Nov. bis 31 Dez. 1749	3	3	—	3	—	—	—	—	1 in 42 + 16/78	1 in 15 + 108/218
1750	175	93	84	177	2	11	5	3		
1751	337	181	160	341	4	15	9	12		
1752	433	236	201	437	4	22	27	14		
1753	284	141	146	287	3	10	21	10		
1754	321	175	151	326	5	9	66	12		
1755	370	190	185	375	5	8	34	9		
1756	370	188	184	372	2	8	10	3		
1757	478	262	219	481	3	12	22	7		
1758	521	277	254	531	10	6	16	8		
1759	472	153	226	479	7	12	14	6	1 in 50 + 73/94	1 in 20 + 46/135
1760	427	228	206	434	7	11	58	26		
1761	390	197	198	395	5	20	31	12		
1762	397	199	199	398	1	8	38	7		
1763	414	209	212	421	7	15	32	10		
1764	366	191	178	369	3	15	17	7		
1765	566	311	258	569	9	12	20	9		
1766	588	293	304	597	9	25	17	10		
1767	571	303	272	575	4	7	10	4		
1768	588	301	288	589	1	5	2	3		
1769	561	292	280	572	12	14	13	7	1 in 53 + 29/106	1 in 42 + 74/134
1770	472	225	249	474	11	13	9	28		
1771	541	266	282	548	20	17	14	4		
1772	596	320	286	606	8	25	17	4		
1773	627	336	298	634	15	19	14	4		
1774	553	292	266	558	12	36	3	18		
1775	570	295	280	575	12	22	13	21		
1776	543	276	275	551	25	26	9	3		
1777	602	312	293	605	7	24	24	6		
1778	572	281	298	579	5	19	18	11		
1779	563	310	257	567	11	31	8	3	1 in 60 + 53/91	1 in 44 + 85/123
1780	566	310	259	569	2	33	4	8		
1781	524	275	255	530	7	26	9	14		
1782	549	298	260	558	10	15	14	13		
1783	587	308	288	596	7	33	17	5		
1784	550	283	272	555	5	24	10	14		
1785	435	231	212	443	5	24	16	6		
1786	597	333	276	609	8	35	19	9		
1787	564	290	283	573	3	36	18	9		
1788	578	296	287	583	7	25	10	10		
1789	599	296	308	604	4	42	12	1	1 in 288 + 1/21	1 in 77 + 38/79
1790	622	317	313	630	3	34	5	7		
1791	621	325	303	628	6	39	2	1		
1792	610	312	306	618	9	29	4	1		
1793	590	300	297	597	0	24	12	1		
1794	583	286	305	591	5	25	6	2		
1795	612	310	310	620	8	32	13	2		
1796	627	226	305	631	12	24	4	1		
1797	619	332	293	625	9	25	9	3		
1798	566	285	292	577	5	31	12	2		
1799	521	282	248	530	9	21	7	1	1 in 938	1 in 118 + 7/8
1800	417	211	210	421	4	18	1	—		
	26201	13642	12871	26513	311	1073	795	391		

Tab. VIII.

Nachricht über die Geburten

in dem

Brittischen Gebährhause

von Errichtung des Instituts im November 1749 — bis den 1ten Juny 1801 inclusive.

Jahrzahlen.	Anzahl der Entbundenen.	Gebohrne Knaben	Gebohrne Mädchen.	Allgemeine Anzahl der Ge-	Weiber, die Zwillinge ge-	Tod gebohren.	Verstorbene Kinder	Verstorbene Mütter.	Verhältniss der Sterblichkeit unter den	
1772	596	320	286	606	8	25	17	4		
1773	627	336	298	634	15	19	14	4		
1774	553	202	266	558	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]